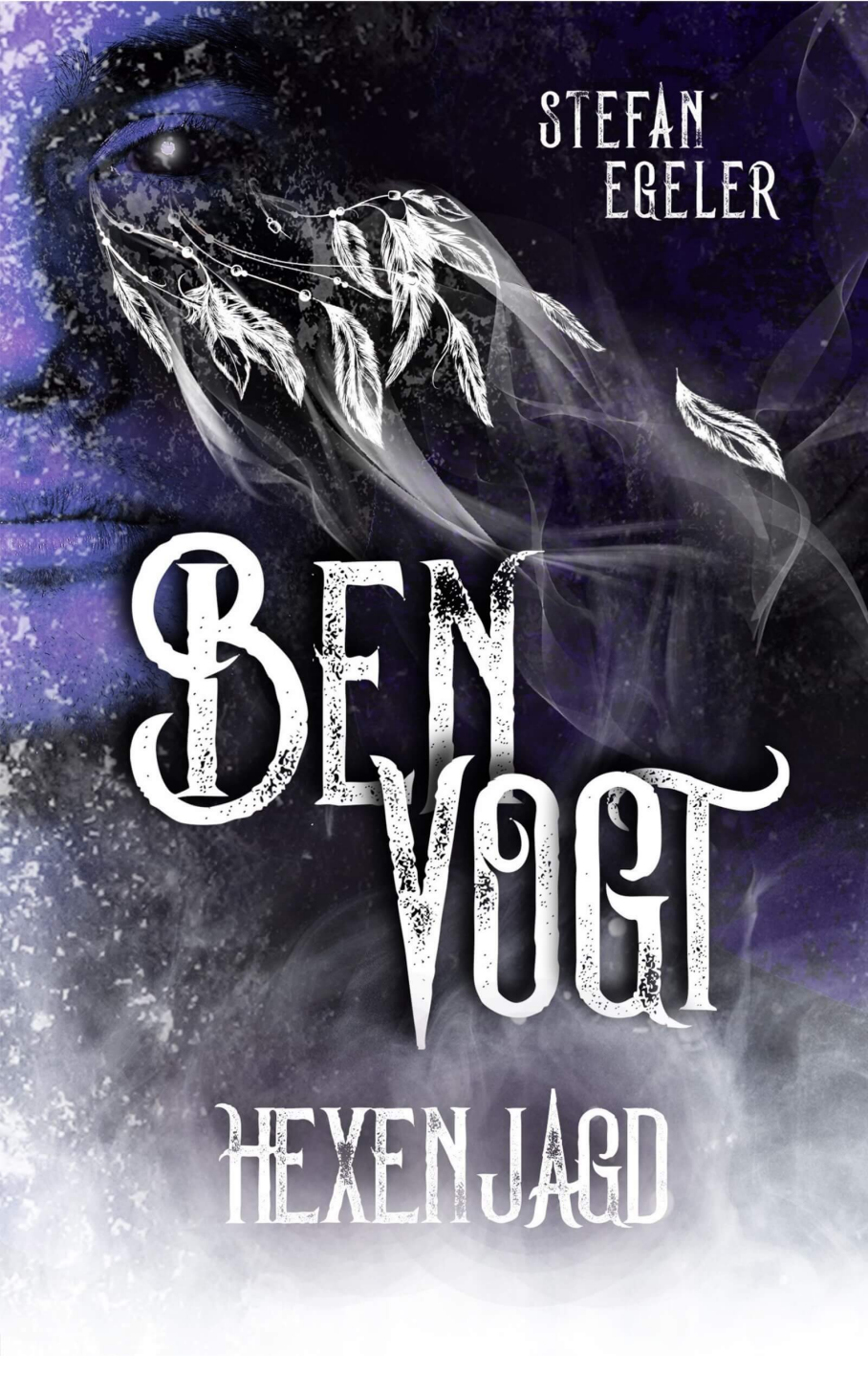
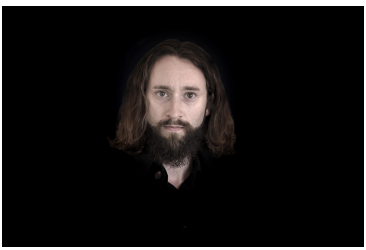

STEFAN EGELER
BEN VOGT
HEXENJAGD

ER HAT ALLES IM GRIFF. SEIT SEINEM TOD JEDENFALLS.

Die Albträume, seine Wut, selbst die Magersucht: Die Probleme, die Ben Vogt zu Lebzeiten gequält haben, sind in den Hintergrund gerückt. Denn seit seinem Tod ist er gefangen in einer geisterhaften Zwischenwelt. Gefräßige Nebel beherrschen dort die Straßen, die Menschen spüren Ben nur als kalten Hauch. Doch dann gerät er in einen Machtkampf dreier Hexen. Ein Kind wird vermisst, Bens neue Fähigkeiten könnten helfen ... wenn man ihn lässt.

STEFAN EGELER: DARK URBAN FANTASY

Ich bin Dark Urban Fantasy Autor. Du bekommst bei mir spannende Märchenromane. Entdecke den Grusel in Straßenschluchten und an abgelegenen Seen. Triff allerlei Sagengestalten. Und wirf mit mir den einen oder anderen Blick in die Abgründe der Seele.
Dabei berichte ich quasi aus erster Hand.



Denn aus beinahe sicherer Quelle weiß ich, dass ich der Urenkel eines Hexers bin.
Mehr über mich erfährst du auf

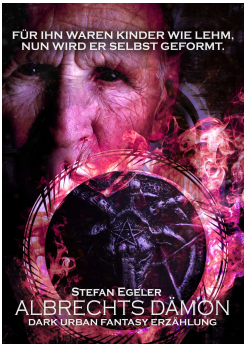
www.stefanegeler.de

HEXENJAGD

– – – XXL-LESEPROBE – – –

BETRITT OKKULTLAND!

In meinem kostenlosen Newsletter *Berichte aus Okkultland* erhältst du die Dark Urban Fantasy Erzählung *Albrechts Dämon*:



Der Lehrer Albrecht sieht seine Schüler als Lehm, den es zu formen gilt. Doch er begegnet etwas sehr Altem. Und wird selbst geformt ...
Zusätzlich zum E-Book erhältst du dunkle Neuigkeiten aus meiner Schreibwerkstatt, Infos zu Neuerscheinungen, Buchtipps, XXL-Leseproben und Microstories. Hol dir das kostenlose Paket unter

www.stefanegeler.de/berichte-aus-okkultland

Die Fantasie in meiner Familie hat mich immer inspiriert. Etwa weiß ich, dass die Seelen der Verstorbenen als graue Gestalten durch die Welt wandern – das hat mir meine Mutter eines Tages berichtet.

Ihr widme ich dieses Buch.

PROLOG

Spätestens seit der Besprechung heute Morgen hasste ich mein Leben. Was sollte das heißen, ich hätte ihm absichtlich die Nase gebrochen? Er hatte mich doch gereizt. Ich spielte die Szene im Kopf durch, sicherlich zum hundertsten Mal, während ich mich auf einen der freien Barhocker setzte und einen Energydrink bestellte, zuckerfrei bitte.

Die Einigung lautete, dass ich am kommenden Montag meine Kündigung einreichen musste. Danach wäre ich offiziell arbeitslos. Ein guter Deal, behauptete mein Bruder Tom. Schließlich entkam ich der Anzeige wegen Körperverletzung. Und trotzdem wusste ich nicht mehr weiter. Ich brauchte den Rettungsdienst für mein Leben. Der Job beruhigte mich. Wie ich das erste Mal als dritter Mann mitgefahren war, mit vierzehn, das hatte sich angefühlt, als hätte ich endlich Linderung gefunden. Inzwischen war ich 29 Jahre alt. Und ich fürchtete, dass es ohne den Dienst wieder so wie früher werden könnte.

Ich zwang mich zu einem kräftigen Schluck und ertrug das Grummeln im Bauch. Im Anschluss an die Besprechung war ich zwei Stunden gelaufen, hatte den Ausgleich gebraucht, um den Kopf freizubekommen. Ein halber Apfel danach, mehr vertrug mein Magen nicht, gerade nach diesen Nachrichten. Heute Nacht würde ich noch einige Energydrinks brauchen. Ich wollte mich wachhalten, denn in den letzten Tagen waren die Albträume wieder heftiger geworden.

Ich blickte erneut auf mein Handy.

Keine neue SMS.

Tom und seine Frau Sammy hatten ein Problem mit der Babysitterin, weshalb sie sich verspäteten. Das war zumindest

der aktuelle Stand. Ich ärgerte mich über ihn, schließlich wusste er davon, dass man mich rausgeschmissen hatte. Und vielleicht kamen sie jetzt gar nicht. Nur, weil sie ein Kind hatten.

Der Tanzbereich füllte sich langsam, die Frauen waren erkennbar jenseits der Dreißig. Tom hatte von vielen Mädchen Anfang und Mitte zwanzig gesprochen, aber die waren anscheinend einer anderen Einladung gefolgt. Die meisten der Männer präsentierten graue Schläfen.

»Das ist keine klassische Ü-30-Party«, hatte Tom gemeint.

Aha.

Ich nippte an meinem Getränk.

War mir doch egal.

Eine Frau im schwarzen Cocktailkleid tauchte neben mir auf und lehnte sich zur Barkeeperin. Sie war bestimmt fünf Jahre älter als ich, dafür groß gewachsen, nicht zu dürr, sinnlich. Mit wallenden roten Locken. Es wäre sicherlich schön, mich mit ihr zu unterhalten, mit ihr zu tanzen und später ... es war ja alles möglich, prinzipiell. Wie gern ich sie angesprochen hätte!

Sie bemerkte meinen Blick und lächelte spitzbübisch. »Na, sag schon was.«

»Äh«, sagte ich. Ertappt musterte ich das Holz der Bar. »Du wartest auf dein Getränk?«

Sie lachte auf. »Du sitzt einsam herum?«

Ich räusperte mich. »Du bist hübsch.«

»Vielen Dank.« Sie lächelte. »Bin die Regina.«

»Ben«, murmelte ich.

Die Barkeeperin stellte ihr zwei Getränke hin.

»Du bist in Begleitung?«

»Luc ist nur ein Freund.« Sie griff nach einem der Gläser. Während sie mich anblickte, umschlossen ihre Lippen sanft

den Strohhalm. »Du bist nicht so wie die anderen Männer hier.«

»Nicht so alt?«, fragte ich.

Sie lachte herzlich und legte eine Hand auf meine.

Ihre Finger waren so kalt, dass ich beinahe zurückgezuckt wäre.

»Na, sag«, meinte sie dann, »es ist wirklich was mit dir. Was ist passiert?«

Kurz stutzte ich.

Aber sie sah mich dermaßen intensiv an, dass es danach einfach aus mir heraussprudelte. Die unglückliche Zeit beim Rettungsdienst und die gebrochene Nase des Kollegen. Die Albträume, die mich seit der Kindheit plagten. Ich bestellte mir noch ein Getränk, wollte ihr auch etwas kaufen, doch sie winkte ab. Der neue Energydrink wechselte in meine Hand und von dort aus direkt auf mein Hemd.

Der Rempler war ein bulliger 50-Jähriger. Er grinste mich abfällig an und sagte: »46 Sekunden.«

Suchte er Streit?

Konnte er haben.

Die Barkeeperin riss mir die Dose aus der Hand. Das verhinderte, dass ich ihm als Antwort den Rest ins Gesicht schüttete.

Sie sagte: »Bekommst einen Neuen. Aufs Haus.«

»Ich brauch eher eine Erklärung von dem da«, knurrte ich.

»Meine Erklärungen haben stets auf Abwege geführt«, antwortete er, und mit einem Seitenblick zu Regina fügte er hinzu: »So wie meine Frauen.«

Dann wandte er sich wieder mir zu, hob die Hände und zuckte entschuldigend mit den Schultern. Aber plötzlich hielt er inne. Er schnüffelte in der Luft herum. »Ach, sieh an. Ein Gezeichneter.«

Er trat einen Schritt auf mich zu und drückte mir seine Wange ans Ohr. Ein beißender Schmerz jagte durch meinen Kopf.

Ich stieß ihn heftig von mir. Meine Schläfen schwirrten. Was war das jetzt gewesen? Ich hob die Faust.

Doch der Fremde wirkte mitleidig. »Dein Schicksal ist grausam, wenn auch für mich nützlich. Nur, warum zeichne ich dem Blinden ein Bild, du verstehst ja nicht einmal, wer deine Herren sind. Oder sein werden? Das Hemd riecht übrigens vorzüglich. Wie heißt das Getränk?«

»Luc, das ist süß, aber lass gut sein.« Regina legte ihm eine Hand auf die Schulter.

Das war Luc, ihre Begleitung? Der »nur ein Freund«? Ich zögerte, senkte schließlich widerwillig den Arm. Dass hübsche Frauen immer solche Arschlöcher dabei haben mussten! Ich hätte gern verstanden, wovon der Mann redete, und fragte mich gleichzeitig, ob das wieder eine meiner Tagtraum-Episoden war. Gezeichneter? Herren? Außerdem kämpfte ich weiterhin mit den Kopfschmerzen. Mir wurde ein bisschen übel.

Ich rutschte vom Barhocker und taumelte in Richtung Toiletten.

»46 Sekunden«, hörte ich ihn sagen. »Hab ich es gesagt? Na? Hab ich?«

»Ich hab nicht mitgestoppt«, antwortete Regina.

Dann drückte ich mich in die Menge.

Einige heftige Rempler später fand ich durch die Tür zur Herrentoilette.

Ich hatte gerade zum zweiten Mal in dieser Woche meine Faust erhoben. Was wohl mit mir los war? Ja, ich hatte dem Kollegen im Rettungswagen die Nase gebrochen. Aber ansonsten hatte ich mir nie etwas zu Schulden kommen las-

sen. Ich war keine Gefahr oder so was. Meine Träume hatte ich unter Kontrolle. Ebenso die Tagträume. Ich hatte nie jemandem irgendwas Schlimmes angetan, und der besagte Arbeitskollege hatte es ja gewissermaßen verdient. Der Rettungsdienst hatte meine Träume immer besänftigt. Was war inzwischen anders?

Vor einem der Spiegel blieb ich stehen. Meine Wangen wirkten eingefallener als sonst, das Hemd klebte mehr an Rippen als an Muskeln. Da war ich wohl, nach so langer Zeit, am Limit angelangt. Also würde ich dringend etwas ändern müssen.

Ich ließ kaltes Wasser ins Waschbecken laufen, tauchte das Gesicht tief hinein, wusch mir dann den Energydrink von Hals und Armen. Die Nässe beruhigte mich.

Das Brummen meines Handys holte mich zurück. Tom schrieb: »Wir sind da, wo bist du?«

Ich lächelte und steckte das Telefon ein. An meinem Bruder musste man nicht zweifeln.

Als sich die Tür der Toilette hinter mir schloss, wartete im Gang die nächste freundliche Überraschung. Denn Regina schlenderte mit Hüftschwung auf mich zu.

»Das ist die Herrentoilette«, sagte ich, »die Damentoilette liegt auf der anderen Seite.«

Sie lachte. »Oh, Hallo, die von der Welt geplagte Bekanntschaft.«

Ich strahlte sie an. »Mein Bruder Tom ist gekommen!«

Ihr Blick entgleiste. Doch dann fing sie sich wieder und tastete nach meiner Hand. Sie lächelte erneut. Ihre Finger blieben kalt.

»Auf Wiedersehen«, sagte sie mit einem traurigen Unterton in der Stimme. Doch sie ging nicht. Stattdessen drückte sie ihr Becken an meines und legte mir die andere Hand auf

die Brust. Das Hemd wurde schlagartig klamm. Ehe ich mich versah, fror es mich so, dass jedes Gefühl für meinen Körper verschwand. Ich registrierte all das nur am Rande, denn ich blickte tiefer und tiefer in ihre Augen.

»Küsst du mich jetzt?«, fragte ich.

Das war der letzte Satz meines Lebens.

KAPITEL 1

Drei Wochen später

Der Nebel zog vor die tief stehende Novembersonne und dämpfte ihr Licht. Er fraß Auto um Auto, verschlang Seitengassen und Häuserfronten. Hinter mir quoll er über die Straße. Damit schnitt er mir jede Rückzugsmöglichkeit ab. Es erstaunte mich, wie gleichgültig mir das war.

Ich lief nun langsamer, dabei hätte ich den Fuß besser komplett geschont. Immerhin hatte sich die Haut über meinem Knöchel bisher nur dürftig geschlossen. Ich sah die Sehne arbeiten und stellte fest, dass der Knochenhöcker wackelte. Gestern hatte mich der Nebel dort erwischt.

Minutenlang an mir genagt.

Tatsächlich war er für mich noch die einzige Möglichkeit, Schmerz zu spüren. Jedes Mal, wenn er mich berührte, war es, als riss er lebendiges Gewebe aus mir heraus. Und er fraß auch etwas von mir, so viel wusste ich, denn nach seinen Angriffen blieben Verletzungen zurück. Wie eben an meinem Fuß. Nur die Schmerzen verschwanden sofort wieder. Lediglich eine stechende Kälte hielt sich für einige Minuten in den Fasern. Danach wanderte ich herum, mit offenen Wunden, und spürte nicht mal ein Kribbeln.

Ich war so was von tot.

Vielleicht war es für mich an der Zeit, auf den Nebel zu warten und es hinter mich zu bringen. Mein Gelenk stand kurz davor, erneut zu brechen, also würde ich sowieso bald stehen bleiben. Warum nicht gleich? Ich war erschöpft. Ich sehnte mich nach einem Grund dafür, loszulassen. Denn noch

mehr als dieses Wechselspiel aus Schmerzen und Dumpfheit quälte mich das Gefühl, in dieser Schattenwelt allein zu sein. Seit Wochen hatte ich mit niemandem gesprochen, das zerstörte mich von innen. Ich konnte so nicht weitermachen.

Vom Ende der Straße schallte mir das Gelächter einiger Teenager entgegen. Ein blondes Mädchen rannte in einer gefütterten Sportjacke hinter der Ecke hervor, stoppte einen Fußball und verschwand wieder. Sie und ihre Freunde wären dann wohl die letzten Menschen, die ich traf. Sie würden mich weder sehen noch hören.

Am Tag nach meinem Tod hatte ich Tom und Sammy aufgesucht. Ich wollte in den Arm genommen werden, um Hilfe betteln, gesehen werden, aber ich blieb ihnen verborgen. Tatsächlich wirkten sie nicht einmal so, als vermissten sie mich. Doch ihr kleines Kind, mein eigener Neffe, starrte mich an und begann, furchtbar zu schreien. Ich floh aus der Wohnung. Der Auslöser für ein vor Entsetzen plärrendes Baby zu sein, das war mir zu viel. Das lag mir zu nahe an dem, was mir selbst passiert war. Ich hetzte die Straße entlang und rannte vor das nächste Auto.

Der Aufprall kitzelte. Ich blickte zu meinen Füßen hinunter, entdeckte die sich vorschiebende Motorhaube und stellte fasziniert fest, dass mir das Wagendach kantig durch den Bauch fuhr.

Mein Körper oberhalb des Bauchnabels blieb in der Luft stehen. Einfach so. Seltsam war das schon, im Nachhinein betrachtet. Denn der Unterleib war sofort weg. Ich spürte gar nichts mehr von ihm, anders als bei den Zusammenstößen mit dem Nebel. Ich sah es nur. Er klatschte schleimig auf die Motorhaube, blieb dort für einige Meter und löste sich erst danach als wattiger Dampf vom Wagen. Der Dunst floss über die Frontscheiben hinweg sowie das Dach entlang, ein Teil

quoll durch ein offenes Fenster in das Auto hinein. Die Fahrerin bekam einen Hustenanfall, verzog das Lenkrad und bremste scharf. Nur knapp fuhr sie nicht in den Gegenverkehr.

Später führte ich einige Versuche an mir durch. Ich massierte meine Muskeln und spürte nur die sich bewegende Masse zwischen den Fingern. Ich schlug mir in den Solarplexus – ich wusste genau, wo er lag – doch die Haut kitzelte bloß ein bisschen. Folglich hatte ich wohl gar kein Muskelgewebe, genauso wenig einen Solarplexus. Diese Gestalt war offensichtlich nur eine oberflächliche Kopie meines früheren Aussehens. So wie bei dem verletzten, offenen Bein. Vielleicht tat mein Körper das, um mich zu beruhigen.

Wieder lachten diese Jugendlichen. Sie brachten mich zurück in meine eher ausweglose Situation. Ich wechselte vom Gehweg auf die Straße, da knackste endlich der kaputte Knöchel und der Knochenhöcker brach. Sofort verkrampfte sich der Fuß. Ich stolperte, versuchte instinktiv, ihn so sanft wie möglich abzusetzen, doch dann fiel mir auf, wie unsinnig das war. Er schmerzte ja gar nicht. Das Gelenk fühlte sich steif an, das wars. Auf diese Weise näherte ich mich humpelnd der Straßenecke. Vielleicht würde ich es noch bis zu den Teenies schaffen. Etwas Nähe, gerade jetzt, kurz vor meinem Ende, das stellte ich mir schön vor. Denn mir war klar, dass der Nebel bald über mich herfallen würde. Er würde mich sezieren wie ein totes Tier und die zerschundenen Überreste einfach liegenlassen. Dabei war ich eh schon so hässlich.

Als ich noch lebte, war ich stolz auf mein dichtes schwarzes Haar und die hohen Wangenknochen gewesen. Auch das sehnige Äußere gab mir damals eine gewisse Ausstrahlung.

Aber seit meinem Tod zerfiel mein Körper, wenn man ihn überhaupt so nennen mochte. Inzwischen rieb graue, matte Haut über abgezehrte Muskeln und bildete dabei Falten, wie bei Geschenkpapier, das man dürftig glatt gestrichen hatte. Meine Wangen waren eingefallen und manchmal bissen die Zähne auf Haut. Es zog und juckte überall. Auf dem Kopf klebten mir nur wenige Büschel Haare, ansonsten war ich nackt. Ganz nackt. Die Jugendlichen hätten mich bestimmt mit einer Moorleiche verwechselt. Ich war fast froh, dass sie mich nicht sahen.

Ein wenig entfernt von der Hausecke, hinter der das Mädchen verschwunden war, erspähte ich einen dampfigen Nebelarm. Also hatte er mich eingeschlossen, oder zumindest war er kurz davor. Noch vor einer Stunde hatte ich mir geschworen, das zum letzten Mal durchzumachen.

Nach dem Erlebnis mit meinem Neffen hatte ich beschlossen, meine Familie in Frieden zu lassen. Ich versteckte mich in fremden Wohnungen. Anfangs war das eine Erleichterung, denn der Nebel mied die Orte, an denen sich regelmäßig Menschen aufhielten. Nur merkte ich schnell, dass ich es nirgendwo lange aushielt. Es war unerträglich, sie bei ihrem Alltag zu begleiten, sie bei ihren Gesprächen zu belauschen oder sie ruhig schlafen zu sehen. Das Schlimmste war: Ständig dachte ich an Tom und Sammy sowie all das, was ich verloren hatte. Ich konnte nichts, aber rein gar nichts tun, damit sie wenigstens ein kleines Wort zu mir sagten.

Außer ich zwang sie dazu. Mein erster Besuch in einem Menschen hatte sich zufällig ergeben. Ich war einige Tage tot, das Auto hatte mich schon überfahren. Den Versuch, mit Lebenden zu sprechen, hatte ich schon aufgegeben. Im Schlafzimmer einer fremden Frau legte ich mich neben sie. Ich lauschte ihrer Atmung. Vielleicht drückte ich mich auch an

sie. Ich dachte dann anfangs, ich wäre irgendwann eingeschlafen. Das war noch, bevor mir auffiel, dass ich nie schlief. Tatsächlich atmete sie mich damals ein und ich tauchte in ihren Albträumen auf. Es gelang mir, diese zu steuern. Das fühlte sich an wie früher, als ich selbst schlimme Träume hatte, nur dass es mich jetzt irgendwie entspannte. Statt Angst zu spüren, verursachte ich sie. Ich hatte die Seiten gewechselt. Allein deshalb war es möglicherweise besser, wenn ich meine Existenz nun beendete.

Ich hielt an.

Ich war bereit dafür, dass er mich holte, so ziemlich jedenfalls. Ein wenig zitterte ich trotzdem. Mich von der Welt wischen zu lassen, das war eine weitreichende Entscheidung. Meine Augen wanderten zu den Eingangstüren der Mietshäuser. Vielleicht versteckte ich mich noch ein einziges Mal. Feierte wenigstens meinen dreißigsten Geburtstag.

Doch ich stand da wie angewurzelt und wartete auf ihn. Die Ausläufer des Nebels krochen als pelzige Arme die Straße entlang.

Eigentlich ähnelte seine Form meiner eigenen Nebelgestalt recht stark. Wir beide mussten Fahrzeugen, Menschen und Fenstern ausweichen. Es hieß ja, Tote würden durch Wände hindurchschweben, das war also schon mal falsch, zumindest für ihn und mich. Denn unsere Welt zeigte sich ebenso massiv wie die der Lebenden, wir hatten nur etwas mehr Spielraum. Er etwa floss zwischen den Autos hindurch. Und sobald er sich über die Häuser drückte, sah das zwar beängstigend, aber auch ein wenig mühselig aus. Ich, wenn ich mich in einen Nebel verwandelte, waberte ebenfalls. In dieser Form hielt ich mich zum Beispiel an der Decke fest oder ich fuhr in die Leute hinein, um ihnen Albträume zu bringen. Fliegen konnte keiner von uns.

Einen großen Unterschied gab es. Während seine Berührung mir Schmerzen bereitete, spürten ihn die Menschen gar nicht. Streifte ich jedoch nah an den Lebenden vorbei, erschraken sie oder sie schüttelten sich.

Manchmal fragte ich mich, ob er ein Fluch meiner Mörderin war. Eine üble Nachgeburt, die mich jagte, um das Werk zu vollenden. Dazu würde passen, dass er sich mir noch in der Nacht meines Todes an die Fersen geheftet hatte.

Jetzt, so wie es aussah, würde er mich holen. Ich fühlte mich bereit, das war gut.

Zumindest war ich mir sicherer als die letzten Male.

Erneut sprang der Fußball hinter der Hausecke hervor, diesmal knallte er gegen ein Auto und rollte retour. Das Mädchen von vorhin folgte, ließ den Ball über die Fußspitze rollen, lupfte ihn hoch und nahm ihn unter den Arm.

Sie musterte den Wagen kritisch, dabei biss sie sich auf die Lippen. Mir fielen ihre Läuferbeine auf, auch ihre schlaksige Figur. Ob sie schon volljährig war, konnte ich nicht einschätzen, aber insgesamt fand ich sie recht hübsch. Sie drehte sich bereits halb wieder zurück, da hielt sie inne und zeigte mir ihre meerblauen Augen. Wie die Tiefsee. Unheimlich intensiv und, wie ich direkt danach bemerkte, auch ziemlich überrascht. Wegen mir?

Jetzt prickelte mein Rücken.

Das war bestimmt einer seiner wattigen Arme, gleich würde er sich in meinen Körper graben. Aber ich ignorierte das Stechen, stattdessen suchte ich den Blick des Mädchens. Die Vorstellung, dass es mich wirklich ansah, gab mir Mut.

Mein Hinterkopf fühlte sich an, als zöge mir jemand eine Kartoffelreibe über die Haut.

Das Mädchen legte seinen Kopf schief. Es hatte schöne Haare.

Blick mich weiter an, dachte ich.

Bitte lenk mich ab.

Es stemmte eine Hand an die Hüfte und lächelte verschmitzt. Es stand immer noch am Auto.

»Mach halt«, rief ein Junge aus den Nebelschleiern heraus.

»Mann, Laura«, sagte ein Mädchen, »wirf wenigstens den Ball zurück!«

Laura ließ den Fußball fallen und trat mit der Ferse dagegen. Er hoppelte in sanfter werdenden Sprüngen davon und verschwand hinter der Ecke.

Dabei ruhten Lauras Augen auf mir.

Plötzlich fror mich am Rücken.

Ich knallte auf die Knie.

Der Nebel zog in die übrig gebliebenen Hautfetzen.

Er tastete über die Muskeln.

Ich fand mich tapfer, immerhin wimmerte ich nur wenig. Ich schloss die Augen.

Gleich war es vorbei.

KAPITEL 2

Der nächste Schlag des Nebels ließ auf sich warten. Trotzdem blieb ich wie erstarrt, ich befürchtete nämlich, dass das nur eine Gemeinheit war, um mich zu quälen. Ich zählte die Sekunden. Schließlich drehte ich mich vorsichtig um. Mein Verfolger hatte sich einige Autolängen weit zurückgezogen.

Ich horchte in mich hinein.

Staunte.

Denn ich genoss es, noch da zu sein.

Ich war ihm fast dankbar, dass er mich verschont hatte. Ich hatte das zwar nicht erwartet, aber anscheinend wollte ich weiterexistieren.

Da strömte mir der Geruch von Schweiß und Mädchenhaar in die Nase. Zusätzlich roch ich etwas anderes.

Es war so: Mit meinem Tod hatte sich auch meine Wahrnehmung verändert. Plötzlich erschnüffelte ich intensive Gefühle. So hatte ich mich einmal in einer Wohnung bei einem frischverliebten Pärchen versteckt. Der Nebel gab ja nie Ruhe, ständig war er mir auf den Fersen, tastete überallhin, auf der Suche nach mir. Menschen mied er, ja, und auch in Innenräumen verlor er schnell an Kraft. Insbesondere, wenn er kleine Lücken zu überwinden hatte, etwa Türschwellen oder geschlossene Fenster.

Aus dem Zuhause des Pärchens allerdings wollte ich sofort wieder fliehen. Dort stank es, als lagerten sie deckenhoch Blumen ein. Obwohl ich nicht eine einzige Pflanze fand, nirgendwo, in keinem Zimmer. Es war unerträglich. Ich zählte jede Minute, bis ich eine ausreichend große Bresche im Nebel entdeckte, und verließ die beiden bei der ersten Gelegenheit.

Das Mädchen Laura roch nach Eisen. Keine Ahnung, was das zu bedeuten hatte. Doch sie hatte mich gerettet, da durfte sie riechen, wie sie mochte.

Sie stand vor mir und lächelte. »Darf ich dich anfassen?«

Ich rappelte mich auf. Sprachlos starrte ich sie an. Sie war seit meinem Tod der erste Mensch, der mich als Person wahrnahm.

Dann lachte ich auf. Sie sah mich! Sie sprach mit mir! Ich wollte sie an mich drücken, ihren warmen, wenn auch sicherlich unnachgiebigen Körper spüren, ihren Eisengeruch schnuppern, wieder Mensch sein.

Nur wurde mir gleichzeitig bewusst, dass sie mich sah, wie ich eben war. Nackt. Sofort schützte ich meine Scham mit den Händen.

Sie blickte mir auf den Schritt, zurück ins Gesicht und barst vor Lachen.

Mir wurde heiß. »Was ist?«

»Ach, nichts.« Sie lachte. »Es ist nur so, die meisten Toten tragen Kleidung. Und wie du grad geschaut hast, ey, das war so –«

Sie brach ab, kicherte und rieb sich über das Gesicht. »Das war echt gut.«

Was für eine Göre! Da war ich nackt, hatte keinerlei Ahnung, warum, und musste mir so etwas anhören. Ich atmete tief aus. Ruhig bleiben.

Es gelang tatsächlich. Jedoch hatte meine Willensstärke daran keinen Anteil. In mir stieg nämlich Schwindel hoch. Mir wurde klar, wie knapp es um mich gestanden hatte. Ich streckte die Hand nach ihr aus, um mich abzustützen, aber ich griff daneben. Seltsam eigentlich. Ich spürte meine einknickenden Füße kaum, ebenso wenig meinen Körper, als er wie ein nasser Sack auf dem Boden aufschlug. Ich sah es eher

und wunderte mich. Da saß ich also plötzlich auf der Straße. Schon seltsam. Die Finger zitterten mir ein bisschen, doch mein Tastsinn funktionierte. Ich drückte mit den Handflächen gegen den Asphalt.

»Mensch, was ist mit dir?«, fragte Laura.

»Alles gut«, flüsterte ich. Gern hätte ich die Hände vor den Schritt gelegt, jedoch bemerkte ich bereits beim Versuch, dass ich mich wirklich abstützen musste.

Sie setzte sich neben mich auf den Gehsteig und strich mir über die Brust. Das fühlte sich an, als streiften dicke Hagelkörner daran entlang, aber dennoch, irgendwie, genoss ich ihre Berührung.

»Du siehst echt zerstört aus«, sagte sie.

Ich antwortete nicht. Stattdessen horchte ich in mich hinein. In meinem Rücken kribbelte es. Nach einer Minute durchzuckte ein Schmerz meinen ganzen Rumpf, als hätte ein ungeschickter Arzt gerade in mehrere offene Nerven gestochen. Ich unterdrückte einen Schrei, jedoch musste Laura es mir angesehen haben. Sie streckte sich, um meinen Rücken zu begutachten.

»Iih«, sagte sie. »Ist das normal?«

»Was?«, fragte ich schwach.

»Da ist grad alles aufgeschnitten und voller Blasen.«

Ich tastete meinen Hinterkopf entlang zum Hals. Anschließend versuchte ich, die verletzten Stellen am Rücken zu erwischen. Die Finger fanden größere Schnitte, die bei Berührung kalt prickelten. Dann durchzuckte mich wieder dieser Schmerz. An meinen Fingerspitzen blieb Schleim kleben. Er war fast schwarz und stank wie fauliges Obst.

Das erleichterte mich enorm.

Denn das kannte ich schon.

»Alles normal.« Ich beschloss, meinem Körper etwas Zeit zu lassen, und legte mich auf den Bauch. Der Nebel hatte mich so erwischt wie sonst auch. Es würde heilen.

»Sag mal«, fragte ich, »wie kommt es eigentlich, dass du mich siehst? Und dich nicht erschreckst?«

»Ich bin eine Hexe«, sagte Laura, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt.

Ich lag bald seitlich auf dem Gehsteig. Mit einem »na komm« hatte Laura mir ihre Oberschenkel angeboten, um meinen Kopf abzulegen. Obwohl ich mich dabei mehr wie ein entlaufener Hund als wie ein Mann fühlte, akzeptierte ich lieber, was man mir bot. Außerdem hatte ich das Gefühl, ihr Bein gäbe ein klitzekleines bisschen nach. Damit war es definitiv bequemer als der Boden.

Laura strich mir zeitweise über die Wangen, was ich sehr genoss, und erzählte von sich. Eigentlich wurde ihr Redefluss nur von gelegentlichen Passanten unterbrochen. Denn wenn jemand vorbeiging, blickte sie die Leute neugierig an und tat so, als wäre sie allein.

Sie besuchte das Gymnasium, würde danach vielleicht eine Lehre machen, aber welche, das sagte sie nicht. Stattdessen redete sie lange von Fußball. Anscheinend war sie erfolgreich, jedenfalls hoffte sie, in absehbarer Zeit in der Bundesliga zu spielen. Mir kamen dabei meine eigenen Ambitionen in den Sinn, als Jugendlicher im Leichtathletikverein. Ich wollte den Albträumen entkommen, ebenso den Bildern, die mir tagsüber ins Leben sickerten. Allerdings war ich partout kein Teamplayer. Und oft war ich abgelenkt. Wenn die anderen Jungs mich dann mit Häme überschütteten, so wehrte ich mich. Gelegentlich wurde ich dabei etwas grob. Vater nahm mich nicht in Schutz. Mutter hatte irgendwann keine Lust

mehr, sich mit den anderen Eltern zu streiten. Ich blieb insgesamt lieber allein.

Während ich meinen eigenen Gedanken nachgegangen war, hatte Lauras Monolog den Sport verlassen.

Ein Detail brachte mich zurück.

Denn neben Laura war auch ihre Großmutter Trude eine Hexe. Die Familienmitglieder ahnten es bei beiden, konnten sich aber nur wenig darunter vorstellen. Familie, das war der Oma wichtig, darum hockte der ganze Familienclan, mit Namen Wolf, auf einem Haufen. In einem Mietshaus gleich um die Ecke. Ein Umstand, den man auf dem bayerischen Land immer wieder antraf, in der Stadt allerdings nicht. Ich wunderte mich und Laura klärte mich auf. Der Vermieter nämlich kannte Trude von Kindheitsbeinen an. Er stand, so beschrieb es Laura, ähnlich stark unter der Fuchtel der Alten wie ihre eigene Familie.

Die Wolfs, das waren: erst einmal Laura, zusammen mit ihrem Vater Anton und ihrer Mutter Fine. Dann die größere Schwester Becca mit ihrem Mann Hannes. Schließlich Lauras Onkel Xaver sowie seine Tochter Miriam, die auf die Grundschule ging. Von Miriams Mutter erwähnte Laura nichts. Stattdessen schimpfte sie darüber, dass sie sich seit Monaten mit dem Kind ein Zimmer teilen musste. Unvermittelt schwieg sie. Sie strahlte mich an.

»Was ist?«, fragte ich.

»Mensch, weißt du, wie cool das mit dir jetzt ist. Wenn ich mit den Einfachen rede, also, äh, ich mein, die nix mit den anderen Welten zu tun haben, dann muss ich immer überlegen, was sag ich und was lass ich aus. Und das sind ja alle in der Familie, außer Oma. Alle in der Schule. Alle im Verein.« Sie machte ein missmutiges Gesicht. »Und Oma ist steinalt.«

Laura versuchte, mir durchs Haar zu wuscheln, aber merkte, dass die Büschel sich nur klebrig verstreichen ließen. Schnell wischte sie sich die Hand an der Jeans ab.

Mir war es peinlich.

»Ich hab das vermisst, weißt du. Ich nehm dich mit zu mir. Einverstanden?«

Sie ließ mir nicht die Zeit, dazu eine klare Meinung zu entwickeln. Schon gar nicht, ihr zu antworten. Stattdessen zeigte sie auf eine Hauswand, in die Richtung, aus der sie vorhin gekommen war. Sie fuhr fort: »Die ganzen Leute, die vorbeigegangen sind, du weißt ja. Da ums Eck, da sind bestimmt schon ein paar Grüppchen. Die sehen sich Ulrikes alte Wohnung an. Ist im zweiten Stock. Da gehst du hin und hast erst mal deine Ruhe. Du kannst da auf mich warten. Ich komm rein, Papa hat den Schlüssel. Alles klar?«

Nein, wenn man es genau nahm, war das nicht klar.

Ich fand sie nett.

Sie war ein bisschen hübsch.

Und mein Verfolger floh vor ihr.

Aber trotzdem. Es blieben Fragen. »Wie meinst du das, du hast es vermisst? Rettest du häufiger Leute vor dem Nebel? Was machst du dann mit ihnen?«

»Haha, ›Nebel‹. Alles klar. Weißt du, ich tu das nicht mehr. Als Kind hab ich oft Mitleid gehabt. Ein Toter läuft vor nem Reiniger davon, schreit voll und – bam! Da ist es aus mit ihm.«

»Äh, warte. Jeder Tote hat seinen Nebel? Diesen Reiniger?«

»Ja, Reiniger heißen die. Weil sie die Übergänge zwischen den Welten reinhalten. Oma meint, die nennen sich selber so. Und nein, nicht jeder, der gestorben ist, hat nen Reiniger. Die Toten rennen rum, die Reiniger wabern rum und – na, du

weißt schon. Bam. Ich hab damals oft versucht zu helfen, um ein Haust–, äh, einen Spielpartner zu finden. Ich war klein. Nur gab das ständig Stress.«

»Du hast gesagt, die Reiniger sind immer unterschiedliche. Aber bei mir hab ich das Gefühl, es ist jedes Mal derselbe. Er verfolgt mich.«

»Echt? Krass. Hat dich wer verflucht?«

»Oh. Äh. Keine Ahnung. Du, ich will nicht als Haustier enden.«

»Bist auch keins, gar nicht. Weißt du, warum ich es bei dir gemacht hab? Das war, wie du stehen geblieben bist! Als wenn du gewusst hättest, was da kommt, und du sagst ›leck mich‹ zur Welt. Das war so cool.«

Das war vielleicht ein unreifes Gelaber. Doch ich schwieg und ließ mir nichts anmerken.

Sie schob ihr Kinn vor. »Sag mal! Ich schlag dir hier was vor. Ich bin offen. Aber du schaust mich an wie ein Insekt! Dann bleibst du halt da.«

»Hey! Warte mal.«

»Ist wahrscheinlich eh wieder eine schlechte Idee.« Sie drückte sich vom Boden hoch.

Ich stand mit ihr auf.

»Ich will ja nur sagen –«

»Nee. Ist klar. Du hast recht. Wie heißt du?«

»Äh, Ben.«

»Ben, schön wars.«

Sie blickte an mir vorbei und lächelte schelmisch. Dann fixierte sie mich erneut und streckte mir ganz ernst ihre Hand entgegen. Ich fühlte mich überrumpelt. Ich griff danach. Sie war so warm.

»Ich geh mal zurück. Die anderen sind echt schlecht ohne mich und auf Dauer tut mir der Ball leid. Vielleicht sehen wir

uns ja mal wieder! Hey, mach doch nicht so ein Gesicht. Du ziehst weiter, oder?«

Ich suchte nach Worten. Irgendwie verlief das Gespräch anders, als ich mir das erhofft hatte.

Mit ihr mitzugehen ... sie wusste ein bisschen was und war hübsch ... aber man merkte ihr auch an, dass sie noch keine zwanzig war.

Wahrscheinlich hatte sie recht. Es würde unglücklich enden.

»Ja«, sagte ich deshalb, »klar ziehe ich weiter.«

»Läuft! Machs gut. Schade, dass es nicht geklappt hat.« Sie schlenderte gemächlich davon. Der Reiniger wich vor ihr zurück.

Ich machte kehrt.

Vor mir türmten sich die Nebelarme auf.

»Ähm, Laura?«

»Ja?«

»Ich würde doch mitkommen.«

Ich folgte ihr, relativ ruhig, nur einen Tick schneller, als ich es gern getan hätte. »Bringst du mich zum Haus?«

Sie spazierte weiter, dabei musterte sie mich von oben bis unten. Ich fühlte mich begutachtet, wie eine Ware, die genau geprüft wird, bevor man sie annimmt. Meine Hände wanderten wieder zum Schritt, aber dann ärgerte ich mich. Ich würde mich bestimmt nicht schämen, weil ich nackt war. Auch dackelte ich ihr nicht nach, nur weil der Reiniger mich sonst fraß. Deshalb sagte ich: »Aber spiel keine Spielchen mit mir.«

Sie blieb stehen und legte sich eine Hand auf den Mund. Erschrocken blinzelte sie mich an. »Sorry, das wollte ich doch gar nicht. Freunde?«

»Äh«, antwortete ich.

Sie blickte mädchenhaft zu Boden. »Das klappt schon alles. Du tust halt ein bisschen das, was ich sage, ja?«

Ich sah mich um. Überall der Nebel. »Komm, die Diskussion führen wir drinnen.«

»Ey, das ist der Deal.«

»Okay, okay. Was du sagst. Drinnen dann.«

Sie lachte und beugte sich zu mir. Ich hatte den Eindruck, sie wollte mich auf die Wange küssen. Doch kurz vorher hielt sie inne. Sie schnüffelte.

»Was ist?«, fragte ich.

»Du riechst noch ein bisschen faulig. Äh, passt schon. Komm mit, ich bring dich zum Haus.«

Laura führte mich bis zu einigen warm angezogenen Leuten vor dem Mietshaus, die wohl einen Besichtigungstermin für die freie Wohnung hatten. Dort angekommen, streckte sie die Hände vorwärts, murmelte etwas und der Reiniger gab die Eingangstür frei. Den Trick musste sie mir unbedingt mal zeigen. Doch als auch einer der Umstehenden sie anblickte, reckte sie sofort die Arme nach oben und gähnte herzhaft.

»Lässt du mich rein?«, fragte ich.

»Ach was.« Sie gab mir einen sanften Klaps auf die Schulter, der von mir einen Ausgleichsschritt verlangte. »Günther, also Günther Meyer, unser Vermieter, kommt jetzt eh jede Sekunde. Denk dran, zweiter Stock. Bis später!«

Ich sah mich um. Der Nebel hatte sich tatsächlich ordentlich zurückgezogen. Ja, das würde klappen! Erleichtert drängte ich mich durch die Menge, während Laura zu der Fußballgruppe zurückschlenderte.

Viele der Wartenden bewegten sich unruhig, manche raunten einander zu. Sie rochen. Wie Menschen, klar. Zusätzlich

erschnüffelte ich etwas wie gebratenes Fett mit einem Hauch von Zimt, aber ein winziges bisschen duftete das nach einer anderen Welt, wie bei Lauras Eisengeruch.

Der Zimtgeruch war eindeutig.

Angst.

Einige Albträume rochen wie ein Weihnachtsladen. Zimt, Kardamom, Anis. Ich hatte in den letzten Wochen gelernt, Gefühlen Gerüche zuzuordnen. Gerade schlimme Empfindungen hatten sich schon in der Zeit vor meinem Tod in mich hineingebrannt. Die Albträume, die mich verfolgten, waren einfach zu heftig. Mit ihnen wurde es erst besser, als ich am Bett den Fernseher laufen ließ. Die Filme steckte mir ein Freund meines Bruders zu. Am entspanntesten schlief ich bei Streifen wie *Satans fürchterliche Stieftöchter* oder *Angriff der Mörderpaviane*. Mein schlechter Filmgeschmack wurde in Toms Clique legendär, bald fragten sie mich scherzhaft nach Rezensionen. Ich fühlte mich geschmeichelt. Allerdings antwortete ich ihnen nicht. Ich hatte nämlich nie auch nur einen der Filme bis zum Ende gesehen. Es war einfach nur beruhigend. Das abwartende, sich langsam steigernde Grauen, das davor meinen Schlaf beherrschte, konzentrierte sich nun meist auf ein kleines flimmerndes Rechteck. Ich dämmerte irgendwann weg und hatte ein wenig Ruhe. Als das klappte, baute ich mir aus mehreren Abspielgeräten eine Konstruktion, die jede Nacht acht Stunden lang Filme zeigte. Angefangen hatte ich mit neun Jahren, da gab es noch VHS-Kassetten. Heute machte ich das mit Playlists.

Also, bis vor einigen Wochen. Jetzt stand ich tot zwischen Menschen und interpretierte Gerüche.

Das gebratene Fett um mich herum deutete ich als Rastlosigkeit, Unruhe, Aufregung. Die unangenehme Ausführung, die man in den Eingeweiden spürte. Also, wie wenn

man dringend eine Wohnung suchte. War eigentlich ganz klar, so betrachtet.

Die Gerüche zusammengenommen fand ich ja angenehm. Nicht, weil ich zu Lebzeiten Fett mit Zimt recht lecker gefunden hätte, sondern weil es meiner Haut half. Hielt ich mich in der Nähe auf, während jemand ein trauriges Ereignis durchlebte oder schlimm träumte, zog mein Körper bald etwas weniger. Ich fühlte mich insgesamt wie erfrischt. Was die Menschen negativ ausstrahlten, ernährte mich, da war ich mir absolut sicher. Denn im Anschluss stieg mir die Übelkeit hoch. Ich übergab mich, was ein bisschen so war wie früher nach einer Mahlzeit. Damals hatte ich so wenig wie möglich gegessen, weil es mich bei jedem Bissen würgte. Klar hatte ich gelegentlich auch gekotzt und manche Leute nannten mich »dürr«. Die Ärzte diagnostizierten mir sogar »Anorexia nervosa«, Magersucht. Aber das stimmte nicht. Schuld waren die Albträume und meine Unruhe. Ich fühlte mich oft nicht wohl in der Welt.

Ein Mann schreckte mich auf. Er wedelte wild mit seinen Armen in der Luft herum, da hielt ich besser Abstand und schob mich schnell vorbei. Dann drückte ich mich zwischen einem älteren Ehepaar hindurch, das einander den Rücken zukehrte. Rechts und links von der Gruppe waberte der Reiniger bis auf einige Handbreit zum Haus. Damit kam er mir bereits ganz schön nah. Nun beeilte ich mich doch lieber. Wer wusste, wann dieser Günther aufkreuzen würde?

Als ich ankam, tastete ich mit beiden Händen den Türspalt ab. Er war sehr eng. Die Tür schien sauber abgedichtet. Bei einem Münchner Mietshaus! Wie unwahrscheinlich war das bitte. Nun nicht nervös werden.

Meine Fingerspitzen verlängerten sich. Ein praktischer Effekt der Nebelgestalt war, dass ich mich in beliebige

Formen pressen konnte. Ich blieb nur meist wattig dabei. Jetzt riss meine Haut und löste sich auf wie brennendes Papier. Das kribbelte. Dann wanderte ein Teil von mir als wabernde Asche die Tür entlang. Der Dunst sammelte sich am Türstock. Ich spürte einige scharfe Grate, da hatte jemand wohl doch schlecht gearbeitet.

In kleinen Tröpfchen flossen die Dunstfinger auf die andere Seite der Tür. Mit genug Zeit würde ich durch die Ritzen fließen. Das war keine große Sache.

Vorsichtig sah ich mich nach dem Reiniger um. Er zog sich um die Wartenden zusammen, Abstand hielt er nur von zwei, drei besonders ängstlichen Wohnungsbesichtigern. Ein Nebelarm strich in meine Richtung über die Hauswand, verteilte sich dabei zunehmend und zerfloss irgendwo auf seinem Weg ganz. Wirklich sicher fühlte ich mich trotzdem nicht.

Ich drückte mich gegen das Glas, löste meine Arme auf und ließ sie den Händen folgen. Langsam wurde ich hektisch.

Hinter der Tür bewegte sich etwas. Ein Mann stieg die Innentreppe hinunter, er war sicher über fünfzig. Er hatte eine ungewöhnlich gesunde Bräune. Außerdem nannte er einen stattlichen Ranzen sein Eigen. War das der Vermieter?

Als die Kälte an meinen Rücken schwappte, begann ich heftig zu zittern. Es war zu früh, das schmerzte zu sehr.

Warum hatte Laura nicht gewartet?

Auf den letzten Schritten setzte der Kerl ein ruhiges Lächeln auf.

»Mach schon!«, stieß ich hervor, meine Stimme überschlug sich ganz leicht.

Ich presste weitere Ascheschwaden in den Gang.

Das musste doch klappen.

Trotzdem zwickte schon die Haut an meinen Beinen.

»Mach auf!«

Gemütliche, fast verschlafene Augen blickten aus seinem runden Gesicht heraus, das ich in diesem Moment gern poliert hätte. Vor der Tür hielt er inne.

»Aufmachen!«, brüllte ich jetzt. »Verdammt!«

Ich wollte gegen die Tür schlagen, aber ich hatte keine Arme dafür. Die kämpften sich nämlich als Dunst durch den abgedichteten Türspalt.

Dann öffnete der Mann die Tür.

Ich stand da, die Armstümpfe erhoben, Unterarme und Hände schwebten feinstofflich im Gang herum. Ich räusperte mich, presste ein »Danke« hervor, schließlich fiel mir auf, dass mich ja niemand bemerkte. So trat ich an ihm vorbei und sammelte meinen restlichen Körper auf.

Zweiter Stock, hatte Laura gesagt.

Das Treppenhaus war eng. Über mir hörte ich die Stimmen dreier Menschen. Es klang nach zwei Frauen, eine davon recht alt, und einem Mann. Als mir auffiel, dass wir einander begegnen würden, drückte ich mich in einen Eingang. Ich wollte sie ohne Berührung vorbeilassen.

Ein hagerer Mann mit gepflegtem Schnurrbart schritt langsam die Stufen hinunter. Er fragte nach oben: »Wann ist Miriam gleich wieder zu Ihnen gekommen, Frau Wolf? Vorletztes Jahr im Sommer?«

Die Angesprochene klammerte sich an einen Gehstock und trug eine hellblaue Trachtenjacke. Ihre dünnen grauen Haare hatte sie akkurat zu einem Dutt gebunden. Ich schätzte sie auf über achtzig. Das war also Lauras Großmutter, die Hexe. Aber ich wollte mir sicher sein, deshalb beugte ich mich ein Stück weit ins Treppenhaus und sog die Luft ein.

Modrige Wände. Schweiß. Frische Farbe. Vielerlei Gefühle, angenehme darunter. Eisengeruch.

Lauras Eisengeruch.

Ja, diese Greisin war die gleiche Art Hexe.

»Sie brauchen sich fei nicht dumm stellen, Herr Kommissar«, sagte sie. Mit intensiven, blauen Augen musterte sie ihr Gegenüber. »Letztes Jahr im Sommer. Was ist mit der Zigeunerin?«

Eine weibliche Stimme antwortete: »Frau Badi haben Kommissar Obermüller und ich schon überprüft. Das war das Erste, was wir gemacht haben.« Die Worte gehörten zu einer Mittdreißigerin. Rote Locken fielen über ihr Gesicht. Ein dicker Schlaufenschal und eine leger sitzende Lederjacke betonten ihren Busen. »Sagen wir mal so, sie hat ein Alibi.«

»Was ist des für ein Alibi?«, fragte Trude. »Ist sie noch in der Geschlossenen?«

Kommissar Obermüller sagte: »Ein Alibi hat sie. Das muss Ihnen reichen.«

Die Alte schob ihr Kinn vor.

Der Gehstock klackerte auf die nächste Stufe, dann ließ sie ihren Fuß folgen.

Die Rothaarige fragte: »Wie ist denn Ihr Verhältnis zu Miriams Mutter so?«

»Ganz schlecht. Und der Rest von den Zigeunern? Was ist mit denen?«

Die Polizistin lächelte gequält. »Ihre Wortwahl ist ja reizend, Frau Wolf.«

»Die Verwandtschaft der Mutter überprüfen wir gerade.« Obermüller nahm die letzte Stufe zum Gang.

Ich drückte mich wieder fester gegen die Wohnungstür.

Der Polizist fuhr fort: »Hat sich Miriam bei ihrem Onkel und ihrer Tante gut eingelebt?«

»Was soll sie sonst gemacht haben?«

»Auffälligkeiten?«

»Mein Anton ist ein Anständiger. Er hat die Becca großgezogen und die Laura. Jetzt kümmert er sich um die Miriam. Ist Ihnen des beim letzten Besuch entgangen, Herr Kommissar?«

»Frau Wolf«, sagte die Kommissarin, »so meinte das der Kollege doch gar nicht. Sie können ganz offen zu uns sein. Selbst ein Ereignis, das Ihnen nicht erwähnenswert erscheint, kann für uns eine Spur sein, um Miriam wiederzufinden.«

Nun stutzte ich. Miriam war fort?

Die Alte drehte sich zur Polizistin und besah sie von oben bis unten. Dann trat sie neben den Kommissar und ließ das Geländer los.

Plötzlich bemerkte ich, dass der Blick der Kommissarin auf mir ruhte. Erschrocken sah ich sie an, befürchtete, sie würde mich tatsächlich sehen, aber sie wandte sich wieder Frau Wolf zu.

»Wie die Kollegin sagt«, raunzte der Kommissar. »Sie haben Ihren Sohn Anton gelobt. Seine Ehefrau haben Sie gar nicht angesprochen. Was ist mit der?«

»Die Fine wohnt auch im Haus. Den Rest fragen Sie sie selber.«

Die Polizistin legte ihr eine Hand auf den Arm. »Uns ist klar, dass Sie und Ihre Familie gerade eine schwere Zeit durchmachen. Seien Sie guter Dinge, wir sind für Sie da.«

Schroff schüttelte die Alte die Hand der Kommissarin ab. »Des hab ich mir schon gedacht. Aber Sie sagen mir besser mal, auf was Sie hier aus sind, Frau Fischer.«

»Ich verstehe nicht, warum Sie sich so oft danach erkundigen!«, sagte die Kommissarin nun mit erkennbar beherrschter Stimme. »Wir ermitteln doch für Ihr Enkelkind –«

»Des mein ich nicht«, unterbrach Frau Wolf sie scharf, »machen Sie mir nichts vor!«

Der Kommissar hielt an einer Wohnungstür an. Er musterte die beiden kritisch, aber schwieg. Stattdessen kramte er in seiner Jackentasche. Er holte zwei Visitenkarten hervor.

»Sie erreichen die Kollegin und mich jederzeit«, sagte er schließlich, »falls Ihnen zu Miriams Verbleib was einfällt. Was nicht Erwähnenswertes, zum Beispiel.«

Die Alte stellte sich vor Obermüller. »Sie wollen, dass ich geh? Sie machen jetzt mit meiner Becca weiter und ich soll droben in meiner Wohnung hocken?« Sie stemmte die Arme in die Hüften.

»Frau Wolf, Ihre Enkelin hilft bei der Suche.« Fischer blickte erst Trude lange an, dann den Gehstock der alten Frau.

Die Alte schnaubte.

Die Rothaarige schritt an mir vorbei und zeigte mir ihren Rücken. Schöne Locken. Ich wollte danach greifen. Dann hielt ich inne und drückte mich von ihr weg. Hatte ich diese Frau bereits getroffen? Aber an eine derart fesche Polizistin würde ich mich doch erinnern? Zugegeben, in letzter Zeit hatte sich mein Kontakt zu Fremden ziemlich beschränkt, eigentlich seit der Party vor drei Wochen, bei der man mich ermordet hatte.

Nun, ich konnte Kommissarin Fischer kaum fragen.

Ich schob mich an ihr vorbei zur Treppe. Hinter der Polizistin roch es leicht nach Parfüm und, seltsam, nach kaltem Rauch.

Unerwarteterweise zog die erste Stufe in den Knien, meine Haut bekam leichte Risse wie altes Papier. Es zwickte sogar in der Seite, als würde jemand an meinen Gedärmen ziehen. Ich schüttelte mich. Komische Vorstellung. Eher unbewusst legte ich die Hand auf die Stelle, doch dabei griff ich in etwas Glibberiges.

Sofort sah ich hin.

Eine der Wunden, die der Reiniger geschlagen hatte, klaffte offen. Dicker Schleim wand sich daraus. Er waberte in Richtung Gang.

Ich erschrak und packte die Masse. Das fühlte sich an, als würde ich mir die Innereien zusammendrücken. Ich musste heftig aufstoßen.

Ich spürte meinen Leib! Also schädigte mich ein magisches Wesen.

Aber wer? Trude war eigentlich zu weit weg.

Mein Blick fuhr über die drei Lebenden. Nur die Kommissarin wandte sich mir zu. Sie musterte mich nun mit offener Verwunderung. Tat sie mir das an? Unabsichtlich?

Dann stieß sie gegen die Alte.

»Ich bin ja so ein Trampel!«, rief sie aus und drehte sich zu Frau Wolf.

Mein Körper gehörte wieder mir. Ich zog an dem Gedärm und musste erneut aufstoßen. Dann schob ich es, so gut das eben ging, durch die Wunde zurück. Ich wollte mich wieder aufrecht hinstellen, aber meine Beine schwächelten.

»Ah«, meinte Lauras Großmutter. »Des können Sie laut sagen. Erklären nicht einmal, was Sie hier vorhaben.«

Sie musterte Fischer kritisch, wartete wohl auf eine Antwort und erhielt nur einen ratlosen Gegenblick.

Schließlich zuckte die Alte mit den Schultern. »Na, dann halt nicht.«

In dem Moment entdeckte sie mich auf der Treppe.

Ich brauchte kurz, bis mir auffiel, dass sie mich ja sah. Ich lächelte schief. »Hallo?«

Auch die Kommissarin wandte sich wieder zu mir.

»Was ist denn?« Der Kommissar hielt der Alten weiterhin die Visitenkarten hingestreckt. Er runzelte die Stirn und suchte etwas in meiner Richtung.

»Teufel!« Die Wolf schob ihr Kinn weiter vor.

»Frau Wolf, da ist doch nichts«, sagte Fischer. »Und ganz bestimmt kein Teufel. Nun nehmen Sie halt die Karten, die Ihnen der Kollege geben möchte.«

Ich rappelte mich auf. »Frau Wolf, ich gehöre zu Laura.«

Ihr Gehstock klackerte auf den Steinboden.

Ich erschnüffelte den süßlichen Lakritzgeruch heftiger Sorgen.

Da gaben ihre Füße nach.

Der Kommissar fing sie nur knapp.

»Lassen Sie mich!«, schrie sie.

Ihre Gefühle drückten sich regelrecht gegen mich. Ich stolperte die Treppe hinauf, beschleunigte dann meinen Schritt. Nur fort von der Gruppe.

Eine der Wohnungstüren war nicht richtig zugezogen.

Das musste es sein.

KAPITEL 3

Ein Raum roch nach frischem Putz, Farbe und Verzweiflung. Ich folgte den Gerüchen. So betrat ich das Schlafzimmer, das schloss ich jedenfalls aus dem Schnitt der Wohnung. Der Handwerker hatte es wohl nur knapp geschafft, seine Sachen aufzuräumen, denn selbst das Fenster war noch gekippt. Vorsichtig näherte ich mich. Ich blickte durch das Glas. Als würde der Reiniger mich bemerken, tastete sich eine Nebelschwade zum Fenstersims vor, doch bevor sie die Hausmauer überhaupt erreichte, zerfloss sie bereits. Die Nebelbank dahinter hielt, wie schon an der Eingangstür, einige Zentimeter Abstand zur Wand. Das war neu. Klar, ich wusste, in Räumen tat er sich schwer. Aber ein Haus, von dessen Grenzen er sich gänzlich fernhielt? Es hatte erkennbar seine Vorteile, bei Hexen zu wohnen.

Das hier würde definitiv mein Zimmer werden.

Seit meinem Tod wuchsen mir Schlafzimmer ans Herz. Tagsüber standen sie leer und wenn ich mich in ihnen versteckte, blieb ich davon verschont, dass jemand durch mich hindurchrannte. Nachts wiederum erhaschte ich die Gefühle, die meinen Zustand linderten. Schon seltsam. Denn vor dem eigenen Schlafzimmer hatte ich mich das ganze Leben lang geängstigt. Das lag an den Albträumen, die mich schon in frühester Kindheit begleiteten. Den Grund dieser Albträume entdeckte niemand. Laut den Allgemeinmedizinern lagen alle Werte im Normalbereich. Die Schlafmediziner fanden keine physiologischen Auffälligkeiten, ganz im Gegenteil: Sobald ich mich im Schlaflabor aufhielt, schlief ich ruhig, ohne große Ereignisse. Als mir dieser Zusammenhang auffiel, noch während der

Kindergartenzeit, bettelte ich meine Eltern an, weiter dort schlafen zu dürfen. Die Ärzte schickten mich einige Testnächte später ratlos zurück nach Hause. Vater schämte sich, mich überhaupt noch mal dorthin gebracht zu haben. Er schwieg von da an über das Thema. Ich weinte damals oft vor dem Einschlafen. Mutter brachte mich schließlich zu einem Kinderpsychologen.

Natürlich suchte auch der ohne Erfolg.

Wieder zog das süßliche Aroma ins Zimmer. Es kitzelte mir in der Nase. Die düstere Vergangenheit verblasste. Ich jagte nun, im beginnenden Halbdunklen, nach der Quelle des Geruchs. Ich wanderte die Wände entlang, drückte sogar das Gesicht an die frisch getrocknete Farbe. Der Duft lag im ganzen Raum. Klar, mein Kopf sagte mir, dass es schlimm gewesen sein musste, hier zu schlafen, vielleicht unmöglich. Ich fragte mich, ob die Vorbesitzerin deshalb die Koffer gepackt hatte. Laura hatte sie Ulrike genannt. Ich hätte gern gewusst, was in ihrem Schlafzimmer passiert war. Welche Ereignisse zu dem friedlichen Gefühl geführt hatten, das sich nun über mich legte. Ich spürte bereits, wie mir die Haut geschmeidiger wurde. Wie die Muskeln an Gewicht und Definiertheit gewannen. Ich stellte mir vor, dass das immer so weiterging. Bis ich aussah wie vor meinem Tod. Zäher, athletischer sogar. Statt einen halbverheilten Fuß nachzuziehen, bekäme ich den leicht federnden Gang zurück, den ich mir in der Leichtathletik antrainiert hatte.

Aber auch der flaue Magen ließ nicht auf sich warten. Bald setzte ich mich in eine Ecke und atmete flach. Die Stoßkanten des Parketts drückten, selbst die feinen Steinchen im Putz rieben am Rücken. Ich war froh um beides, denn es lenkte mich ein wenig ab.

Irgendwie war es doch ein Witz. Immerhin fühlte sich mein Inneres sonst so leer, so abwesend an. Ich aß nicht ein-

mal. Die heilsamen Gefühle, ich schluckte sie nicht. Und wenn meine Theorie stimmte, dass mein Körper nur so viel von sich formte, um die Illusion aufrechtzuerhalten, dann hatte ich gar keinen Magen. Die Gefühle legten sich direkt auf die Haut und zogen über diese in mich hinein. Wie eine Lotion.

Dennoch würgte es mich. Immer noch wehrte sich mein Leib gegen die Nahrung, die ich brauchte. Und er zeigte es mir auf die Art, die er von früher kannte.

Übelkeit schwappte mir an den Gaumen. Ich beugte mich nach vorne und öffnete den Mund. Ich erbrach nur ein dünnes Rinnsal.

Ich hörte Schritte. Das war bestimmt schon Laura, sie hatte ja gesagt, sie würde kommen. Dann könnten wir uns einen netten Abend machen.

Viele Schritte. Hatte Laura Freunde mitgebracht?

Ich horchte genauer hin und war enttäuscht. Eine Person stellte eine schüchterne Frage, beginnend mit »Herr Meyer«, dann pries eine gemütliche Altherrenstimme mit ruhigen, herzlichen Worten die Einbauküche. Es war der Vermieter. Er hatte die Leute im Schlepptau, die unten vor der Tür gewartet hatten, und zeigte ihnen die Wohnung. Dass mir das nicht früher eingefallen war. So viel zu meiner Ruhe.

Schade auch, dass Laura mich weiter warten ließ.

Ich rappelte mich auf. Die Wand hinter mir wirkte abgetragen. Sie war sogar leicht grau. Eigenartig. Als ich den Raum betreten hatte, war ich mir sicher gewesen, alles in frischem Weiß zu entdecken. Warum ließ der Maler eine Stelle aus, zumal eine, die immerhin so groß wie mein Rücken war? Ich sah mir den Fleck genauer an. Er bildete sogar die Form meines Rückens. Deshalb also. Ich seufzte. Dort hatte ich

mich angelehnt. Mein Körper verursachte das, weil er auf diese Weise heilte. Ich zerstörte alles um mich herum, selbst wenn ich mich stillhielt. Ich wollte aufschluchzen oder gegen den Putz schlagen.

Stattdessen stellte ich mich an die Tür meines Zimmers.

Die Besucher drängten sich durch den Gang, wenig später lobte Meyer im gegenüberliegenden Raum Parkett sowie Ausblick. Seine Stimme klang geschäftsmäßig, verbindlich. Seine Augen allerdings vermittelten einen anderen Eindruck. Die Oberlider hingen so tief, als hätte man ihn gerade erst geweckt.

Die Leute traten in den Flur zurück. Ein Mann an der Spitze der Gruppe würde gleich durch mich hindurchtreten. Ich zögerte. Das war mein Zimmer, das Schlafzimmer, tagsüber frei von Menschen. Aber jetzt rannten sie alle hier herein?

Wenige Zentimeter vor mir blieb der Fremde abrupt stehen. Was war denn das? Er wurde von seinem Hintermann leicht nach vorne gestupst, dann hielt dieser ebenfalls an und bremste die nachfolgende Besucherin aus. Wehrte ich so die Gruppe ab? Warum hatte ich das früher nicht versucht?

Ach ja, weil ich es bereute, wenn sie durch meine Unvorsicht eben doch in mich hineinstießen.

Meyer schritt an dem Ersten vorbei, musterte ihn kritisch und trat ein. Ich schob mich gerade rechtzeitig aus seinem Weg. Er schaltete das Licht ein und stellte sich in die Mitte des Raumes. »Nur zu.«

Die Leute hielten Abstand von mir. Ebenso von der Ecke, in der ich gesessen hatte. Ihr Unbehagen schmerzte mich tief drinnen. Aber es heilte meine Haut.

»Hier riecht es noch etwas neu«, sagte der Vermieter, »ich hoffe, das ist kein Problem für Sie.«

Einige lachten höflich.

»Freilich ist es so für Sie von Anfang an frisch und wohnlich! Das ist das Schlafzimmer. Schöne Größe, da hat alles Platz. Haben Sie weitere Fragen?«

Er ignorierte eine unsichere Meldung.

»Nein? Dann bringe ich Sie jetzt zurück zur Wohnungstür. Meine Tochter Nathalie zeigt Ihnen gleich den Keller sowie den Gemeinschaftsgarten. Von ihr bekommen Sie nachher auch die Selbstauskunftsbögen.«

Die Menschen schoben sich aus der Tür. Draußen grüßte sie eine weiche, sinnliche Frauenstimme. Der Vermieter wartete, bis alle sich zur Tür gedreht hatten, bevor er das offene Schlafzimmerfenster schloss.

»Anton, Anton«, flüsterte er, »das nennst du fertig.«

Hinter dem Fenster färbte sich der Reiniger inzwischen schwarzgrau.

Die Sonne war wohl endlich untergegangen.

Während ich an Meyer vorbei durch das Glas hinausblickte, verschob sich mir die Sicht. Das passierte mir manchmal. Ein bisschen war das wie mein Geruchssinn, nur dass der zuverlässiger arbeitete.

Meyers Kleidung wurde durchsichtig, dann verschwand seine Gestalt. Was ich darunter sah – oh, das war ja seltsam.

Nun.

Ich glaube, der Leib ist nur eine Hülle.

Direkt unter der Haut versteckt sich etwas, das mir gleicht, aber meistens rosiger und weniger faltig ist. Es spannt sich unterhalb des Körpers und kontrolliert ihn. Hat Arme, Beine, Finger, einen Kopf. Ja, ich schätze, dass es sich zusätzlich von der Person ernährt. Von ihren Gefühlen, zum Beispiel. Dieses Wesen, das in einem drin steckt, dieses Ding, das genauso ist wie ich, wir sagen dazu Seele.

Ich bin überzeugt: Es ist ein Parasit.

Deshalb ernähre ich mich vom Leid anderer Leute.

Früher habe ich mir das aus dem Körper gezogen, physiologisch vielleicht, oder, irgendwie, magisch. Nur ist mein Äußeres jetzt weg. Also brauche ich eine neue Quelle. So einfach ist das.

Mit der Sicht blicke ich auf die Seele der Leute. Diese Seele, sie ist keineswegs durchsichtig. Genauso wie auch ich nicht durchsichtig bin. Und die Oberfläche der Seele verrät mir viel. Falls der Mensch glücklich und gesund ist, ist sie pummelig wie ein Säugling. Ist jemand besonders fröhlich, dann leuchtet der Brustkorb, als würde eine Glühbirne darin sitzen. Bei unangenehmen Zeitgenossen wiederum verschwindet die Brust in tiefen Schatten. Aber wenn eine Person krank ist, sehe ich das ebenfalls. Mir war das bei einem alten Mann aufgefallen, der seinen Urin nicht mehr hatte halten können.

Ich wäre der perfekte Arzt. Hätte ich einen Körper. Und ein Medizinstudium abgeschlossen.

Über Meyers Brust zogen sich schwarze Dellen. Sie bestanden aus vielen kleinen, hart gewordenen Bläschen, die sich übereinanderstapelten und zwischen denen gelegentlich ein dunkelroter Dampf hindurchnässte. Das Gewebe war auf Höhe des Herzens am meisten angegriffen, aber die Bläschen strahlten die Seelenhaut entlang in verschiedene Richtungen aus. Ich vermeinte, darin den Weg der Schlagadern zu erkennen. Wie seltsam sich das anfühlte. Da hatte ich als Sanitäter so vielen Menschen geholfen, sie bis in den Tod begleitet, aber dass es diese andere Welt geben könnte, in der Geister lebten, Gefühle rochen und Krankheiten sich in der Seele ausbreiteten, daran hatte ich nie gedacht. Dabei ergab das wirklich schöne Formen, wie hier mit den Bläschen. Eine geradezu berufliche Neugierde kam in mir auf. Hatte Meyer

eine Herzschwäche? Eine verkalkte Hauptschlagader? Stand er kurz vor einem Herzinfarkt?

Wie gern hätte ich ihn gefragt!

Meyer schaltete das Licht aus und verließ den Raum. Ich zögerte, immerhin war die Stimmung an diesem Ort etwas Besonderes. Aber als ich den Vermieter an der Tür hörte, riss ich mich los. Wer wusste, wann ich ihn das nächste Mal sehen würde!

Beschwingt wanderte ich in seine Richtung. Gerade wollte ich in den Gang treten, da sah ich an der Eingangstür den Arm einer hellblauen Trachtenjacke.

»Trude!«, rief Meyer.

Ich schoss zurück.

Was machte die hier?

Eine unangenehme Ahnung breitete sich in mir aus. Gerade erst hatte sie mich als »Teufel« beschimpft. Aber ich war doch nicht derart wichtig. Oder?

Hoffentlich kam Laura bald. Ich drückte mich an den Türstock des Schlafzimmers und lauschte.

»Na, Bub«, sagte Trude. »Du hast die Leute noch gut beschäftigt unten, ich habs schon mitbekommen.«

»Was denkst du denn! Wie wirkt das, wenn die Besucher hochkommen und die Polizei steht im Gang? Hat man ihnen ja auch deutlich genug angesehen, den Herrschaften, dass sie von der Staatsmacht sind. Was ist? Wieder etwas mit Miriam?«

»Sie ist weg.«

»Dieser Obermüller scheint euch ganz schön – um Himmels willen! Das ist ja schrecklich! Die arme Kleine! Kann ich was für euch tun?«

»Günther, du bist einfach mein Bub. Aber nix kannst tun. Die Kinder heut! Ich mag mir die Wohnung anschauen.«

»Da muss ich an meine Nathalie denken, wie sie mir damals ausgebüxt ist. Gehen wir rauf? Erzählst du mir alles?«

»Geh du. Ich schau mir die Wohnung an.«

»Jetzt? Allein?«

»Ja.«

»Ich hab oben noch einen guten Kuchen von meiner Haushälterin.«

»Lass gut sein.«

»Sie bringt mir den manchmal. Ein Gedicht, das sag ich dir.«

»Pfiadi, Günther.«

»Also, Trude.«

»Günther, du gehst rauf.« Ihre Stimme klang nicht besonders hart.

Aber sie prickelte auf meiner Haut.

Ich schüttelte mich.

»Äh, freilich«, stotterte der Vermieter, »Trude, mach ruhig. Ich – du ziehst die Tür hinter dir zu?«

Sie zog die Tür hinter sich zu.

Leise fragte sie in die Wohnung hinein: »Hat sich da noch wer verlaufen?«

Die war also sehr wohl wegen mir gekommen.

Ihre Schritte hallten dumpf im Gang.

Ich versuchte, mich zu räuspern. Aber ich bekam keinen Ton raus.

Jetzt nur Ruhe bewahren. Wenn sie mich fand, während ich wie ein entlaufener Schwerverbrecher herumwuselte, würde mir das nicht helfen. Ich sah mich um. Sollte ich vielleicht hinter die Tür verschwinden? Lieber nachdenken. Klare Gedanken fassen. Stehen bleiben.

Sie tauchte auf. »Hab ichs doch gewusst!«

»Hallo?«, brachte ich unsicher hervor. »Ich bin ein Freund von Laura. Sie kennen ja Laura, blond, blaue Augen, hübsche Beine, ähm ...«

»Teufel!« Sie trat einen Schritt auf mich zu. »Spionierst du für die Fischer?«

Ich blieb tapfer stehen. Was bei den anderen Menschen geklappt hatte, musste doch hier auch funktionieren.

Sie allerdings stieß ihren Gehstock in meine Brust, der Schlag presste mir die Luft aus der Lunge. Schon riss mir die Haut, und der Stock steckte in mir drin. Unsanft zog sie ihn wieder heraus. Ich glotzte erst das Loch an, dann Trude. Ich bekam bei der Sache ein zunehmend schlechteres Gefühl. Als ich probeweise einatmete, rasselte und pfiff es. In dem Moment beschloss ich, es vorsichtig angehen zu lassen. Deshalb trat ich, als Zeichen guten Willens, einige Schritte zurück. Wobei mir auffiel, dass ich eher torkelte.

Sehnsüchtig lugte ich in den Gang hinter ihr.

Sie sah meinen Blick und knallte die Schlafzimmertür zu.

Da spürte ich das Gewebe in der Lunge pochen. Das Loch fühlte sich warm an, bald heiß, dann brannte es.

Als hätte sie Chili reingeschmiert.

Ich griff mir an die Brust, keuchte mehrmals, fiel auf die Knie.

Meine Nase hielt kurz vor ihrem Schienbein.

»Ist das ein magischer Stock?«

»Warum magst du das wissen?«

»Weil er wehtut!«

Sie grinste zufrieden. »Du spionierst also für die Fischer?«

»Bitte! Mein Name ist Ben –«

»Einen Namen magst du haben? Als wenn die Fischer jemand mit Namen beschwören könnt. Hörst du gleich das Lügen auf!«

»Ich lüge nicht!«, brüllte ich. Dann rieb ich mir die Schläfen. Was? Schon wieder: Fischer. »Ben. Von Benedikt. Benedikt Vogt. Um Himmels willen! Ich brauche Ihre Hilfe.«

Nun stutzte sie.

Ihre Haltung wurde unsicher.

Ein wenig, zumindest.

Ich hob die Hände. »Bitte!«

»Du bist kein Menschlicher.«

»Was?« Ich rappelte mich auf. Meine Hände hielt ich weiterhin erhoben. »Was bin ich sonst?«

»Ein Geisterhafter. Ein Teufel, vielleicht. Oder ein Dämon. Man hat dich hierher geschickt.«

»Hören Sie, man hat mich ermordet.«

»Du bist –«

»Man hat mich von meinem Körper getrennt.«

»Wenn du wirklich –«

»Ich bin ein Mensch.«

Sie hielt inne.

Lächelte.

Ich entspannte mich.

Lächelte zurück.

Jetzt half sie mir sicher.

Stattdessen sagte sie: »Beinah hättest du mich getäuscht.«

Dann schlug sie mir mit der Faust auf die Brust.

Mein Rücken brach.

Mein Kopf krachte gegen die Wand.

Die Hexe berührte mit dem Zeigefinger meine Schläfe. Sie murmelte einige Worte.

Mir wurde schwindelig.

Weißer Putz rieb meine Wange entlang.

Irgendwo drehte sich in einer Tür ein Schloss.

»Ben?«, rief eine Mädchenstimme.

KAPITEL 4

Die Welt kribbelte, wo mein Körper hätte sein sollen. Ein Finger strich mir über die Stirn, langsam spürte ich auch wieder meinen Hals. Warme Hände tasteten meinen Kopf entlang und hoben ihn vorsichtig. Ich blickte in Lauras lächelndes Gesicht.

»Hi Ben«, flüsterte sie. »Alles fit?«

»Hi«, murmelte ich. »Was ist mit mir?«

»So wies aussieht, heilst du.«

»Ist die Alte weg?«

Laura drehte meinen Kopf so, dass ich Trude sah. Die grimmige Hexe verschränkte die Arme, den Stock in der Faust.

Ich wollte mich aufrappeln. Laura drückte mich nach unten, ganz sanft. Warum tat sie das?

»Sch«, sagte sie. Dann ließ sie etwas locker, streichelte nun meinen Oberarm.

»Darf ich aufstehen?«, fragte ich.

»Grad nicht.«

Die Alte mischte sich ein: »Du hättest ihn besser nicht hergeschickt.«

»Oma, er ist meins.«

Ich stöhnte. »Darum geht es? Laura, spring mit mir nicht auf diese Weise um!«

»Warte, Oma. Habs mir anders überlegt. Kannst ihn haben.«

Ich blinzelte.

Ich brauchte einen Moment, um zu verstehen, was sie damit andeutete.

»Nein!«, rief ich dann, »Laura, das war nicht so gemeint. Lass uns das nachher klären. Zu zweit.«

»Vielleicht gehört er mir wieder, Oma.«

Mir wurde heiß.

Die Alte schnaubte. »Wie oft hab ichs dir gesagt? Aus mit den Toten. Immer schleppst du welche an. Lass des doch wenigstens jetzt!«

Das überzeugte mich, stillzuhalten. Es gab Zeiten, zu denen man besser genau mithörte. Und das, was Trude hier sagte, widersprach dem Bild, das Laura mir auf der Straße vermittelt hatte. Dass sie keinen Kontakt mehr zu Toten pflegte. Dass ich für sie etwas Besonderes war. Nur was bedeutete ich ihr eigentlich? Und warum behandelte mich die Alte wie eine Gefahr?

»Ich hab ihn vor einem Reiniger gerettet!«, sagte Laura.

»Mädel, er verführt dich«, sagte Trude, »die Fischer hat ihn geschickt. Und du lässt dich drauf ein.«

»Wie, die Fischer?« Laura stutzte. »Die Rothaarige von den Bullen, oder was?«

»Die Fischer ist auch eine Hexe. Sag nur, Kind, du hast das übersehen.« Trude musterte Laura streng.

Laura wurde rot.

»Aber sie gehört zum Teufel«, sagte Trude.

»Ernsthaft? Krass! Wer macht denn so was?«

»Grad genug. Weils einfach ist, der Teufel verspricht viel.«

»Oma, was bedeutet es, dass sie hier ist? Gerade jetzt?«

»Des wenn ich wüsst! Sagt nicht einmal, warum sie da ist.«

»Muss man nicht, äh, Frieden versprechen am Anfang?«, fragte Laura. »Oder halt Krieg?«

»Ja, freilich müsst man des. Nur, nix davon hat sie gemacht! Stattdessen ist der da bei uns.« Trude zeigte auf mich.

»Das stresst mich«, sagte Laura. »Heißt das, dass Ben uns was tut? Aber, ich denk nicht. Weil, das würd ja heißen, dass er zur Fischer gehört. Aber das würd man doch sehen? Oder, Oma?«

Ich schüttelte mich. Ich wollte mich aufrappeln, Laura aber drückte mich mit besonderem Nachdruck nach unten.

»Ich habe mit dieser Frau gar nichts zu tun«, sagte ich. Trotzdem war sie mir bekannt vorgekommen.

»Ach Ben«, murmelte Laura, »sei still und lass uns das machen.«

Ich schwieg.

Trude musterte ihre Enkelin sorgenvoll.

Laura blickte mich konzentriert an.

Schließlich rief sie aus: »Er ist gezeichnet!«

»Was bin ich?«, fragte ich.

»Was?«, schrie Trude. »Ein Teufel, des hab ich doch gesagt!«

»Leute, ist das schlimm?«, fragte ich, jetzt aufgekratzter.

»Ne, kein Teufel.« Angst lag in Lauras Stimme und flutete durch mich hindurch. »Ey, Oma, was ist das?«

Nun musterte mich Trude genauer. Verschiedene Ausdrücke wanderten über ihr Gesicht, von konzentriert über erstaunt bis ungläubig. Schließlich zuckte sie mit den Achseln. »Nein, zur Fischer gehört er nicht. Ich hab das noch nicht gesehen, was dein Ben da hat. Besonders mächtig schaut er ja nicht aus. Ein Menschlicher ist er auch. Aber gezeichnet ist er. Und sagt nix! Stell dir vor, den täten wir hier herumspazieren lassen. Wo wir uns da einmischen könnten.«

Ich schrie auf vor Wut. »Redet doch endlich mit mir!«

Die Hexen versteiften sich, ich spürte Lauras Hand wieder stärker auf meiner Schulter. Die Kleine wirkte angespannt. Das ließ mich verstummen.

Die beiden starrten einander nieder.

Sekunden vergingen.

Schlussendlich lockerte Laura ihren Griff. Sie senkte den Kopf.

Trude sagte sanft: »Wir müssen jetzt zusammenbleiben.«

»Okay, ich verschwinde!« Ich schob mich vorsichtig von Laura weg, fädelte meinen Kopf zwischen ihrem Unterarm und ihrem Bein hindurch. Aber dann bemerkte sie es, erschrak, und ihre Gliedmaßen formten einen Schraubstock. Ich stöhnte auf.

»Ich hätt ihn doch so gern«, sagte sie. »Bei all dem Stress. Ey, du sagst, er ist ungefährlich.«

Trude legte ihr eine Hand auf den Kopf. »Ich versteh, wenn du den nicht selber wegmachen kannst. Geh du. Ich mach den Rest.«

»Nein!«, riefen Laura und ich gleichzeitig.

»Denk an die Miriam«, sagte Trude.

»Ich bring ihn weg«, sagte Laura, »wirklich, versprochen. Dann müssen wir ihm nichts tun.«

»Ich wäre dafür«, sagte ich.

Trude fragte: »Ist er dir so wichtig?«

»Ich bin mir wichtig!«, rief ich aus.

Laura sah mich an, lächelte, und ließ mir wieder etwas Luft. Statt mich weiter auf den Boden zu drücken, streichelte sie mir die Wange. Sie blickte mich dabei liebevoll an.

»Bitte«, flehte ich.

Sie nickte. »Ja, Oma. Ist er.«

Ich atmete auf.

Trude schürzte die Lippen. »Wenns sein muss, bring ihn weg. Aber heut noch. Nicht wie beim letzten Mal.«

Wir saßen nebeneinander an die Wand gelehnt.

Sie strich mir über den Arm. »Schade, dass du so hässlich bist.«

»Wie bitte?«, fuhr ich auf. Dann räusperte ich mich. Traurig fügte ich hinzu: »Ich war nicht immer so.«

»Ja, das sieht man auch.«

»Dass ich gezeichnet bin, was heißt das?«, fragte ich.

»Du checkst gar nichts, oder?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Weißt du, man lernt in der Schule immer, Gott sei der Beginn und so, aber das ist totaler Bullshit.«

»Man lernt doch eher die Theorie vom Urknall?«

»Auch Bullshit. Der Anfang von allem, das sind zwei Geschwister. Oma hat mir das beigebracht. Allvater Chaos, das ist ein Mann, der ständig was Neues machen will und nervt. Und Allmutter Leere, die mag einfach ihre Ruhe haben.«

»Klingt, als würden sie sich nicht gerade gut vertragen.«

»Eben. Die miteinander, das geht gar nicht. Und darum hat Allmutter Leere die Welten erschaffen, in denen wir leben. Ganz viele Länder zwischen sich und Allvater Chaos, in denen es schön friedlich zugeht. Chaos hat dann die Gegenden, die näher bei ihm sind, zu Hügeln und Flüssen geformt, und dich und mich reingesetzt. Er erschafft die Wesen, damit um ihn herum was passiert.«

»Warum bekämpfen sie sich nicht einfach?«

»Mensch, sie sind Geschwister!«

»Du erfindest das gerade, oder?«

»Nein, ist echt so. Deshalb wohnen in der einen Welt Dämonen, in der nächsten Götter und so weiter. Aber das ist alles recht kompliziert, ich kenn mich da auch nicht so aus. Jedenfalls gibt es nur ganz wenige Leute, die zwischen den Welten Brücken schlagen. Die meisten davon sind mächtig wie

Götter. Viele von ihnen suchen sich Diener und dann nennt man sie Zeichner. Mich zum Beispiel hat die Göttin ausgesucht, als ich klein war. Darum bin ich gezeichnet, sagt man halt so. Heißt, dass ich im Klub dabei bin.« Sie grinste. »Wie der Stempel am Eingang von einer Disco. Und bei dir isses genauso. Jetzt schieß los, wer ist dein Zeichner?«

»Ich bin in keinem Klub dabei.«

»Ernsthaft, du musst wissen, wer dich gezeichnet hat.«

»Nein.«

Sie versuchte noch mehrmals, einen Namen aus mir herauszubringen, aber schlussendlich glaubte sie mir wohl. Ich hatte ein seltsames Gefühl mit der Sache, denn so, wie Laura es beschrieb, war ich das Eigentum von jemandem. Das gefiel mir nicht.

»Vielleicht hat es was mit deinem Tod zu tun«, sagte sie dann. »Du bist tot, oder?«

Ich nickte. »Ich glaube schon.«

»Haha, das solltest du echt wissen. Wie isses passiert?«

»Auf einer Party«, antwortete ich vorsichtig.

»Und weiter?«

»Das ist nicht besonders spannend.«

»Willst du was über dich herausfinden oder nicht?«

Ich grummelte. »Na gut. Es war eine Frau.«

Sie lachte auf.

Ich sagte: »Wenn du das nur fragst, um mich auszulachen ...«

»Passt. Ich bin brav.« Sie machte einen Augenaufschlag, als versuchte sie, mich zu besänftigen. Es klappte auch, denn sie gefiel mir tatsächlich.

Wäre sie nur etwas reifer.

Und ich weniger hässlich.

Ich fuhr fort.

»Auf der Party habe ich eine hübsche Rothaarige getroffen, mit Locken. Ich habe wirklich gedacht, sie hätte Interesse. Sie war nett. Ich wollte ihr einen Drink ausgeben, dann ist ihr Freund gekommen, ein schräger Typ namens Luc, und hat sich dazwischen gedrängt. Später hab ich sie noch mal getroffen und da ist es wohl passiert. Was genau, das weiß ich nicht.«

Ich zögerte. Ich wollte das niemandem erzählen, immerhin kam ich mir schön dumm dabei vor. Aber schließlich gab ich mir einen Ruck.

»Plötzlich liege ich am Boden«, sagte ich, »so, wie ich heute aussehe. Also, etwas weniger kaputt. Mein Körper torkelt in Richtung Bar und verschwindet in der Menge. Das ist jetzt drei Wochen her.«

Laura grinste. »Voll in die Fresse.«

Das war extrem unreif von ihr. Ich fixierte sie böse, dann wandte ich mich von ihr ab. Lieber dachte ich zurück an die Frau, die mich so rüde aus dem Leben gezogen hatte. Ich sah sie vor mir. Echt hübsch. Schöne Locken.

»Ben?« Laura schnippte ein paar Mal mit den Fingern vor meinem Gesicht. »Ben? Sei doch nicht so.«

Da fiel mir ein, wo ich sie noch getroffen hatte.

Dieses verdammte Stück!

Vorhin hatte sie mich zum zweiten Mal angegriffen.

»Die Kommissarin«, stieß ich hervor.

»Die Teufelsschlampe?«, fragte Laura.

»Ja, wer sonst! Die Kommissarin! Regina Fischer. Ich Dummkopf!«

»Du verheimlichst mir doch was!« Sie rappelte sich auf und trat einige Schritte von mir weg.

»Ich habe sie heute zum ersten Mal wieder gesehen. Beinahe hätte ich mich noch mal von ihr fangen lassen! Sie hat

mich umgebracht. Umgebracht! Nun denkst du, ich stecke mit ihr unter einer Decke? Ernsthaft?«

Sie dachte nach. »Klingt schon weit hergeholt.«

»Die rennt immer noch frei herum!«

»Echt klug eigentlich, Polizistin zu werden.«

»Was kann ich denn gegen sie ausrichten?«

»Hey, Kopf hoch.« Sie setzte sich vor mir in den Schneidersitz. »Irgendwie glaub ich nicht, dass du mich anlügst. Und ich glaub nicht, dass du ein Gespenst bist.«

»Äh, was?«

»Lenz, also, der wohnt im Erdgeschoss, der hatte mal eine Frau. Die hieß Ilse, ist gestorben, das war im Zweiten Weltkrieg, gib dir das, so alt ist der. Sie wollte bleiben und hat Lenz eine Zeit lang begleitet. Muss gruselig gewesen sein, aber er hat auch einen Dachschaden, echt wahr. Seine Ilse jedenfalls war ein Gespenst, weil, die hat immer nur bei ihm sein können, nirgendwo anders.«

»Aha! Wenn ich ein Gespenst wäre, dann würde ich zum Beispiel weiterhin meine Mörderin verfolgen. Da du mich jedoch auf der Straße gesehen hast, bin ich kein Gespenst?«

»Genau. Ein Zombie bist du genauso wenig. Dein Körper ist ja weg.«

»Nicht lustig«, sagte ich.

»Aber du hast Verstand. Ein bisschen wenigstens.« Sie kicherte. Ich fand es eher beleidigend. »Du hast keinen Gespensterkörper, das fühlt sich anders an. Eine Seele! Klar! Du bist eine freie Seele.«

»Was heißt denn das?«

»Hm. Das heißt, dass du schon längst verkümmert sein müsstest. Seelen ernähren sich von ihrem Körper.«

»Ich wusste es!«, rief ich aus.

»Hä?«

»Ich heile durch Träume und starke Gefühle!«

»Mensch! Träume?«, sagte Laura. »Dann kommt dein Zeichner vielleicht aus dem Traumreich.«

»Oder aus dem Gefühlreich?«, spottete ich.

»Ich mein das ernst. Alle Seelen ernähren sich von Gefühlen.«

»Na gut. Aber was unternehmen wir jetzt gegen meine Mörderin?«

»Jaa«, sagte sie lang gezogen, »dafür solltest du ein bisschen was über dich wissen, hm?«

»Stimmt auch wieder.«

Sie dachte nach. Dann wurde sie ganz hibbelig. »Ben, das ist es. Dein Zeichner ist so ein Traumwesen. Wie heißen die gleich noch mal. Ein Alf?«

»Ein Alb? Also, hör mal! Das ist doch alles –«

»Genau! Ein Alb. Weißt du, was das bedeutet?«

»– frei erfunden. Du erklärst mir hier, dass ich seit meiner Kindheit Albträume habe, weil mich ein Alb versklavt hat?«

Laura knuffte mich schmerzhaft. »Das bedeutet, du hast bestimmt nichts mit dem Teufel zu tun. Du bist gar nicht so gefährlich. Also bleibst du bei mir!«

»Wie bitte?«

»Weißt du«, sagte Laura, »Miriam ist heute nicht in der Schule aufgetaucht.«

»Das ist schön, aber wie gehts mit mir weiter?«

»Papa, Mama, Oma, ja, alle hätten auf sie aufpassen sollen. Und sie haben es halt voll vermasselt. Darum ist Oma so schlecht drauf.«

»Laura, das ist mir egal! Deine Großmutter will mich umbringen. Die Polizistin hat mich gesehen, die hat mich bereits umgebracht. Ich muss hier weg.«

»Mann, keine Panik! Wir regeln das.«

»Wo bringst du mich hin?«

»Nicht so schnell. Macht keinen Sinn. Der Reiniger quirlt dich. Ich hab mir was überlegt. Dann bist du sicher. Aber ich mag dich bei mir haben.«

»Was heißt das? Ich bleibe ernsthaft im Haus? Du planst, deine Großmutter zu belügen?«

»Ich brauch das. Bei all dem Stress. Zumindest, bis die Sache durchgestanden ist.«

»Bis Miriam wieder auftaucht?«

»Bis die Sache – genau. Genau das. Bis Miriam wieder auftaucht. Hey, bitte!«

Ich biss mir auf die Lippen. Sie hatte mich zweimal vor meinem Ende bewahrt. Ein bisschen was schuldete ich ihr schon. »Aber dann stehst du zu mir? Egal, was ist? Und du zwingst mich zu nichts?«

»Ja, Ben.« Sie setzte sich auf und lächelte mich an. »Egal, was ist. Und ich zwing dich zu nichts.« Sie nahm meine Hand. »Jetzt versprich mir, dass du bleibst, äh, bis Miriam wieder auftaucht.«

Sie blinzelte.

Hatte sie tatsächlich feuchte Augen?

Ich knuffte sie und lächelte zurück. »Ich bleibe bei dir, bis Miriam wieder auftaucht.«

»Das ist so cool. Nur versprich es.« Eine Träne huschte ihr Gesicht hinab.

»Was ist denn mit dir?« Ich strich die Träne weg. Na ja, zumindest verschmierte ich sie ein bisschen. Aber trotzdem. Laura war wirklich süß. Es rutschte einfach aus mir heraus. »Ich versprechs.«

»Noch mal.«

»Okay. Dreimal, wie im Märchen? Ich versprechs. Zweimal.«

Ergab insgesamt dreimal.

Es schnürte mir die Brust zusammen.

Sie fragte: »Und?«

Meine Arme zitterten. Und das Gefühl war verschwunden.

»Was war das?« Ich dachte daran, wie Laura den Reiniger mit Worten vertrieben hatte. Wie Trude den Vermieter mit Worten dazu gebracht hatte, seinen Kuchen alleine zu essen. »Du hast mich gezwungen!«

»Hab ich gar nicht.« Sie grinste. »Aber wir wissen jetzt, dass du ein Traumwesen bist.«

»Deswegen muss ich mich an mein Versprechen halten?«

»An seine Versprechen hält man sich doch eh, Ben.«

»Mach das wieder weg. Sofort!«

Sie blickte mich kritisch an. Und schüttelte den Kopf.

Ich schloss die Augen.

Das Schlimme war: Ich glaubte ihr. Sie hatte mich nicht verzaubert. Stattdessen hatte ich es selbst getan. Ich war so ein Traumwesen, ein Märchenwesen, irgendwie, vielleicht wegen der Albträume. In Märchen wiederum hieß es, dass man etwas dreimal schwor und sich danach daran halten musste. Laura hatte das ausgenutzt. Sie hatte mich dazu verlockt, mit ihrem Lächeln und ihrer Träne. Ich hätte schreien können vor Wut.

Aber trotzdem war es mein Versprechen. Ich hatte mir das angetan. Ich lehnte den Kopf gegen die Wand, doch lieber hätte ich ihn dagegen geknallt. Was tat ich jetzt?

»Kuscheln?«, fragte sie.

»Was?«, rief ich.

»Nur ein Scherz.« Sie kicherte.

Was für ein Albtraum.

»Aber jetzt mal ernst. Ich wander noch rüber zu Mama. Wir wohnen im gleichen Stock wie die Wohnung hier, es ist

die Tür gegenüber. Meine große Schwester Becca kommt auch, sie wohnt mit ihrem Mann Hannes eins unter uns. Natürlich ist Oma mit dabei. Du bleibst also hier. Oder du gehst runter zu Hannes und schaust mit ihm fern. Später, sobald alle im Bett sind, kannst du mich besuchen.«

»Äh, und dein Plan?«

»Welcher Plan?« Sie lächelte unschuldig.

Unglaublich!

»Wobei, wenn ich so nachdenke ...« Sie öffnete ihre Lippen ein wenig. Dann beugte sie sich näher an mich ran, ließ dabei ihre Zungenspitze die Oberlippe entlang wandern. Ich spürte ihre Hand an meinem Unterschenkel.

Ich wischte ihr eine.

Es war mehr ein Reflex.

Sie rieb sich die Wange und starrte mich erschrocken an.

Ich schwieg und blickte etwas hilflos zurück. Mir war schon während der Ohrfeige klar geworden, dass das eine ganz dumme Idee gewesen war.

Sie kniff die Augen zusammen. Schob ihr Kinn vor.

Dann hob sie einen Fuß und trat auf meinen Oberschenkel. Ich schrie auf. Ihr Fuß ließ einen Stumpen und ein abgetrenntes Bein übrig. Alles vom Knie abwärts blieb einfach so in der Luft hängen. Ich spürte es nicht mehr. Doch der Beinstumpf brannte, als hätte mir jemand mit Klebeband eine heiße Herdplatte darum gewickelt.

»Ich bin kein Haustier«, krächzte ich.

Wo vor wenigen Sekunden noch mein Schenkel gewesen war, wanderten schleimige Fäden durch die Lücke. Ich spürte sie glühen. Als sie zueinanderfanden, zuckte jede Berührung über mein ganzes Bein. Ich brüllte auf.

»Mensch, das war lustig gemeint!«, schrie mich Laura an. »Ich bin mega-nett zu dir. Aber du bist so ...«

Ein einzelner Tropfen löste sich. Er fiel zu Boden, zischte und hinterließ einen Brandfleck. Wie bitter war das! Da brauchte nur eine Hexe meinen Körper zertreten, schon richtete ich in der Welt etwas aus.

»Wow!« Schleunigst hob sie ihren Fuß. Das Plastik dampfte. Das Profil ihres Schuhs blieb auf dem Holz zurück. »Übelste Scheiße.«

Ich lachte gehässig auf. Wenigstens hatte es Folgen, wenn man mich herumschubste. Dieser fixe Gedanke gefiel mir. Dass ich mit dem Körper meine Umgebung verätzte. Würde zum Rest dieser schönen neuen Fähigkeiten passen.

Laura schlüpfte aus ihrem Schuh. Vorsichtig hielt sie ihn mit zwei Fingern an der Oberseite.

»Brauchst dich gar nicht lustig machen«, sagte sie. »Das ist gefährlich.«

»Du hast das doch mit mir gemacht!«

»Ich geh jetzt. Du bist unmöglich grad.« Sie stapfte zur Tür. Dort blieb sie noch einmal stehen und drehte sich zu mir um. »Du kommst nachher?«

Ich ignorierte sie und beschäftigte mich lieber mit meinem Bein, das gerade runzelige Haut ausbildete. Ich wurde mit jedem Moment wütender auf Laura.

»Ben! Ich – also, bis später?«

Ich rieb über das verschmorte Plastik auf dem Parkett. Nicht aufregen. Nichts Böses sagen. Ruhe bewahren. Ihr ein gutes Gefühl geben.

Ich sagte: »Verzieh dich.«

Sie schnaufte und knallte die Schlafzimmertür zu.

Ich wartete, bis ich auch die Wohnungstür hörte, dann brüllte ich meine Wut in den Raum.

Was für ein Mensch zwang einen dazu, ein Versprechen zu halten?

KAPITEL 5

Natürlich war ich mir sicher, dass die Tür zu Hannes und Becca gehörte. Immerhin hatte der Kommissar davor haltgemacht. Aber dennoch stand ich würdelos im Finsteren und mühte mich vor dem Klingelschild ab. Hätte ich es entziffern können, wäre mir einfach wohler gewesen. Nun ja, sollte mich meine Erkundung versehentlich ins Schlafzimmer einer fremden Hexe führen, dann würde ich sie einfach nach dem richtigen Weg fragen.

Und hoffen, dass sie keine Lust hatte, mich zu vernichten.

Zwischen Türstock und Tür ertastete ich einen bequemen Spalt. Er war ausreichend breit, um schnell hindurchzufließen, sobald man verfolgt wurde. Und das konnte ja noch mal wichtig werden.

Aber jetzt zögerte ich.

Ich brauchte etwas Zerstreuung.

Also nahm ich das Schlüsselloch.

Die Fingerspitzen rissen mir auf, mein Körper verwandelte sich in dicke Asche. Das Loch kitzelte bereits ein bisschen.

Arme und Schultern folgten, dann zog es kräftig am Hals. Die Welt verstummte, dann verzerrte sie sich und wurde schwarz. Dafür spürte ich jede Rille im Holz der Tür, jeden vergessenen Grat am Schloss. Ich wirbelte im Schließmechanismus umher, das machte Spaß, wie bei den Rutschen im Schwimmbad. Dann schob ich ein Auge auf der anderen Seite heraus. Vor mir lag ein dunkler Flur. Am Ende flackerte unregelmäßiges Licht, vielleicht von einem Fernseher.

Ich wollte mich hier von niemandem finden lassen. Immerhin hatte ich wegen Trude Wolf inzwischen ein ungutes

Gefühl, wenn ich in eine fremde Wohnung eindrang. Also ließ ich dem Auge ein Ohr folgen und horchte.

Irgendwo tickte eine Uhr.

Sonst war es still.

Ich glitt ganz hinein.

Rechts von mir starrte mich eine Waschmaschine an, eine Spüle funkelte. Durch ein Fenster ließ der Reiniger etwas Sternenlicht. Ein Anblick, den er mir oft genug versperrte. Ich schritt an der Küchenzeile vorbei, hin zum Glas.

Der Mond grinste mir entgegen. Ich mochte ihn nicht besonders, denn ich verband ihn mit schlaflosen Nächten. Aber seit meinem Tod sperrte mich der Nebel in einen Kasten aus Watte. Den Felsbrocken da oben zu sehen, das fühlte sich wie Freiheit an.

Der erste Nebelarm schlug gegen die Scheibe.

Ich wich zurück.

Der Bastard. Und was für ein Name! »Reiniger«. Für ihn war ich lediglich Dreck, den es wegzuwischen galt. Na, wenigstens war er ehrlich. Und fleißig. Selbst hinter dem Fenster belauerte er mich noch.

»Was hast du denn davon?«, fragte ich in seine Richtung. »Und wie gefällt es dir, mich mit einer Hexe teilen zu müssen? Diese Laura. Wenn du mich fragst, weiß sie wirklich nicht, was sie tut.«

Das Flackern kam tatsächlich vom Fernseher, das Gerät war auf stumm geschaltet. Diesen Hannes fand ich allerdings nicht vor, stattdessen drückte sich eine Frau in die Couch. Sie regte sich kaum. Das Licht tanzte auf ihrem Gesicht und auf meiner Haut. Um mich herum schwebte ein süßlicher Lakritzgeruch im Raum, Sorgen, wie sie schon im Treppenhaus von Trude ausgegangen waren. Es roch gut.

»Hey?«, rief ich vorsichtig.

Ich erhielt keine Antwort.

Endlich wieder ein wenig Normalität.

Sie hatte brünette Haare und etwa mein Alter. Ihre Augen waren glasig.

Hm.

Ich beschloss, das auf sich beruhen zu lassen. Stattdessen setzte ich mich neben sie und entspannte mich. Lakritz.

Als die Uhr 19:58 zeigte, stand sie auf. Sie zupfte ihr Wollkleid zurecht, welches kaum kaschierte, dass sie wohl gern auf der Couch hockte. Dann schaltete sie den Fernseher aus. Sie ging im Dunkeln zur Wohnungstür.

In dem Moment hörten wir einen Schlüsselbund klimpern.

Sie lächelte schwach und öffnete die Tür.

Ein Mann in meinem Alter ließ vor Schreck seine Schlüssel fallen. Er trug eine runde Brille auf einem blassen Gesicht. Den Rest des Körpers bedeckte eine schlapprige Jacke.

Sie trat in das beleuchtete Treppenhaus hinaus und drückte ihm einen Kuss auf die Lippen. Dann legte sie ihren Kopf auf seine Schulter.

»Funktioniert das Licht nicht?«, fragte er.

»Ich besuche jetzt Mama.«

Er tastete drinnen nach dem Lichtschalter. Als es hell wurde, blinzelte er die Frau an. »Geht es dir gut?«

»Ich mache mir solche Sorgen.«

»Miriam ist immer noch weg?«

»Wir haben sie den ganzen Tag gesucht.«

Er senkte die Stimme. »Was sagt deine Familie?«

»Was sollen sie sagen?«

»Ein Kind läuft nicht einfach so weg.«

»Hannes! Vielleicht ist die Miriam grad in irgendeinem dunklen ...« Sie schluchzte.

»Sie ist bestimmt nur weggelaufen. Sicher hat ihr was nicht gepasst. Das ist doch nicht das erste Mal, dass es Probleme gibt.«

»Gehts noch? Hackst du auch noch auf der Miriam herum?«

»Ich glaube nicht, dass es an Miriam liegt!«

»Boah! Jetzt ist also meine Familie daran schuld?«

»Nein! Es kann doch sein, dass die Miriam ...«

»... einen bösen Papa hat? Oder gerade bei bösen Verwandten in der Wohnung festhockt? Sagst du das?«

»Becca.« Er rieb sich die Stirn.

»Ich gehe.« Becca schob sich an ihm vorbei und trat die Treppe hinauf.

Niedergeschlagen blieb er in der Tür stehen.

Das war Hannes? Ich seufzte.

Nett. Wirklich.

Nach einer halben Stunde war ich richtig wütend.

Erst zwang mich Laura in dieses Haus, dann zu dieser Person. Der Mann saß auf dem Sofa und klickte durch das Programm: Nachrichten, Dokumentationen, Talkshows. Mir wurde immer langweiliger, schließlich reichte es mir. Was sollte ich hier tun? Meinem Körper weiter beim Zerfallen zusehen? Nein, ich würde jetzt Spaß haben. Es war an der Zeit, ihm Träume zu bringen.

Ich kletterte hinter die Couch und streifte ihn dabei. Er erschrak, drehte sich hastig um, doch wie hätte er mich bemerken sollen. Stattdessen drückte er sich nach dem ersten Schreck tiefer in das Polster hinein.

Ich strich ihm über die Wange. Seine Seele presste dagegen, suchte nach mir. Sie kroch über die Innenseite seiner Haut, drückte gegen seine Muskeln und öffnete seinen Mund. Nur ganz leicht. Aber ausreichend für mich.

Ich schob meinen Mittelfinger zwischen seine Lippen, schnitt mich an seinen Zähnen.

Den Finger formte ich länglicher, wattiger.

Ich tastete die erbebende Zunge entlang. Wo lag der Gaumen?

Hannes hustete.

Ich sah meiner Hand dabei zu, wie sie am Handgelenk brach, und wusste, dass etwas von mir gerade in seiner Mundhöhle zerstob. Mein schwarzer Dunst floss bereits wieder aus seiner Nase.

Hatte ich den Gaumen also getroffen.

Hannes atmete heftig ein, das war sein Fehler, denn nun fand die Masse aus meiner Hand entschieden tiefer in ihn hinein. Seine Gesichtsmuskeln verkrampften sich. Bald sah sein Mund aus, als wäre er beim Gähnen versteinert.

»Gleich«, flüsterte ich. »Gleich schluckst du mich.«

Als Kind hatte ich mir die Deutschen Sagen der Gebrüder Grimm unter den Nagel gerissen. Nicht die Kinder- und Hausmärchen, mit Dornröschen und dem Froschkönig, sondern die Deutschen Sagen, eine lose Sammlung kurzer Geschichten angeblich wirklicher Begebenheiten. Da las ich von Wesen, die mal als Trud, mal als Alb bezeichnet wurden. So ein Alb schlich sich nachts in die Schlafzimmer der Menschen. Er wand sich durch die kleinsten Schlüssellöcher. Dann setzte er sich auf die Brust seiner Opfer und drückte sie, was ihnen Albträume bescherte. Johann Heinrich Füssli hat diesen Alb mal als Golem mit der Größe eines Kindes, mal als bösen Affen gemalt. Auf den Bildern sieht man immer auch ein Pferd. Es heißt, der Alb kann es reiten.

Seit meinem Gespräch mit Laura fragte ich mich, ob ich etwas von einem Alb hatte. Mochte so einer tatsächlich mein Zeichner sein? Bei dem Gedanken, dass ein solches Wesen

mich besaß, begann es tief in meinem Kopf zu pochen. Hoffentlich hatte mich Regina Fischer bei meinem Tod nur mit einer Krankheit angesteckt.

Hannes stöhnte auf. Er rutschte die Rückenlehne hinab. Seine Hände zitterten. Seine Lippen blieben weiter gespreizt, sein Mund verwandelte sich in ein großes Loch, ganz schwarz von der wabernden Masse.

Ich kniete mich auf seine Schultern. Nur ein winziges Gewicht. Aber seine Seele spürte mich. Sie drückte gegen seine Wangen und seinen Hals.

Ich schlug ihm auf die Brust.

Jetzt hatten wir genug Kraft.

Hannes atmete heftig aus und zerblies mir das Gesicht. Meine Welt verdunkelte sich, alles prickelte, der Luftstrom wirbelte mich in den Raum hinein. Eine kurze Windstille folgte, dann sog eine leichte Brise an mir. Der Wind zerrte stärker, schon zog Hannes mich in seinen Schlund.

Ich floss an Speiseröhre und Kehlkopf vorbei, sickerte durch dünne Schleimhäute und Gewebebeutel. Ich zerstob dabei zu immer kleineren Tröpfchen, bis ich winzig genug war, um Einlass in einen Zwischenort zu erhalten, der ebenso schleimig und formbar wirkte wie mein Körper.

Seine Seele.

Dort landete ich in seiner Rippenhalle.

Vor mir lag eine knotige, gelbe Ebene. Halb im Boden versteckt, zogen sich Adern hindurch, viele davon dicker als mein Arm. Sie pumpten Blut in ihrem Inneren, hoben und senkten sich im Rhythmus des entfernten Herzschlags. Ihr Pochen kitzelte unter meinen Fußsohlen. Über die Ebene spannte sich ein Himmel aus Knochen, zwischen denen rote Haut schlackerte. Das waren Rippen. Deshalb nannte ich diesen Ort Rippenhalle.

Beim ersten Besuch in einem Menschen hatte ich noch damit gekämpft, innerlich, dass das real war. Der Ort, an dem das Herz einer Person wohnte, derart düster? Mein Opfer, so meine Vermutung, war sicherlich irgendwie pervers. Deshalb hatte es in seiner Vorstellung ein Gewölbe aus Rippen und Bindegewebe errichtet.

Beim nächsten Mal war ich wieder an so einem Ort gestanden. Da wurde mir klar, dass nicht die Fantasie meiner Wirte diesen Ort erschuf. Sondern meine eigene.

Ich suchte das Herz. Die Adern führten auf krummen Pfaden dorthin. Ihnen zu folgen, hieße, mich sicher zu verlaufen. Aber es gab einen anderen Weg.

Er war etwas gefährlicher.

In der Ferne hörte ich es bereits klirren, knacksen und brechen. Ich wanderte auf dem Adernboden unter dem Knochengewölbe. Die Geräusche wurden lauter, bald kam ich dort an.

Wie bei einem Wasserfall fielen blaue Glassplitter durch einen Durchbruch, der einige Meter über dem Boden aufklaffte. Unten sammelten sich die Splitter und bildeten ein Becken. Manche der Bruchstücke glichen riesigen Schwertern, in der Lage, mir einen Arm samt Schulter abzutrennen. Andere hingegen waren kleiner als Dornen. Alle machten sie während des Aufpralls einen Riesenlärm.

Dem Glasbecken entsprang ein blau glitzernder Fluss. Ich folgte seinem Verlauf in die Ebene hinein, hielt dabei aber großzügig Abstand.

Einmal war ich in ein solches Gewässer gefallen. Seitdem wusste ich, dass die Glassplitter Triebe der Menschen in sich trugen. Eine drückende Blase, Fresssucht sowie eine vollkommen irrationale Angst vor spiegelnden Oberflächen hatten mich zerschnitten, mich aus meinem Opfer hinaus-

getrieben und mich über Stunden mit Bildern gequält. Ich wollte fressen, bis ich platzte. Gerade ich! Verzweifelt versuchte ich, mir Dinge in den Mund zu stopfen. Doch ich konnte nichts packen. Meine Fresssucht auf keine Weise befriedigen.

Im Flussbett blieben oft Splitter stecken, an denen man sich leicht verletzte. Zahllose davon riss der blaue Fluss bald wieder mit sich, andere verwuchsen mit feinen Äderchen. Ließ man ihnen genug Zeit zu wachsen, türmten sich diese Glassplitter zu grotesken Skulpturen auf.

Bald schon sah ich eine Figur in der Ferne.

Es war ein riesiges, zusammengekauert liegendes Kind mit weichem Gesicht und fülligem Haar. Sein Kopf allein war so groß wie ich. Es hatte seine Ärmchen an die Brust gepresst, die Beine verschwanden im blauen Fluss.

Bald nach dem Kind fand ich den fleischigen Klumpen, den ich suchte. Das Herz von Hannes war, wie alles hier, größer als ich. Der blaue Fluss verengte sich vor diesem Muskelklumpen und sprudelte darunter hindurch. Glassplitter schnitten durch das Organ oder blieben darin stecken. Auf der anderen Seite floss der Strom ruhiger weiter, mit deutlich kleiner gehackten Splittern. An vielen der Scherben klebte gleich nach dem Ausgang noch Blut, das die Glasscherben auf dem folgenden Weg in einen lilafarbenen Ton färbte. Wohin der gefärbte Fluss führte, hatte ich bisher nicht erforscht.

Derjenige Teil, gegen den der blaue Fluss strömte, hielt die Fantasien eines Menschen. Auf der den Fantasien abgewandten Seite des Organs, dort, wo Blut in das Gewässer leckte, verbargen sich Erinnerungen.

Nach ihnen suchte ich. Denn um mich zu erholen, brauchte ich die intensiven Gefühle. Und nichts schmerzte mehr als das, was man selbst erlebt hatte.

Jedenfalls war das bei mir so gewesen. Klar, mich verfolgten weiterhin Bilder aus meinen schlimmeren Albträumen. Aber ich hatte mein Leben im Griff gehabt, bis meine Zeit beim Rettungsdienst derart unglücklich endete. Ich hatte stets gehofft, mir vielleicht auch vorgelogen, dass ich bis zur Rente reinpassen würde.

Schließlich hatte es gut angefangen. In meinen Jugendjahren war ich bereits früh als dritter Mann mit dabei. Die alten Sanis lobten mich: »Niemand schläft nach einem schweren Verkehrsunfall so ruhig wie dieser Junge.« Nur gingen die irgendwann in den Ruhestand. Die Neuen allerdings ... ja, was sollten die schon mit mir anfangen, dem oft abwesend wirkenden Kollegen, der sich an den üblichen Hahnenkämpfen nicht beteiligte und einfach nur seine Arbeit tat? Meine Umgebung hatte sich verändert, so was formte immer auch das eigene Verhalten. Sie rissen ihre blöden Witze über mein ruhiges Wesen, meine Freude an der Tätigkeit und die »Magersucht«, also mied ich sie nach Möglichkeit. Bei den Fahrten im Rettungswagen schwieg ich und konzentrierte mich auf die Arbeit. Ich sah und spürte, was den Menschen passierte. Ich suchte nach traurigen oder verstörenden Erfahrungen, etwas, das meine Seele beruhigte.

Wie jetzt bei Hannes.

Der Weg war recht simpel. Ich fand Episoden, die er nicht ganz verarbeitet hatte. Sie zeigten sich als Druckstellen oder klaffende Wunden im Herz. Ich schob mich in die Löcher, gelangte dadurch eine Ebene tiefer, hinein in seine Träume und Gedanken.

Auf den ersten Blick entdeckte ich an der Oberfläche keine größeren Flecken. Das war ärgerlich, denn genau diese waren bequem zu begehen. Also tastete ich wohl oder übel nach kleineren Verletzungen. Zumindest fingernagelgroße

Geschwüre ließen sich immer finden. Ich strich über den riesigen Fleischklumpen. So spürte ich, was er mir zeigte.

Ich fand gute Erinnerungen. Eine weibliche Stimme hauchte »Ich will« und machte mich glücklich. Ich sprach entspannt vor erwachsenen Schülern, wir alle lachten.

Solche Erinnerungsstücke sättigten mich nicht.

Ich ertastete traurige Episoden. An einer Stelle roch ich den Karton der Schultüte, die Hannes als Erstklässler stolz getragen hatte, vermischt mit Erde und Matsch. Etwas weiter hörte ich Blätter rascheln und ich fürchtete mich. Diese beiden sowie einige andere Erinnerungen erspürte ich als kleine Knubbel, längst verheilte Narben.

Ich würde durch sie nicht eindringen können.

Doch ein Herz trug viele davon mit sich. Dass ich jetzt gleich mehrere am Stück erwischte, war sicher kein Grund, mich zu sorgen. Lieber massierte ich sein Herz. Denn auf die Berührung von außen reagierten die Fleischklötze, indem sie heftiger pochten. Dann dehnte sich die Oberfläche, wie bei einem Ballon, den man aufblies. Je mehr das Pochen sich verstärkte, desto deutlicher kamen selbst winzige Wunden zum Vorschein. Auch öffneten sich manche der Verletzungen wieder.

Sein Herz pulsierte schnell kräftiger, die Schultüte und das Rascheln aber blieben geschlossen. In mir stieg erste Ungeduld auf. Ganz unwillkürlich drückte ich meine Fingerknöchel tiefer in den Fleischklotz. Bald hämmerte er regelrecht, nervte mich schon mit seinem tieftönigen Wummern. Aus Verzweiflung suchte ich nach verborgenen Druckstellen. Ich fand Gartenszenen im Regen, Familientreffen mit kruden Themen, zu früh abgebrochene Zweisamkeiten. Das Trommeln setzte sich in meinem Hirn fest. Statt die Herzoberfläche zu betasten, schlug ich wütend darauf herum. Dieser

Kerl musste doch an irgendetwas leiden! Ich rannte zu den Fantasien.

Wieder Gartenpartys!

Das Wummern hallte von den Rippenbögen wider, mein Kopf war kurz davor, zu zerplatzen.

Ich schlug. Ich trat. Unter meinem rechten Fuß knackste es. Ich erstarrte.

Blaue Kälte zog sich mein Bein entlang. Ich war auf eine Triebscherbe getreten. Mit einem Mal fühlte ich mich schrecklich allein, ich fror, ich wusste: Niemand auf der Welt mochte mich, keiner wollte mich haben.

Ich fiel zusammen und wimmerte.

Der Boden, auf dem ich lag, gefror. Das war die Gefühllosigkeit der Menschen. Ich riss die Arme hoch und schrie nach Laura. Warum hatte sie mir das angetan?

Ich jagte aus seiner Seele hinaus, kam im Wohnzimmer an und stieß gegen den Couchtisch.

Er wackelte.

Irritiert blickte ich das Möbelstück an.

Hannes keuchte. Er, mit seiner Kälte, war schuld. Ich ließ mich auf den Tisch fallen. Alles war dermaßen sinnlos.

An der Wohnungstür drehte sich das hartherzige Schloss.

Als Becca eintrat, hasste ich sie genauso sehr wie ihn.

»Wie siehst du denn aus?«, fragte sie.

»Es tut mir leid«, sagte er.

Mich wollte niemand haben. Wenn er mich wenigstens in seinen Erinnerungen mitschwimmen hätte lassen. Dann wäre ich jetzt schon etwas gelassener.

Sie setzte sich neben ihn und drückte ihn.

Ich lugte zu den beiden hinüber, um vielleicht ein bisschen Aufmerksamkeit zu erhaschen. Und da kam es mir. Er ließ mich nicht ein. Aber ihr sah ich es an. Sie war offen für mich.

Becca schob sich unter ihre Decke.

Hannes löschte das Licht.

Ich wiederum setzte mich neben der Frau an die Bettkante, dankbar, dass ich sie hatte, und strich ihr übers Haar. Wie eine Fliege wedelte sie mich weg, schon spürte ich ihre Finger durch meinen Unterarm gleiten. Sie schrak auf.

»Was ist?«, fragte Hannes.

Sie brummte nur. Ich hörte die Bettdecken rascheln.

»Lass das«, murmelte Becca. »Ich will schlafen.«

»Du wälzt dich doch im Bett herum! Ich dachte halt ... ach, egal.«

Statt zu antworten, drehte sie sich weg von ihrem Mann und hin zu mir.

Ich beugte mich vor. Ich streichelte ihre Lippen.

Sie schnaubte heftig aus. Meine Hand zerstob dadurch viel zu früh. Was war ich auch so ungeduldig! Das funktionierte doch nicht. Ich sammelte mich, strich ihr dann über die Wangen. Schon spürte ich, wie ihre Seele sich mir entgegendrückte. Nun war es gut.

Ihre Lippen wehrten sich weiterhin. Doch weder Körper noch Geist konnten lange gegen das standhalten, was einen im Innersten antrieb. Es brauchte nur wenige weitere Streicheleinheiten, dann half ihre Seele mit. Wir öffneten den störrischen Mund, nur einen Spalt, aber es war genug. Ich roch ein bisschen Furcht. Das war schon in Ordnung. Immerhin schenkte sie mir etwas Besonderes.

Mein Fingerstaub fand seinen Weg.

Sie würgte. Tastete nach ihrem Mann.

Der brummte nur.

Ihre Atmung wurde heftiger. Ihre Angst verstärkte sich. Ihr Mund klaffte auf.

Ich landete auf knotigem Boden. Ihr Herz lag bereits nah. Es leuchtete schwächer und dunkler als das von Hannes. Die Triebsplitter strömten durch ein breiteres Flussbett. Ich erahnte Skulpturen, irgendwo, den Fluss entlang.

Als ich direkt an ihrem Herz stand, staunte ich, wie riesig es war. Das von Hannes hatte über mich hinausgeragt, aber Beccas wölbte sich doppelt so hoch den Rippen entgegen. Ein derart großes Organ würde mich bestimmt einlassen.

Wieder suchte ich nach der Hälfte, von der die lilafarbene Strömung wegzog. Dort angekommen, musterte ich die Oberfläche genau. Einige dunkelrote Adern, dick wie meine Unterarme, zogen sich durch die Haut, das Gewebe darum wirkte spröde. So sah das aus! Hier fand ich offene Wunden. Ich legte eine Hand darauf und schwamm in ihren Erinnerungen.

Die kleine Becca rannte aus der Tür des Kindergartens, auf eine Frau zu, die der erwachsenen Becca ähnlich sah, mit rundem Gesicht und Hüftspeck, dabei rief sie »Mama!«, aber als sie die 60-jährige Trude gleich dahinter erblickte, rannte sie geradeaus an ihrer Mama vorbei und kuschelte sich stattdessen an ihre Großmutter. Die Alte streichelte Becca über die Wange, doch sie sah zu mir. »Du?«, fragte sie.

Ich schrak zurück und verlor den Kontakt zum Herz. Was war jetzt geschehen? Schließlich blieb Trude hier, in Beccas Seele, bloß ein Traumgebilde, erschaffen von den Vorstellungen ihrer Enkeltochter. Sie konnte mich nicht erkennen. Sie konnte nicht sie selber sein.

Trotzdem fühlte es sich so an.

Meine Hand übersprang einige Handbreit der Ader. Erst ein gutes Stück weg vom Erlebnis mit Trude legte ich sie auf die nächste Wunde.

Becca, etwa zehn Jahre alt, trug ein Baby auf dem Arm. In den Gedanken der Zehnjährigen bildete sich ein Name: Laura. Es folgte ein liebevoller Kuss. Der Säugling starrte mich an. »Bähn«, sagte das Baby, dann grinste es zahnlos.

Ich zuckte zurück.

Blaue Augen! »Bähn«, »Ben«, mein Name? Als steckte die heutige Laura in diesem Bündel. Waren die Hexen doch sie selbst? Wenn das stimmte, dann war ich besser vorsichtig. Wer wusste, was sie sonst noch mit mir anstellen konnten, wenn es sie schon in Beccas Träume zog, wie mich auch. Lieber hielt ich Abstand zu ihnen. Ich trat einige Schritte weiter, zu der anderen Ader, und tastete über eine besonders dunkle Stelle. Meine Hand sank ein.

Auf dem Asphalt vor dem Mietshaus flirrte die Luft, die Bäume ließen ihre Blätter hängen. Becca stand außen an der Eingangstür und blickte die Straße entlang. Sie trug ein ärmelloses Sommerkleid. Unglücklicher Anisgeruch umhüllte sie. Was für ein angenehmer, passender Ort. Ich trat hinter sie. Ich blieb gerade weit genug von ihr weg, dass sie mich noch nicht spürte.

Direkt neben mir stand die Alte.

Sofort riss ich mich aus der Erinnerung.

In Beccas Rippenhalle presste sich ihr Herz gerade kräftig zusammen.

Hatte Trude mich gesehen?

Jedenfalls hatte der heftige Rückzug Spuren hinterlassen, denn unter der Herzader klaffte das Gewebe auf. Getrieben von einem stinkenden Wind schlackerten mir nun dunkelrote Fäden entgegen.

Vielleicht ging ich besser.

Allerdings war der Wind inzwischen überall.

Ich spürte einen Sog.

Oh nein, dachte ich.

Und zerstob.

Ich stand wieder hinter Becca. Sie trug wie vorhin sowohl ihr Sommerkleid als auch ihren Unglücksgeruch. Trude sah ich aus den Augenwinkeln. Wenn sie mich bemerkte und mich als denjenigen erkannte, der ich war, mochte das übel für mich enden. Also rührte ich mich nicht. Erst wollte ich mich maskieren, für den Fall, dass Trude hier drin wirklich sie selber war. Danach würde ich mir Gedanken über eine Flucht machen.

Derzeit glich mein Äußeres noch dem, das die Alte von mir gesehen hatte. Hier, in der Welt nächtlicher Träume und verworrener Erinnerungen, war ich allerdings in der Lage, das zu ändern. Ich bräuchte irgendetwas, was Realistisches, das ich schnell und sicher als fremde Gestalt annehmen konnte. Einen Körper, den Trude nicht mit mir in Verbindung brachte. Wahrscheinlich war es am besten, mich in mein altes menschliches Aussehen zu hüllen, denn das kannte ich gut und Trude gar nicht.

Ich konzentrierte mich. Wenn ich in einem Traum die Kontrolle übernahm, begann das oft wie eine kleine Meditation. Ich erspürte den Träumer und testete seine Kontrolle. Manche waren sehr stark. Da dauerte es lange.

Bei Becca allerdings hing mir praktisch im nächsten Moment mein Kopfhaar ins Gesicht.

Sie hatte auf ihre eigene Welt keinen Einfluss.

Wie gern würde ich noch etwas hierbleiben.

Vielleicht gab es ja einen Weg, Trude loszuwerden?

Ganz vorsichtig ließ ich eines meiner Augen in ihre Richtung wandern. Die Haut ziepte, die Knochen drückten, während der Augapfel sich mitsamt Sockel in kleinen Schritten

nach außen schob. Meine Sicht spreizte sich auf. Mir wurde ein wenig schlecht dabei, immerhin war ich erst vor Kurzem gestorben und gewöhnte mich noch daran, mein Blickfeld frei bewegen zu können. Allerdings: Wenn ein Pferd rechts und links Unterschiedliches sah und trotzdem nicht verrückt dabei wurde, dann sollte ich das doch auch hinbekommen, oder?

Es gelang mir, Trude bequem zu sehen, ohne mich zu rühren. Die Hexe wirkte genauso alt wie heute Abend im Treppenhaus. Sie drückte ihren Stock einem etwa 60-Jährigen in den Rücken, dessen graues Kopfhaar sich bereits lichtete. Er trug seine verbliebenen Haare lang und in einem Seitenscheitel von links nach rechts gelegt.

Er sagte: »Ich hoffe, die Miriam mag uns gleich.«

»Warum soll sie uns nicht mögen, du Dummkopf!«, zischte Trude. »Sie ist deine Tochter. Oder hast du mir wieder was verschwiegen? Hm, Xaver?«

Der Mann stand eh schon gebeugt, jetzt aber bückte er sich noch ein wenig tiefer. »Mama, ich mach mir halt einen Kopf! Wenn du der Zita eine Chance gegeben hättest ...«

Die Luft flirrte. Vom Ende der Straße bog ein Polizeiwagen ein.

»Benimm dich, gell?«, fauchte sie ihm zu.

Um mich herum blühte ein duftendes Bukett aus Angst, Sorge und unterdrückter Wut. Das lenkte mich zum falschen Zeitpunkt ab, denn auch Becca reagierte auf den Wagen. Sie trat einen Schritt zurück, beinahe trat sie mir dabei auf den Fuß. Mehr aus dem Reflex heraus griff ich nach ihr, nur machte meine aufgeteilte Sicht die Bewegung ungenau. Zwar fand ich mit einer Hand ihre Hüfte, aber die andere griff neben ihr in die Leere.

Sie erschrak.

Abrupt drehte sie sich um.

Sie öffnete ihren Mund.

Jetzt war meine Hand schneller. Eisern presste ich sie auf Beccas Lippen. Ich zog die Frau an mich, nur ein erstickter Laut kam noch hervor. Ich sog ihn auf. Das fühlte sich so gut an!

Trude blickte weiterhin gebannt zum Polizeiwagen, der gerade vor der Haustür hielt. Ein Mädchen brüllte im Inneren.

Langsam schob ich uns rückwärts, weg von der alten Hexe. Meine Gefangene zitterte, ihre Angst quetschte sich mir lecker in den Kopf.

Die Fahrertür des Wagens öffnete sich, wodurch das Geschrei des Kindes nun vom Rücksitz über die ganze Straße schallte. Obermüller stieg aus, der Kommissar, der heute mit Trude gesprochen hatte. Diesmal trug er Uniform. Er musterte Xaver mit einem abschätzenden Blick.

Ich spürte einen leichten Schmerz am Schienbein.

Das hatte Becca verursacht. Sie hatte mich getreten, es schmerzte sogar ein bisschen. Miststück!

Ich verstärkte meinen Griff. Sollte sie ruhig die Folgen ihrer Handlungen spüren.

Doch stattdessen trat sie mir in den Schritt.

Ich keuchte und ließ los.

Sie rannte.

Trude horchte auf. Sie wandte sich von ihrem Sohn ab. Der Blick der Alten wanderte in unsere Richtung.

Jeden Moment würde sie Becca sehen.

In Träumen waren die Orte nur lose miteinander verknüpft. Schnell sprang man von einem Ort zum nächsten, oft flossen sie ineinander über. Doch auch innerhalb einer Gegend waren

Wege in Träumen nicht an physikalische Gesetze gebunden, sondern lediglich vom Wollen des Stärkeren abhängig.

Mein Wille in diesem Augenblick war klar. Ich wollte, dass Trude mich nicht mit Becca in Verbindung brachte.

So faltete ich die Straße zwischen uns auf. Becca auf der einen Seite, der Polizeiwagen, Xaver, die Alte und ich auf der anderen. Das Mietshaus brach auf, harter Asphalt schoss neben mir in den Himmel und die Sonne verschwand hinter einer Wand aus Gesteinsstücken.

Die Alte blickte staunend die Asphaltmauer hinauf. Dann wandte sie sich zu mir, begutachtete mich und sagte: »So hast du mal ausgesehen?«

»Was?«

»Na, magst mir als Nächstes erklären, wir hätten uns nicht getroffen, in der Mietwohnung vom Günther?«

Ich holte Luft.

Und sparte mir weitere Nachfragen.

Sie war es also wirklich. Außerdem hatte sie mich erkannt. Memo an mich: Hexen drangen wie ich in Träume ein.

Für weitere Gedanken ließ sie allerdings mir keine Zeit. Sie holte mit ihrem Stock aus. Hastig hob den Arm zum Schutz.

Das war mein Glück. Denn ohne darüber nachzudenken, zog ich den Asphalt wie einen Schild zwischen uns.

Trudes Stock krachte tief in die Mauer hinein. Asphaltbrocken knallten mir gegen die Brust und stießen mich einige Schritte zurück.

»So nicht!«, rief sie.

Durch das Loch hindurch sahen wir uns in die Augen. Dann schlug sie weitere Brocken heraus. Diese Frau wusste mit Träumen umzugehen. Ich stand wie erstarrt. Bald würde sie hindurchklettern. Und was machte ich jetzt? Ich brauchte irgendetwas, um hier wegzukommen.

Nun zwängte sie sich bereits fluchend durch die Mauer.

Ach, na klar! Sie kam ja durch ein Loch.

Ich atmete auf.

Sollte sie doch wieder durch eines verschwinden.

Das war ein Klassiker der Albträume, da musste ich mich nicht einmal konzentrieren. Sofort entstand ein Abgrund, recht dünn und leicht zu übersehen, jedoch endlos tief, direkt an der Mauer, durch die Trude gerade stieg.

Ich wiederum starrte sie an, so heftig und böse, wie ich konnte. Sie sollte mir entgegenblicken, abgelenkt sein und ihren Schritt machen.

Doch Trude beäugte mich irritiert und stoppte. Sie musterte mich, dann die Welt um uns herum, blöderweise sah sie auch abwärts.

Jetzt war es mit meinem Plan vorbei.

Doch sie erschrak. Und rutschte auf der Mauer aus.

Während sie ins Nichts fiel, hielt ich den Atem an. Weitere Flüche und einige üble Beleidigungen fanden ihren Weg nach oben. Aber sie wurden leiser. Schließlich lugte ich vorsichtig über den Rand. Ich entdeckte nur noch einen kleinen, hellen Punkt in der Dunkelheit.

Ich war ein Gott in dieser Welt.

Recht bald kam ich beim Polizeiwagen an. Ein blasser junger Mann in Pulli und Jeans stand gerade an einer der Türen. Er versuchte etwas ratlos, Miriam mit freundlichen Worten aus dem Wagen zu locken.

»Ich will zu Mama!«, schrie sie.

Obermüller blickte missmutig zum Kind, dann sprach er Xaver an: »Herr Wolf, gemäß Urteil des Amtsgerichts München vom 13. August sind Sie neuer und alleiniger Sorgeberechtigter von Miriam Badi.« Es folgten weitere Formalien.

Ich stellte fest, dass Becca nirgendwo war, und wandte mich von ihnen ab. Ach ja. Sie versuchte doch gerade, vor mir zu fliehen. Wie nett! Das würde der richtige Abschluss für den heutigen Tag werden. Nach all dem, was man mir bis jetzt angetan hatte, hätte es mir auch nicht genügt, einfach nur etwas Leid zu beobachten. Üblicherweise hielt ich mich ja zurück. Aber heute war ich bemerkt worden und daran hatte Beccas schuld. Ich war ein rachsüchtiger Gott.

Ich sog die Luft ein und witterte eine Spur. Im sanften Trott folgte ich dem Geruch. Bald blieb ich stehen, beugte mich zum Pflaster und riss einen Stein heraus. Wog ihn in der Hand. Warf ihn im hohen Bogen. Verfolgte seine Flugbahn.

Er schlug knapp neben ihr auf.

Perfekt.

Ich wollte sie nicht treffen. Ich wärmte mich erst auf.

Etwas schlaftrunken stapfte ich vom Bett und streckte mich. Die Haut zog nun weniger. Das hatte ich erwartet, denn durch Träume heilte ich zumindest ein bisschen. Doch auch die Einsamkeit, die sich mit der Triebscherbe in mich hineingebohrt hatte, war verschwunden. Beccas Gefühle brachten mich zurück zu mir selbst.

Herrlicher als alles andere rochen übrigens Menschen, die verzweifelt versuchten, aufzuwachen, aber den Weg nicht fanden. Die Gesamtkomposition an Duftnoten war wunderbar abgestimmt. Bei Becca passierte gerade genau das. Sie versank im Morast. Das war so eine Idee von mir gewesen. Das zähe Nass floss über den Hals, erreichte vielleicht schon das Kinn ...

Die Gerüche verweilten noch ein wenig um mich herum, doch ich war satt. Bald zwickte es auch wieder dort, wo ich früher einen Magen besessen hatte.

Die Magersucht diagnostizierte man mir mit sechzehn, nachdem ich beim 400-Meter-Hürdenlauf zusammengebrochen war. Dabei hatte ich lange erfolgreich damit gelebt. Bereits als Säugling hatte ich ständig erbrochen. Als Kleinkind presste ich die Lippen aneinander, bis mein Gesicht blau anlief. Und so ging es weiter, mein ganzes Leben lang. Alles, was von außen auf mich eindrang, stieß mich geradezu körperlich ab.

Nach meinem Zusammenbruch erholte ich mich an einer Magensonde. Währenddessen gewannen andere Preise. Sobald ich ins Training zurückkehrte, behandelte man mich, als bestünde ich aus Glas. Für einige Monate hielt ich das aus. Dann kam das Winterfest des Vereins. Ich brüllte eine übereifrige Mutter so lange nieder, bis sie weinte. Keiner nahm mich danach zur Seite, um mir zu sagen, dass ich überreagiert hatte. Niemand war so ehrlich. Ich kündigte die Mitgliedschaft.

Ich stand im Schlafzimmer bei Becca und mein Körper wusste, dass mich die Erlebnisse mit ihr genährt hatten. Wie bei jedem Essen, das ich als Mensch hinunterwürgte. Wie bei den Gefühlen in Ulrikes Schlafzimmer.

Er bestrafte mich auf die immer gleiche Weise.

Mein Inneres verkrampfte.

Endlich spuckte ich etwas Schleim.

Dieser tropfte nicht zu Boden.

Stattdessen zog er in langen Fäden hinab und zerstob dann zu einem feinen Nebel, der sich mir auf Gesicht und Brust legte. Ich versuchte, das Kribbeln auf der Haut wegzureiben, dabei torkelte ich bis zu einem Stuhl, über dessen Lehne ein BH und eine Jeans von Becca hingen. Als ich mich auf das leidlich weiche Polster fallen ließ, stieß ich eine Socke oder so was zu Boden. Ich registrierte diesen kleinen Sieg über die

Schwerkraft nur müde. Für mehr grummelten meine nicht vorhandenen Innereien zu stark.

Becca lag im Bett und atmete stockend. Das reiche Bukett ihrer Gefühle verstärkte jetzt meine Übelkeit.

Hannes hatte den Zustand seiner Frau ebenfalls bemerkt. Er setzte sich auf. Er flüsterte ihr gut zu. Stupste sie an.

Was hatte ich mir bei der Sache gedacht? Lauras Schwester dermaßen zu erschrecken.

Dann fuhr sie hoch und schrie auf.

Hannes schreckte zurück.

Ich blickte nur elend drein.

Wie abgestumpft war ich eigentlich schon?

»Du bist so unruhig«, sagte Hannes. »Was ist denn mit dir?«

Sie wimmerte.

Ich kannte diese Art Albträume. Es würde Stunden dauern, bis sie sich wieder beruhigt hatte.

»Da war etwas in meinem Traum.«

Schließlich war – ups. Stimmt. Sie hatte mich gesehen. Aber warum hielt sie mich für ein »etwas«? Ich war doch ein Mensch! Obwohl, vielleicht war das gut. Dadurch legte sie zumindest eine falsche Fährte, wenn sie jemandem von ihrem Erlebnis erzählte. Würde das Laura und Trude täuschen?

»Sch.« Hannes nahm sie in die Arme.

»Sch mich nicht an!« Sie schubste ihn weg und drückte sich mit dem Rücken an die Wand. »Es ist auf mir draufgelegen.«

»Also, Becca ...«

Sie drückte beide Hände schützend auf ihren Mund. »Danach ist es in mich eingedrungen. Hannes, verstehst du das?« Sie schluchzte auf.

Krass.

Sie dachte, ich hätte mich an ihr vergangen?

Fühlten sich alle so? Ich hatte bisher nie gefragt. Ich versuchte, das nachzufühlen, dass jemand in mich ein–

Ich schüttelte mich. Sie übertrieb.

Oder?

»Es war hier«, sagte sie. »Mein Gott, vielleicht ist es immer noch hier!«

»So was kann einem passieren, wenn man müde ist. Mir gings heute auf der Couch recht ähnlich.«

Becca stieß heftig die Luft aus.

Er stutzte, dann lachte er auf. »Ich weiß, was jetzt kommt. Da ist bestimmt irgendein Ungetüm unterwegs. Ganz ehrlich, hinterfrag doch die Schauergeschichten deiner Großmutter ein bisschen mehr. Es war nur ein Traum.«

»Ach, Hannes! Glaub halt, was du magst. Vielleicht war es nur ein Traum, aber es hat sich echt angefühlt. Weißt du, da hat mich etwas verfolgt! Es hat mit mir zusammen zugeschaut, wie sie Miriam gebracht haben. Sag mir, was bedeutet das?«

Hannes schwieg. Er streckte erneut die Hände nach ihr aus, diesmal ließ sie es zu. Sanft nahm er sie in den Arm und wog sie.

Sie schluchzte. »Denkst du, es hat Miriam was getan?«

»Ich?«, fragte ich.

»Magst du eine Baldriantablette?« Er löste sich wieder von ihr und schaltete seine Nachttischlampe an. Das Licht erhellte Beccas schweißnasses Gesicht. Sie tat mir jetzt ein wenig leid.

Becca nickte. Sie wischte sich Tränen aus den Augen. Dann hievte Hannes sich aus dem Bett.

Plötzlich schrie sie auf. »Nein! Bleib da!«

»Mhm, na gut.«

Ihr Blick wanderte durch den Raum. Sie entdeckte mich nicht. Aber sie wusste wohl, dass ihre abgeschlossene Woh-

nung und ihr eigenes Bett keine Sicherheit mehr boten. Ich hatte das selbst erlebt. Warum hatte ich ihr das angetan?

Hannes folgte ihrem Blick und erschauderte. »Langsam machst du mir auch Angst.«

Laura hatte mich hierher gezwungen. Die Triebscherbe hatte meine Gefühle verwirrt. Nein, ich würde hier nicht das Büßerhemd anziehen. Ich hatte kein Unrecht begangen.

Aber es war sicher besser, langsam von hier zu verschwinden.

Ich stand auf.

»Da! Da bewegt sich was!«, schrie sie.

Ich sah mich um. Das Polster des Stuhls drückte sich leicht zurück.

KAPITEL 6

Ich stieg in Lauras Wohnung ein, oder besser, was ich dafür hielt. In einem finsteren Gang angekommen, lauschte ich. Auf der anderen Seite einer Zimmertür hörte ich leises Murmeln.

»Laura?«, flüsterte ich.

Das Murmeln verstummte. Laura öffnete die Tür. Sie trug ein Spaghetti-Top sowie knappe Hotpants. Mein Blick fuhr ihre Beine entlang. Fein definierte Muskeln. Ich mochte so was.

»Ich gefall dir.« Sie grinste. »Komm rein.«

Oh. Peinlich. Verdattert ließ ich mich von ihr in den Raum ziehen. Ich brauchte auch noch einen Moment, bis mein Blick sich wieder in ihr Gesicht traute. Dann allerdings bemerkte ich: »Du hast braune Pampe auf den Wangen.«

Sie blinzelte unschuldig und verwischte die Pampe mit dem Handrücken. »War vom Gebet.«

Ich trat an zwei schummrig beleuchteten Betten vorbei. Von einem der beiden reckten eine Stoffgiraffe und andere Tiere ihre Köpfe zu mir. Sie warteten wohl auf Miriam. Ei, das arme Kind.

Ich löste mich und sah mich weiter um.

Ich erstarrte.

Auf den Boden hatte Laura mit Kreide einen doppelten Kreis gezeichnet, die Linie entlang zogen sich langschwänzige Symbole. Nahe am Kreisrand stand ein kleiner Mörser aus Stein, daneben lagen zusammengeknüllte Frischhaltefolie und ein an der Vorderseite schmieriger Stößel. Ein Ritualkreis oder eine Opferstelle. Ich wich zurück, meine Hände tasteten

unwillkürlich nach etwas, woran ich mich festhalten konnte. Mir drängten sich Bilder in den Kopf. Von diesen Horrorgeschichten, bei denen ein unvorsichtiger Mensch ein Wesen aus einer anderen Welt beschwor und die Kontrolle verlor, woraufhin das Ding einen Feldzug gegen alles Lebende startete. So etwas versuchte Laura? Das fühlte sich an, als zöge mir jemand den Boden unter den Füßen weg. Ich wollte vor diesem Raum davonlaufen. Vor dem ganzen Haus.

Ich ertastete warme Finger. Ich schreckte auf.

»Entspann dich«, sagte Laura. Sie schüttelte meine Hand wieder ab. »Bitte. Ich erklär dir alles.«

Meine Beine begannen zu zittern. »Was hast du getan?«

»Ich hab nur gebetet. Ich hab einen Traum gehabt, als wärst du da. Dann bin ich aufgewacht, war aber allein. Ich hab nicht mehr schlafen können. Hab erst gelesen und auf dich gewartet. Aber du bist einfach nicht gekommen. Irgendwie beschäftigt man sich halt.«

Mir wurde schwindelig. Ich ließ mich auf das Bett mit den Stofftieren fallen. Die Falten drückten, doch schlimmer war das Beben, das sich jetzt durch meinen ganzen Körper zog. Die Stoffgiraffe zeigte mir ihre großen Augen, ich griff danach und brach mir an ihrem Stoff, der weich hätte sein sollen, die Finger.

Ich schrie auf vor Frust.

Ich hatte keine Kraft.

Was auch immer ich tat, es war belanglos. Stattdessen krachte alles über mir zusammen.

Ich war tot. Nie mehr würde ich mit meinen Eltern sprechen.

Es gab den Teufel. Hexen. Auch Götter, für die man sich Pampe ins Gesicht schmierte. Vielleicht diese Dämonen aus den Horrorgeschichten.

Es gab jemanden, der mich das ganze Leben lang zu Albträumen gezwungen hatte.

Ihnen allen war ich völlig ausgeliefert.

Arme legten sich auf meine Schulter und meinen Rücken. »Sch«, sagte Laura. Sie setzte sich mit etwas Abstand neben mich. Ich fühlte mich nackt. Auch innerlich. Hilflos.

»Ein Traum mag noch so schlimm sein«, flüsterte ich, »du weißt, du wachst irgendwann wieder auf. Aber was ist, wenn es all das gibt, wovon ich bisher geträumt habe?«

»Ben, geh besser davon aus.«

An mir nagten die Gefühle. Zeigen wollte ich sie nicht. Nicht neben einer Frau. Gar nicht neben einer, die dermaßen jung und hübsch war. Erst recht nicht, wenn sie mich mit ihren Worten zu allem zwingen konnte, was sie wollte.

Klüger wäre es jetzt, Stärke vorzutäuschen und zu verbergen, dass ich diese Welt fürchtete, die mich wie ein dunkles Loch verschlang. Ich versuchte, die Gefühle aufzuhalten. Es gelang mir. Ich merkte das, als mein Körper die ersten zwei, drei Schluchzer hervorstieß, ohne dass ich dabei etwas spürte. Während sich meine Brust zuckend bewegte und mir die Sicht milchig verschwamm, hörte ich jemanden nahe am Ohr wimmern. Irgendeine Stelle im Kopf flüsterte mir etwas ein. Über das Gejammer. Aber ich blendete das aus. So verlor ich jeden Kontakt zu meiner Umgebung. Zum ersten Mal seit Monaten fühlte ich mich frei. Ich roch ziemlich viel Leid und Angst um mich herum. Von wem auch immer.

Laura bedeckte den Gebetskreis mit einem breiten Hochflorteppich. Sie sah mich müde an. Die Kerzen sowie ihr Werkzeug hatte sie wohl aufgeräumt. Eine Nachttischlampe leuchtete.

Ich rieb mir die Augen. Mein Gesicht war feucht und dampfig. Warum? Hatte ich geweint? Langsam kam alles

zurück. Mein Tod, der Reiniger, das Versprechen, das Opfer. Mit ihnen flammte auch das Gefühl wieder auf, von einem schwarzen Loch eingesogen zu werden. Mir zitterten die Hände, der Kopf arbeitete wie verrückt. Gelerntes aus der Rettungsdienstschule kam hoch. Akute Belastungsstörung, im Volksmund Nervenzusammenbruch. Ausgelöst durch Extremereignisse, für die keine geeignete Bewältigungsstrategie existierte. Körperliche Symptome unterschiedlich. Zittern kam vor. Dissoziative Symptome möglich. Typische Gefühlszustände: Trauer, Angst, Verzweiflung, Aggression.

Aggression?

Ich durfte jetzt nicht zusammenbrechen.

»Na?«, fragte Laura.

Ich blinzelte sie an. Ich versuchte, mir darüber klar zu werden, was ich von ihr hielt. Sie war hübsch. Aber sie benahm sich böse. Vielleicht auf eine dumme, jugendliche Weise, doch definitiv bösartig. Besser gewann ich Abstand zu ihr. Schnell. Und meinem Zeichner wollte ich ins Gesicht schlagen! Nein, halt. Keine Gewalt. Das war beim Rettungsdienst ebenfalls schlecht ausgegangen. Aber toll wär das schon. Richtig in die Fresse.

Ich musste mit der Welt neu umgehen. Mir Stützen bauen.

Laura setzte sich neben mich. Als sie meinen Oberarm berührte, schreckte ich zur Seite.

»Wie gehts dir?«, fragte sie.

Eine seltsame Frage war das. Ich lugte zur Tür. Fliehen!

Nur war es besser, zu wissen, was passiert war. Wirklich. Mit mir, mit ihr, mit der Welt. Das zwang mich, dazubleiben. Noch etwas zittrig in der Stimme fragte ich sie: »Erzählst du mir was über deine Göttin?«

Sie zögerte. »Warum?«

»Ich – brauche jetzt ein bisschen Ablenkung. Bitte.«

Sie nickte, überlegte, schließlich berichtete sie mit gedämpfter Stimme: »Es hat mal ein Zeitalter gegeben, da haben die Welten ziemlich nahe beieinandergelegen. Du kennst doch Herkules? Ungefähr die Zeit, bloß früher. Prinzip Reiniger hatte man eingesperrt. Es war ganz normal, dass Götter hier bei uns herumgelaufen sind, so wie du und ich heute.«

Das Zuhören wirkte. Ich bekam das Zittern in den Griff. Lauras Stimme klang zunehmend realer.

Bald würde ich mir einen Reim auf all das machen.

Hoffentlich.

»Prinzip Reiniger?«, fragte ich.

»Er ist der Chef von den Reinigern, logisch. Ein altes Prinzip und Kind von Allmutter Leere. Prinzipien, das sind irgendwie Personen, aber mächtiger als Götter. Sie verkörpern, na ja, ein Prinzip, eine Grundidee. Allmutter Leere steht für die Leere. Oder die Ordnung, wie man es nimmt. Hab ich ja bereits erklärt, die will immer ihre Ruhe haben. Gevatter Tod steht für den Tod. Er kümmert sich um die Toten. Auch klar.«

»Den Tod gibt es wirklich?«

»Sag Gevatter Tod. Sonst isses verwirrend.«

Ich dachte daran, wie ich gestorben war. Damals war ein Wind durch mich hindurchgefahren. Er hatte mir etwas weggenommen.

Ich spürte wieder dieses Zittern in den Eingeweiden. Mein Tod, verwaltet von einem weiteren übernatürlichen Wesen. Das war mir im Moment zu viel.

»Du wolltest«, sagte ich, »mir über deine Göttin erzählen.«

»Ah ja, klar. Sie heißt Lilith und ist die erste Frau der Welt. Sie ist stark und selbstbewusst.« Laura lächelte mich keck an. »Sie nimmt sich, was sie mag, weißt du.«

Ich blickte ratlos zurück. Ich hatte den Namen mal irgendwo aufgeschnappt, mehr nicht. »Nimmt sie sich auch die Pampe an deinen Wangen?«

»Äh, oh, ja. Lilith ist eine alte Göttin. Sie akzeptiert Opfer. Ich hab zwei dicke Spinnen und ein Nest Silberfischchen geopfert. Dafür, dass du ... äh ... du weißt ja selbst, dass du grad echt hässlich bist.«

Ich ließ den Kopf sinken.

Ja, das wusste ich.

»Ich seh schon, ein bisschen was hat es gebracht.« Sie lachte auf, dann hielt sie sich die Hände vor den Mund. »Ups, Mama ist ja bereits im Bett. Wir müssen leise sein.« Sie kicherte. »Na, eigentlich schläft sie wie ein Stein. Aber Lilith hat dich wirklich aufgehübscht. Wer weiß, wenn wir was Größeres opfern, ob das mehr bringt? Oma hat mal ein Schwein geopfert, das war zu Miriams Geburt.«

»Ihr habt mal ein Schwein geopfert?«

»Ja, ey, das war echt schwer zu bekommen, so was denkt man gar nicht. Bloß war es Oma wichtig und Oma setzt sich halt durch. Lilith hat uns damals ein Zeichen gegeben, dass Miriam auf Dauer zu uns kommt. Dann hat sich Zita, also Miriams Mama, nie recht um sie gekümmert und, äh, jetzt ist sie ja bei uns. Bei mir im Zimmer.« Sie zuckte mit den Schultern. »Hatt ich mir anders vorgestellt.«

In Beccas Traum hatte ich den Eindruck, als wäre Miriam ungern gekommen. Erzwungen. Wie bei mir. Also opferten die Hexen Schweine und Fliegen an alte Götter, um Leute bei sich zu halten, die von ihnen wegwollten. Das war ja irgendwie lustig. Ich lachte auf.

»Was lachst du?«, zischte Laura. »Lilith ist eine Göttin! Sie hilft einem immer gern, wenns um Weiblichkeit, Liebe oder Leidenschaft geht.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Ich prustete. Dabei spuckte ich ein bisschen. »Tut mir leid.« Dann kicherte ich wieder. »Bestimmt hat sie Sexdämoninnen als Engel.«

»Woher weißt du das?«

Ich starrte sie an. »Das stimmt wirklich?«

»Mensch, du bist grad echt seltsam! Aber – ja. Sukkuben heißen die, nur sie sind keine Dämonen, sondern eben Engel. Zu ihren männlichen Gegenparts sagt man Inkuben. Beide gehören zu Liliths Reich. Äh, du zuckst.«

Ich lachte wieder. Mir standen bereits die Tränen in den Augen. »Mir gehts gut. Hervorragend sogar! Red doch weiter.«

»O-okay. Ich glaub eher, du weinst gleich noch mal.«

Das nahm mir den Wind aus den Segeln. Ich schwieg. Kicherte. Schwieg erneut.

»Das ist dieser Druck«, sagte ich schließlich. »Ich habe das Gefühl, ich falle und falle. Ich bekomme einfach keinen Boden unter den Füßen. Ihr Hexen, der Reiniger, der Tod, mein Zeichner ...« Ich seufzte. »Was rede ich da. Ich bin nur etwas erschöpft.«

Tatsächlich wusste ich nicht mehr, wohin. Eine Hexe, die einer alten Sagengestalt Tiere opferte und mit Dämonen paktierte, hatte mich an sich gebunden. Das würde ich ihr aber bestimmt nicht auf diese Art präsentieren. Erneut lachte ich auf.

Laura beäugte mich kritisch, doch sie fuhr fort. Möglicherweise dachte sie, ihre Stimme würde mich beruhigen. »Lilith hilft uns auch im Alltag, beim spontanen Zaubern. Zum Beispiel, wie ich ... äh ... ich sags dir mal, ja? Nur sie will halt was zurück, darum das Opfer. Ben?«

Ich blinzelte.

Grinste.

»Ich höre dich.«

Laura lehnte sich zu mir. »Ben, das ist vielleicht gerade ein bisschen krass für dich.«

Ich kicherte wieder. »Gar nicht wahr.«

»Aber so, wie du bist, das ist nicht schlecht. Das ist gut, alles. Du bist gezeichnet, das heißt, du kannst selber einiges. Hey, ich würd sagen, jemand richtig Großes hält ganz viel von dir.«

Sie ergriff meine Hand.

»Von mir?« Ich lachte kurz. Mein Kopf versuchte, mir irgendwas zu erklären.

Von mir. Ich kicherte jetzt lauter.

»Von mir!«, rief ich aus. Spürte ich da festen Boden unter den Füßen? Jemand hielt ganz viel von mir, das sagten mir Laura und mein Hirn. Ich drückte Lauras warme, samtige, steinharte Haut. »Denkst du wirklich?«

Sie nickte.

»Und du? Hältst auch ganz viel von mir?«

Sie schmunzelte. Dabei ließ sie meine Hand wieder los und legte die ihre in den Schoß. Mit sehr sanfter Stimme sagte sie: »Lass gut sein.«

»Okay.« Ich seufzte. Aus Frauen sollte man schlau werden. Aber immerhin hielt sich das Zittern inzwischen in Grenzen. Ich versuchte einen zweiten Anlauf, hob die Hand, um ihre Wange zu streicheln. Aber sie musterte meine Finger während der Bewegung dermaßen kritisch, dass ich sie wieder fallen ließ. Ich seufzte erneut. »Dann sag mir, wer mein Zeichner ist.«

»Das finden wir noch heraus. Ehrlich!«

»Sogar die Fischer hat einen Zeichner. Den Teufel, nicht schlecht. Sie hat nach kaltem Rauch gerochen, hat das was damit zu tun?«

»Kalter Rauch? Riech ich auch?« Sie hob mir ihren Unterarm vor die Nase.

»Nach Eisen. Trude hat das auch an sich.«

»So wie Blut?«

»Oh. Ja.«

Blut.

Das hätte mir selber einfallen können. Hexen, die Lebewesen opferten, rochen nach Blut. War doch klar. Ich kicherte wieder. Logisch, nicht wahr?

»Also, äh – du hast ja eine lustige Sicht. Na, jedenfalls, Ben, hör mir zu. Schau mich an. Genau, so. Weißt du, wenn jemand übernatürlich ist, so wie du und wir und die Fischer, dann erkennt man andere Übernatürliche. Es sind nicht viele, aber manchmal trifft man wen. Hast du mal wen gesehen? Oder gerochen? Geister vielleicht?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, bisher nichts mitbekommen. Wobei, doch, mir ist gerade was aufgefallen. Wenn ich mich stark konzentriere, erkenne ich in Menschen die Seelen. Und auch Krankheiten.«

»Crazy.« Sie überlegte. »Versuch das mal bei mir.«

Ich blinzelte. »Fehlt dir was?«

»Versuchs!«

Ich konzentrierte mich. Es fühlte sich schwer an. Es klappte nicht. »Ich bin müde.«

»Mach jetzt!«, zischte sie.

Ich zuckte zusammen. Meine Sicht veränderte sich.

Erst meinte ich, Laura wäre unsichtbar geworden. Dann erkannte ich rote, später auch blaue Stoffbänder, ich vermeinte zudem, zwei dünne schwarze Bändchen zu entdecken. Alle zogen sich durch ihren Körper. Sie bildeten eine sehr luftige Bändchen-Laura, mit Rumpf, Kopf sowie dürren, stoffigen Gliedmaßen. Von einem ansonsten unmerklichen

Wind bewegt, flatterten die Bänder leicht. Mal plusterte sich eins auf, mal fiel eins in sich zusammen.

Was am verwirrendsten war: Die Stoffbändchen verliefen sich im Nichts. Es war nicht so, dass sie irgendwo aufhörten oder abgeschnitten waren. Nein, sie verliefen sich in der Ferne und zugleich blieben sie immer noch in Lauras Körper. Ich bekam das nicht so recht in meinen Kopf. Als ich ihr davon berichtete, lachte sie und nannte mich »komisch«. Ich hörte ihre Stimme ganz klar, aber sie war tiefer, bestimmender als vorher. Sie legte mir eine Hand auf den Arm. Ich lehnte mich zu ihren roten Tuchlippen.

Ihr Kopf wandte sich ab.

»Was ist?«, fragte ich.

Sie hob meinen Arm. Sie packte ihn, es fühlte sich fast klebrig an.

»Machst du mal deine Sicht wieder weg?« Sie klang irritiert.

Ich schloss die Augen.

Blinzelte.

Sah sie wieder als Person.

»Hast du meinen Arm losgelassen?«, fragte ich.

Sie musterte ihre Handfläche, dann meinen Arm. »Mensch, das ist krass. Du bist wohl an meinen ›Bändchen‹ kleben geblieben.«

»Ist das schlimm?«

Sie schüttelte den Kopf. »Musst halt vorsichtig sein. Aber ich wüsst gern, was die Bänder bedeuten. Ich hab doch eine Seele?«

Da klopfte es an der Tür.

»Kind, bist du da?«, flüsterte Trude von draußen.

Von einem Moment auf den anderen schlug mir das Herz bis zum Hals.

Was trieb die Alte hier? Sie kam bestimmt wegen unseres Kampfs im Traum.

Was war, wenn Trude gleich davon erzählte? Wie würde ich dann dastehen.

Gerade jetzt. Ich hatte es Laura selbst beichten wollen.

Bald, zumindest.

Ängstlich blickte ich zu dem Mädchen.

Sie allerdings fuhr hoch und schlich zur Tür. »Warte, Oma, bin nackig!«

»Ist alles gut gegangen?«, fragte Trude.

Laura streifte ihr Top über ihren Kopf und ließ es neben sich zu Boden gleiten. Mein Blick wanderte ihren nackten Rücken entlang. »Klar, Oma, wollt auch grad ins Bett huschen.«

»Es ist vier in der Nacht!«

»Äh, ja. Eben! Da sollt man schlafen, oder?«

»Was hast du mit dem Ben gemacht?«

»Hm? Nach nebenan. Ins Mietshaus. Da, wo der Bäcker ist!«

»Vielleicht ist des zu nah dran. Ich hab einen Traum gehabt, da bin ich gar nimmer rausgekommen.«

Laura sah mich fragend über ihre nackte Schulter hinweg an.

Ich bemerkte es erst gar nicht, so sehr war ich mit der vielen nackten Haut beschäftigt, aber als es mir auffiel, schüttelte ich instinktiv den Kopf.

»Kind, bist du schon angezogen?«, flüsterte Trude durch die Tür.

Laura legte einen Arm auf ihren Busen, mit dem anderen fuchtelte sie wild in Richtung der gegenüberliegenden Zimmerseite. Ich nickte und verließ meinen Platz auf dem Bett.

Laura öffnete die Tür nur einen Spaltbreit. Ihren Kopf und eine Schulter schob sie in die Sichtlinie. »Ehrlich, Oma, er ist weg.«

Einen Moment lang schwiegen die beiden Hexen. Dann hörte ich die Alte sagen: »Es riecht nach ihm.«

»Ich, äh – hab halt, äh – war einsam. Hab doch nur … ich …«

Laura verstummte. Eine peinliche Pause trat ein.

Trude räusperte sich. »Warum erzählst du mir des?«

»Ich habs halt gebraucht! Bitte, Oma, versteh –«

Ruckartig knallte die Alte die Tür zu.

Laura zuckte zusammen.

»Des Kind!«, brüllte die Alte draußen. »Kruzifix noch–«

Sie verstummte plötzlich.

»Trude!«, sagte Fines verschlafene, dennoch scharfe Stimme. »Was machst du denn hier? Und warum schreist du so herum? Ich meine, es ist vier Uhr vorbei.«

»Ja, des sagst deiner Tochter!«, schimpfte die Alte. »Ich scher mich jetzt davon.«

Einen Moment später donnerte die Wohnungstür zu.

»Laura, alles gut?«, fragte Fine durch die Tür.

»Gute Nacht, Mama.« Mit dem Rücken zu mir tastete sie nach ihrem Top und zog es über. Nun erst sah ich, dass sich ihr Kopf knallrot gefärbt hatte. Nur langsam kehrte eine normale Farbe zurück.

»Gute Nacht«, sagte Fine von draußen.

Kurz darauf hörten wir, wie sich eine weitere Tür leise schloss.

»Puh! Ehrlich, Ben, so was hat sonst nie geklappt. Boah, ist mir warm.« Laura wedelte sich Luft ins Gesicht und grinste mich selbstzufrieden an.

Trude glaubte nun also, ich hätte mit ihrer Enkeltochter geschlafen.

Allerdings hatte ich gar nicht.

Ich blickte sie lange an.

»Brauchst nicht mal dran denken«, sagte sie.

Ich nickte.

Sie forschte mich danach über die Krankheiten aus, die ich gesehen hatte. Bei meinen Beschreibungen kicherte sie leise, aber bald gähnte sie immer häufiger. Mir war das recht. Langsam fühlte ich mich deplatziert. Ich sehnte mich nach Ulrikes altem Schlafzimmer. Ein wenig Energie tanken.

»Mensch, ich bin echt fertig«, sagte sie endlich und kroch unter ihre Bettdecke. »Nur vom Matheunterricht allein bekomme ich nicht genug Schlaf.«

Sie grinste und wartete darauf, dass ich auf ihren Witz reagierte. Aber auf das Niveau von Schulwitzen würde ich mich nicht herablassen.

Also nickte ich bloß und erhob mich in Richtung Tür. Mir war es so ganz recht. Ich hatte Laura zwar bis jetzt nicht von Becca berichtet, aber das konnte ich wann anders nachholen.

»Warte. Warst du bei Hannes?«

Ich schluckte. »Ja.«

»Und?«

»Du wolltest doch jetzt schlafen?«

Sie klopfte mit der flachen Hand auf die Matratze. »Bleib noch da. Erzähl mir davon.«

Ich sah zur Tür, aber gab es auf. Besser brachte ich dieses Gespräch hinter mich. Also setzte ich mich an die Bettkante. Sie schmachtete mich an, oder vielleicht fielen ihr auch die Augen zu. Na ja, dann wurde sie sicher weniger schnell wütend.

Sie tastete nach meiner Brust und streichelte mir den Oberkörper. »Ach, wärst du doch hübscher!«

Ich ignorierte die Worte und genoss die Berührung. Vielleicht, wenn ich sie jetzt zu streicheln begönne ...

Ich zuckte zusammen. Ein stechender Schmerz fuhr mir zwischen den Rippen hindurch.

»Sie haben gestritten, oder? Darum magst du nix sagen. Oh, ey, was ...« Lauras Zeigefinger steckte in meinem Oberbauch. »Sorry.« Sie zog ihn heraus und legte ihre Hand wieder auf das Kissen. »Was hat Hannes gesagt? Wir haben was damit zu tun, das sagt er doch?«

»Äh, ja.«

»Er kommt mit uns nicht klar, weißt du? Oma hat mal gesagt, er ist einfach kein Wolf.«

Ich dachte daran, wie Laura vor dem Haus mit meinem Leben gespielt hatte. Auch an Trudes Vorschlag, mich zu vernichten. Und wie Laura mich an sich gefesselt hatte.

Schließlich meinte ich: »Er wirkt auch nicht so.«

»Weißt du, Becca ist meine große Schwester, aber manchmal hab ich das Gefühl, eigentlich wär sie meine Mama.« Sie ließ ihre Mundwinkel hängen. »Sie war jahrelang für mich da. Dann kommt dieser Hannes und Becca lässt mich allein. Der redet uns kaputt! Man hält doch zusammen als Familie.«

»Sagt deine Großmutter?«

»Genau«, meinte Laura.

»Darum kümmert ihr euch gemeinsam um Miriam?«

»Äh – ja. Bei Onkel Xaver in der Einzimmerwohnung, da darf sie nicht bleiben, weil, äh, irgendwie ist das verboten und deswegen war mal die Polizei da. Deshalb hab ich jetzt Miriam an der Backe. Aber ist schon okay. Sie gehört ja zur Familie. Becca hat das schließlich auch für mich gemacht. Nur Hannes, der mag einfach nicht kapieren, wie es bei uns läuft. Dass das so passt. Wegen ihm wird Becca ... ich hab Angst, dass sie irgendwann wegzieht.«

»Du hast sie sehr gern«, stellte ich fest. Und ich musste ihr immer noch von Beccas Nacht erzählen.

»Sie hat sich um mich gekümmert, als ich ganz klein war. Weißt du, Ben –«

Wie ich mich schämte. »Ich muss dir was beichten.«

»Was Schmutziges?« Sie lächelte spitzbübisch.

»Was mit Becca.«

»Wie bitte?«

»Ich war in ihr drin.«

»Du hattest Sex mit ihr?« Ihre Augen wurden glasig.

»Nein! Ich war in ihren Träumen.«

»Wie jetzt? Warum?«

»Das Problem ist ...« Ich brach ab.

»Sag schon. Mach mir keine Angst.«

»Ich hab ihr Albträume gebracht.«

»Ey, bist du krank?« Sie ballte ihre Fäuste vor meinem Hals. Ich wusste nicht, ob ich das süß oder gefährlich fand. »Wenn du Becca was getan hast – ich mach dich kaputt.«

»Deine Schwester hatte schlimme Träume. Sie hat geweint. Sie wird die ganze Nacht wach liegen. Aber was kann ich denn dafür? Ich wollte in der leeren Wohnung bleiben. Du hast vorgeschlagen, dass ich zu Hannes gehe. Der Rest hat sich einfach so ergeben!«

»Jetzt bin ich schuld?«, zischte sie.

»Ich lebe vom Leid der Menschen.«

Sie schubste mich vom Bett hinunter. Ich fiel beinahe in den Hochflorteppich hinein, aber fing mich knapp davor.

Regte sie sich nun wirklich auf?

Wahrscheinlich hatte sie mich nur falsch verstanden. Ich probierte es jetzt einfach mit mehr Vernunft.

»Es ist doch so«, erklärte ich. »Das Versprechen kettet mich an dich. Ich bin bei dir, bis Miriam wieder auftaucht,

weil du diese Zusage nicht aufhebst. Und jetzt haben wir den Salat. Sieh doch ein, was das für die Leute um dich bedeutet! Überleg mal, was das für mich heißt!«

»Du lässt meine Familie in Ruhe. Dann bleibst du halt erst mal in Ulrikes Wohnung. Weißt du was, du versprichst mir das jetzt.«

»Ich musste raus. Wegen deiner Großmutter.«

»Du tust gefälligst, was ich sage!«

»Nein. Gehts noch?«

»Du hast dich an mich gebunden!«

»Das weiß ich ja! Aber je länger ich hierbleibe, desto mehr wird passieren.«

»Nichts passiert mehr! Du gehörst mir! Ich verbiete es dir!«

»Das ist in mir drin.«

»Übernimm verdammt noch mal Verantwortung für dein Leben.«

Vorgeschobenes Kinn.

Ich blinzelte. Das hatte gesessen.

»Bitte gib mich frei«, sagte ich. »Führ mich in ein anderes Stadtviertel. Den Rest schaffe ich ohne dich. Trude ist damit auch zufrieden.«

»Scheiß auf Oma, ich will dich bei mir haben. Checkst du das nicht? Ich hab keinen Bock darauf, wieder allein zu sein!«

Das Zittern kam zurück. Aber auch Wut kochte hoch. »Dann erfülle ich halt mein Versprechen. Ich suche nach Miriam.«

Sie sprang vom Bett herunter und war mit einem weiteren Schritt bei mir. Ich schreckte zurück. Das war ein Fehler, denn ich trat auf den Teppich, fand auf den dicken Stoppeln keinen Halt und fiel auf den Rücken. Ich versuchte, mich aufzurappeln, doch Laura drückte mich zu Boden.

Meine Rippen knacksten.

»Du suchst nicht nach ihr.« Sie hielt inne, fasste sich. »Weißt du, was sonst los ist? Die Polizei schnüffelt bei uns herum. Oma ist total aufgewühlt. Wenn du jetzt noch dazukommst, das wär …« Sie hockte sich neben mich und schluchzte. »Mann, du bist ja schlimmer als Hannes!«

Ich blieb liegen, besonnen wie ich war.

Sie rieb sich die Tränen aus den Augen. »Du weißt gar nicht, wie einsam ich mich manchmal fühle.«

So einfach war es also. Sie würde mich erst mal hier festhalten, weil sie ein Haustier brauchte. Das machte mich schon wieder wütend.

Besser, ich gewann jetzt Abstand. Ließ auch ihr etwas Zeit. Ich war der Reifere von uns beiden, ich musste das entscheiden.

Ich stand auf.

»Was tust du?«, fragte sie.

»Gehen?«

Sie griff nach mir. »Nein! Bitte. Du kommst doch eh nirgendwo hin.«

»Was?«, fauchte ich. Ja, definitiv, es war besser, wenn ich jetzt ginge. Ich ließ meinen Arm zu Watte zerfließen.

»Ben, bleib.« Ihre Stimme klang aufgewühlt, aber streng. Etwas packte mich, zerrte an mir. Wieder die Magie ihrer Lilith? Nicht auch noch Zauberei!

»Ben Vogt, bleib stehen.« Der unsichtbare Griff verstärkte sich. Er zog mich zurück.

Ich kämpfte. Ich machte Schritt für Schritt zum Türstock. Dabei löste ich mich auch immer mehr auf. Mir war das wichtig. Ich wollte ein bisschen Würde zurückgewinnen.

»Ben Vogt, du bleibst stehen. Jetzt.«

Lauras Ruf fuhr durch mich hindurch wie eine Harke.

Aber er hielt mich nicht mehr auf.

Ich kam in Ulrikes Schlafzimmer an. Ein wenig beruhigte mich die Verzweiflung hier. Trotzdem fühlte ich mich eingesperrt. An der Wohnungstür konnte jeden Moment die Alte stehen. Vor dem Fenster wiederum wartete der Nebel als graue Wand auf mich.

Selbst er verspottete mich.

Er blieb gerade durchsichtig genug, um noch zwei, vielleicht zweieinhalb schwache gelbe Lichtpunkte zu mir durchdringen zu lassen. Wahrscheinlich würde ich hier wahnsinnig werden. Oder ich war es bereits. Wegen Laura hatte ich inzwischen Angst davor, was ich den Leuten antat! Krank war das. Ein gesunder Mensch dachte zuerst an sich selbst.

Die hübsche Hexe alarmierte mich zunehmend. Ich fürchtete, dass ich ihr demnächst noch Zugeständnisse auf meine Kosten machen würde.

Ihre Familie in Frieden lassen.

Abwarten.

Herumsitzen.

Hier hatte ich schließlich alles, was ich brauchte, nicht wahr?

Ich würde einfach bei ihr bleiben und gar nichts tun. Wuff. Wuff. Sobald ich merkte, dass es mich zum Aktivsein drängte, würde ich Laura dreimal schwören, dass ich für sie weiterhin untätig sein wollte.

Ich lachte auf.

Erneut erfasste mich das Zittern.

Mir war der Stress zu viel geworden.

Ich brauchte etwas für mich. Hier die Leute aufmischen. Miriam suchen.

Nein! Dabei hatte ich dann doch kein gutes Gefühl.

Ich würde die Nacht abwarten. Laura etwas Zeit geben. Sie schlief jetzt erst einmal über die Sache, morgen war sie dann vernünftiger und führte mich fort von diesem Haus. Ja, das wäre fair.

Ich schritt im leeren Raum auf und ab. Gelegentlich schlugen draußen Autotüren zu. Müde war ich nicht. Das war ich nie.

Was, wenn ich Laura jetzt besuchte? Mich entschuldigte? Ich lag auf dem Rücken und starrte an die Decke. Eine Parkettfuge drückte in meinen Nacken. Nein, Laura musste schlafen. Sie brauchte Zeit, um ihre Gedanken zu ordnen. Ihr würde bestimmt auffallen, was sie mir antat.

Ich stand am Fenster und klopfte mit den Fingern dagegen. Ein Nebelfinger tippte zurück. Draußen brüllten einige Männer herum. Durch den Nebel sah ich sie nicht einmal. Hier auszuharren, das zerrte an meinen Nerven.

Ich saß in der Ecke hinter der Tür. Der Reiniger leuchtete in Gelb mit Zügen von Rot. Es dämmerte.

Ich hielt es nicht mehr aus.

KAPITEL 7

Im ersten Stock torkelte eine junge Frau müde aus ihrer Tür, ihre schwarze Daunenjacke hatte sie nur halb übergestreift. Ihr Haar floss in leichten Wellen herab, es rahmte grüne Augen ein, die mit einem Schlafzimmerblick die Welt entdeckten. Beinah nur streifte ihr Prachthaar ihre vollen, roten Lippen. Es strich über einen gleichfarbigen Rollkragenpulli, entlang einer prächtigen Oberweite und einer schmalen Taille. Ihre Haarspitzen tanzten knapp unterhalb einer weiblichen Hüfte. Was für eine Frau.

Ich tänzelte um sie herum. Sie trug eine Kette sowie einige Ringe aus Silber. Es war Modeschmuck. Totenköpfe und Teddybären. Es sah klasse an ihr aus.

Auf ihrem Klingelschild las ich *Nathalie Meyer*. Währenddessen versuchte ihre freie Hand vergeblich, den zweiten Arm der Jacke zu finden.

Das war dann wohl die Tochter des Vermieters. Gestern hatte ich ihre Stimme gehört, sie hatte Meyer bei seiner Führung unterstützt. Dass ein dicker Bayer wie er so eine Tochter haben konnte!

Ich forschte in ihren verschlafenen Augen, ob sie mich vielleicht bemerkte. Doch sie schlüpfte schließlich in ihre Daunenjacke und stapfte die Treppe hinunter.

Ich wich ihr ohne Zögern aus. Ich wusste, was unvorsichtiger Kontakt anrichtete.

Ein angenehmer Duft verweilte. Es erinnerte mich an Himbeeren. Fruchtig, mit einer samtenen Oberfläche. Wie schön wäre es, diesen Geruch weiter zu schnuppern, ihre Haut zu streicheln.

Nathalie.

Ich folgte ihrer wippenden Hüfte ein Stockwerk hinab. Erst an der Haustür blieb ich stehen und sah ihr nach. Der Reiniger ließ ihr ein wenig Platz. Ich wollte ihr folgen, aber mein Gefühl hielt mich zurück. Ach, hätte ich es gekonnt!

Als sie ganz verschwunden war, wandte ich mich ab. Vielleicht würde ich sie heute Abend besuchen.

Was hatte die grässliche Alte gesagt? »Stell dir vor, den täten wir hier herumspazieren lassen.«

Das war doch ein Plan.

Ich grinste und machte kehrt.

Ein alter Mann starrte mich an.

Er hatte offensichtlich noch mehr Jahre auf dem Buckel als Trude Wolf. Wahrscheinlich war für Leute wie ihn das Wort Greis erfunden worden. Durch sein kantiges Gesicht zogen sich tiefe Furchen. Aus seinem vergilbten Nachthemd ragten Arme, deren Muskeln die Jahrzehnte faltig nach unten gezogen hatten. So alt.

Er stand im Gang an der Treppe, nur wenige Schritte von mir entfernt. Und tatsächlich, er starrte mich an. Mit zittriger Stimme fragte er: »Ilse, bist du das?«

Ich versteifte mich. Er sah mich. Aber er hielt mich für eine Frau?

»Äh, ich kenne Ilse nicht«, antwortete ich vorsichtig.

»Komm doch rein.«

Ich lugte sehnsüchtig zur Haustür. Dahinter aber hatte der Reiniger Nathalie längst verschluckt. Wäre ich doch in Ulrikes Wohnung geblieben! Wer wusste, was mich bei einem Greis im Erdgeschoss erwartete.

Trotzdem trottete ich ihm nach. *Lorenz Jäger* stand am Klingelschild. Quälend langsam schlurfte er in seine Wohnung hinein und durch einen kurzen Flur, dessen Wände

hinter Holzmöbeln sowie Landschaftszeichnungen verschwanden. Es war warm und stickig, alles wirkte auf eine altmodische Art heimelig, was mich nur umso mehr besorgte. Altmodisch war Trude schließlich auch.

Ich folgte ihm in ein großes Wohnschlafzimmer mit breiten Balkontüren. Draußen kroch der Reiniger herum und dämpfte das Licht.

Mit vorsichtigen Bewegungen setzte sich der Greis auf eine Eckbank. Er lächelte nun sanft.

War das ein Trick? Anscheinend hatte die Alte ja gute Arbeit geleistet, allerlei Hexen und dergleichen um sich zu scharen.

»Setz dich doch her«, sagte er. »Ich bin der Lenz.«

Ich blieb stehen. Argwöhnisch fragte ich zurück: »Was wollen Sie von mir?«

»Was schaust du denn so kritisch.« Er deutete auf einen Stuhl.

Ich setzte mich.

»Die Ilse bist du auf jeden Fall nicht. Auch nicht die Miriam. Weißt du, junger Mann, ich seh die Toten. Und ich hab Angst, dass mir das kleine Mädel irgendwann im Aufzug sitzt.«

»Im Aufzug?«

Er zögerte. »Versuchst du, mir was zu sagen?«

»Soll ich das lassen?«

»Die Ilse hat das nie probiert. Bist du wegen der Miriam da?«

»Äh, eher nicht, eigentlich.«

»Was?«

Hörte er mich nicht? Ich zuckte mit den Schultern.

»Ich helf dir. Die Trude hat damit fei was zu schaffen. Ihre Kinder vielleicht auch.«

»So ein Quatsch. Die sind vielleicht ein bisschen aggressiv ...« Ich hielt inne. Hm.

»Die Miriam hat Angst vor der Trude gehabt.«

»Klingt nach einem vernünftigen Kind.«

»Du bist doch da, um sie zu suchen?«

Ich schüttelte den Kopf.

Nein, eigentlich hatte ich nur geplant, hier »herumzuspazieren«. Ich kam mir blöd vor.

»Du weißt nicht, für was du bei uns bist?«

Ich lächelte bitter. »Ich bin da, weil Laura ein Haustier wollte und ich gerade zur Verfügung stand.«

»Ich kann dir jedenfalls sagen, was du bist. Ich hab einmal einen Besucher wie dich gehabt.«

»Diese Ilse?«

»Meine Ilse. Angefangen hat es am 22. März 43. Aber der eigentliche Grund war der Luftangriff vom 9. März. Die Ilse hat sich bei einer Freundin aufgehalten, die haben gefeiert. Ich weiß bloß nicht, was. Ich weiß gar nicht, warum sie dort gewesen ist.« Er rang jetzt sichtlich um Fassung. »Überall die Trümmer. Ich hab sie gesucht wie ein Wahnsinniger. Anderthalb Tage lang war ich von der Arbeit weg! Als ich sie am Schluss gefunden hab, da war sie voll mit Staub. Ihr Gesicht hab ich mit Rotz und Tränen abgewischt, weil ich so geweint hab. Danach hat sie ausgesehen, als würd sie schlafen. Und das war es, hab ich gedacht. Aber zwei Wochen später, am 22. März, sind Offiziere von der Wehrmacht da gewesen. Die haben die Flugmotoren begutachtet. Ich war einer der letzten Vorarbeiter, die da noch gewerkt haben. Um die Frauen auszubilden, so hat das mein Chef damals verkauft. Aber in dem Moment hab ich das nicht mehr wollen. Ich bin schnurstracks auf die Offiziere zugegangen. Wollt mich melden. Gegen die Engländer.

Da ist sie vor mir gestanden. Schön wie ein Engel, in dem Kleid, das sie an ihrem letzten Abend angehabt hat, alles ein bisserl staubig. Weißt du, eure Art erkennt man leicht. Du hast eine schiefe Haut, dass es zum Fürchten aussieht. Von der Ilse war das Gesicht ganz starr. Sie hat immer dreingeblickt, als hätt grad jemand sie erschrocken. Sprechen hat sie nicht können. Aber sie hat meine Hände genommen und den Kopf geschüttelt. Da hab ich es gewusst. Und die Offiziere haben schon zu mir rübergeschaut. Ich hab gleich vom nächstbesten Tisch ein paar Bauteile geprüft, nur, damit es nicht auffällig ausschaut.«

Er rückte sich auf der Bank zurecht. »Dann ist das Jahr 45 gekommen. Der Krieg war vorbei. Die Ilse hat mich oft besucht, bei der Arbeit, auch außerhalb. Ich hab ihr alles erzählt und wenn es was recht Trauriges war, sind ihr die Tränen runtergeflossen. Ihr Gesicht bewegt hat sie nie. Trotzdem hab ich sie geliebt, so wie sie war. Für mich hätts immer so weitergehen können. Damals.«

So richtig versiert schien dieser Lenz aber nicht. Ilse war ein Gespenst, ich eine Seele. Das war nicht das Gleiche. Darauf hatte ich mich jedenfalls mit Laura geeinigt. Trotzdem wanderten meine Hände unwillkürlich zu meinem Gesicht. Ich zog Grimassen und spürte die Bewegung. Nein, ich war kein Gespenst. Ich lief niemandem hinterher, wie diese Ilse. Ich hatte einen eigenen Willen.

Ich war noch ganz, irgendwie.

Der Alte räusperte sich. »Im Sommer 51 bin ich mit ihr auf einer Wiese gesessen. Die Leut um mich herum haben mich längst als einen Gespinnerten abgestempelt, hat ja ausgesehen, als wär ich allein auf einer Decke im Gras, mit einem Picknickkorb. Dabei war ich auf der einen Seite, die Ilse auf der anderen. Die Sonne hat geschienen und ich hab ihr vom

jüngsten Sohn von meinem Bruder erzählt. Wär sie am Leben gewesen, hätt ich ihr spätestens damals einen Heiratsantrag gemacht. Niemals würd ich eine andere haben, da war ich mir sicher. Und das hab ich ihr gesagt. Wir sind noch lang nebeneinandergelegen. Irgendwann hab ich festgestellt, dass sie weg war. Sie ist nie mehr wiedergekommen.«

Wir schwiegen beide.

Jahrzehntelang allein wegen eines Versprechens. Ich erschauderte.

»Die Ilse ist für mich auf der Welt geblieben. Sie hat mir das Leben gerettet und dafür hat sie mein Wort gewollt.«

Das klang mir unangenehm nach Laura.

»Und weißt du was, Bub? Ich hab mich geirrt.«

Ich stutzte.

»Meine Zeit danach hab ich ohne eine Frau verbracht. Erst jetzt merk ichs. Mit dem, was ich ihr versprochen hab, war ich auch schon tot.«

»Aber haben Sie nie versucht, sich aus Ihrem Versprechen zu lösen?«

»Du bist ein Geist, also suchst du die Leute im Schlaf heim, stimmts?«

»Hallo?«, fragte ich. »Verstehen Sie mich überhaupt?«

»Dabei erfährst du Sachen?«

Ich gab es auf. Er wirkte eh wie diese alten Menschen, bei denen es hoffnungslos war, etwas anderes zu versuchen als zuzuhören. Da war es auch schon egal, ob sie einen verstanden.

»Der Hannes zum Beispiel, der ist ein Anständiger. Der ist nicht so wie die Wolfs. Nur der wird nicht nach der Miriam schauen. Er kann nix herausfinden, weil sie ihm nix sagen. Du aber kannst die Miriam ausfindig machen, ohne dass sie dir was erzählen.«

Lenz lag sachlich richtig. Ich konnte an allerlei Orten herumstöbern, sogar in den Gedanken möglicher Täter. Ob ich dabei enthüllen würde, was mit Miriam passiert war? Oh! Dadurch gelänge es mir, mein Versprechen zu erfüllen!

Außerdem hätte ich was zu tun.

Vor Trude müsste ich mich allerdings fernhalten. Die Alte war zwar in der Traumwelt ungeschickt, doch hier, bei den Menschen, war sie stärker als ich.

Dazu kam das mit dem Reiniger.

»Bub! Leute verlangen dein Leben lang Dinge von dir, die falsch sind. Verstehst du das? Ich hab das erst nicht erkannt, und jetzt bin ich zu spät dran. Aber du hast noch eine Chance. Mach was draus!«

Ich war tot. So viel zur Chance.

Außerdem hatte ich mich durch mein Versprechen an Laura gebunden.

Aber trotzdem hatte er recht. Falls ich stillhielt, wie Laura es von mir verlangte, dann war das tatsächlich, als hätte der Nebel mich gestern zerrissen.

Ja, ich musste etwas tun.

»Ich seh, du denkst nach. Besuch mich noch mal, sobald du dich entschieden hast.« Lenz erhob sich. Dabei ächzte er ausgiebig. Danach trippelte er zu seinem Bett.

Das wars?

Er drohte mir nicht, wie die Hexen? Nötigte mich nicht zu irgendwelchen Versprechen?

Ich entschied selbst?

Ungläubig verließ ich seine Wohnung.

KAPITEL 8

Ein Briefumschlag, adressiert an Günther Meyer, lag auf einer Ablage neben der Wohnungstür. An der Tür, als Kleiderhaken, hing eine Reihe metallener Wölfe mit Stupsnasen, an einem davon entdeckte ich Lauras Sportjacke. Die Wohnung der Familie Wolf hatte offensichtlich auch eine putzige Seite. Von wem das ausging? Ich hob meine Hand, um einen der Wölfe zu betasten. Dann fuhr mir fremder Atem ins Genick.

Hastig drehte ich mich um.

Ich blickte in meerblaue Augen mit tiefen Augenringen. Ein Männergesicht. Er war bestimmt über fünfzig. Lauras Vater Anton?

Doch bevor ich mich darauf einstellen konnte, drückte mich sein massiger Körper gegen die Tür. Die aufgehängten Jacken gaben kaum nach. Schon knackten meine Rippen. Da bemerkte ich erst, wie ernst die Lage war. Ich wurde hektisch.

Ich musste verhindern, was ich bei der Wohnungsbesichtigung und mit Nathalie vermieden hatte. Zerdrückte er mich, so vermengten sich unsere Seelen. Auch wenn es den Träumen ähnelte, es fühlte sich schmutzig an, denn ich hatte dabei keine Kontrolle. Ich schob mich zur Seite. Ich steckte meinen Kopf unter den Klamotten und unter seinem Arm hindurch. Doch ich war zu spät.

Er packte seine Jacke und riss mir mit seiner Hand den Hals auf. Seine Finger schoben sich durch meine Brust und kamen knapp über meinem Becken wieder heraus. Wattiger Nebel quoll aus der Wunde. Ich griff danach und versuchte, die kleinen Stäbchen aufzuhalten, die nach seiner Seele tasteten.

Aber es waren zu viele. Mein Torso, längs halbiert! Wo bitte fing ich da noch an. Und auch seine Haut hatte winzige Wunden davongetragen. Mir war das bereits klar, bevor meine Sicht es mir zeigte. Seine Seele presste sich gegen die verletzte Menschenhaut, kämpfte sich ziellos ab und fand schließlich die Verletzungen, um sich daraus hervorzudrücken.

Nur eine Berührung. Tausenderlei Eindrücke überschwemmten mich. Einige von ihnen verdichteten sich zu konkreten Bildern. Ich war er.

Ich stand mit meiner Familie im Gang unserer Wohnung, gestern hatte ich die Wände safrangelb gestrichen. Ein bisschen roch es noch danach. Ich fühlte mich wohl. Ich tauchte meine Handfläche in rote Farbe, schüttelte das Zuviel vorsichtig ab und presste die Hand gegen die Mauer. Nicht zu fest und nicht zu schwach. Laura, sie würde bald elf werden, wählte den blauen Eimer und ihren eigenen Stil. Als die Farbe auf die Fliesen rann, lachte ich. Anders Fine, die Mutter meiner Kinder. Sie blieb skeptisch, wäre im Moment lieber bei ihren Engeln oder beim Qigong gewesen. Sie akzeptierte es für mich, das mit der Farbe, aber so war das mit ihr. Manchmal musste man sie lenken, um sie glücklich zu machen.

Die Eimer verblichen ganz, die farbigen Hände verloren an Strahlkraft. Eigentlich hätte ich die Wand längst wieder streichen sollen. Doch ich brachte es nicht übers Herz, die Abdrücke zu übermalen.

Neben mir stand mein Bruder Xaver, er öffnete dem Obermüller die Tür. Wie der Mistkerl von einem Polizisten den Xaver schon anblickte, da hätte ich Aggressionen bekommen können. Die beiden stritten. »Dann lasst die Miriam halt bei Laura schlafen«, sagte ich. Laura hasste mich dafür.

Miriam tauchte ihre Hand in lila Farbe. Sie wusste nicht recht, blickte mich vorsichtig an. »Nur zu«, sagte ich. Sie tappte hastig gegen die Wand. Ich prustete los, sie stimmte mit ihrer hellen Mädchenstimme ein und klatschte in die Hände. Wir bekamen beide lila Sprenkel ab. Da lachten wir nur noch mehr.

Ich stand in Ulrikes Wohnung, schwitzend, und strich die Wand, als wäre es ein gewöhnlicher Arbeitstag. Dabei war Miriam weg. Erst die Arbeit erledigen, so verlangten es Mama und meine Frau. Für die beiden tat ich es auch. Wie es mich zerriss, das interessierte niemanden. Einen normalen Alltag konnte ich mir gar nicht mehr vorstellen.

Der Strom aus Erinnerungen riss ab. Anton – ich war mir nun sicher, dass er es war – wich vor mir zurück. Die Fäden, die unsere Seelen verbunden hatten, zerbarsten. Wieder durchzuckten mich Schmerzen, als lägen Nervenenden offen. Ich fiel auf den Boden, wimmerte, schrie innerlich. Ich hasste es.

Seine Augen wanderten herum. Er suchte mich. Ich hatte Momentaufnahmen aus seiner Seele gesehen. Und wer wusste, was er von mir erfahren hatte?

Ich schob mich an ihm vorbei. Im Flur entdeckte ich die farbigen Handabdrücke aus Antons Erinnerungen. Gestern Abend war ich im dunklen Flur schon einmal an ihnen vorbeigegangen, denn sie hafteten an der Wand vor dem Schlafzimmer der beiden Mädchen. Miriams Abdruck war dünner als in Antons Vorstellung, fast nicht erkennbar. Die anderen Hände waren stark verblichen.

»Anton, warte.« Die Badezimmertür öffnete sich, im Hintergrund lief noch die Dusche. Fine erschien im Morgenmantel. Sie hob einen Schlüsselbund und wedelte damit in der Luft.

Anton griff mit größter Vorsicht nach seiner Jacke, als befürchtete er, dabei durch etwas Unsichtbares, aber Gefährliches hindurchzugreifen. Während er sich anzog, horchte er in sich hinein. Erst danach drehte er sich zu mir und seiner Frau um. Sein Blick wurde leer, aber dann fing er sich. Er betastete seine Hosentaschen. »Stimmt, ist meiner.«

Sie lächelte und trat zu ihrem Mann. Sie roch nach Blumen. Den gleichen Blumengeruch hatte ich bei dem Pärchen aushalten müssen. Der Schlüssel landete in Antons Hand. »Kommst du heute früher?«

»Danke«, presste er hervor. »Seid vorsichtig mit dem Kommissar, dem Obermüller. Der hat beim Xaver von Anfang an nach was gesucht. Halt dich besser an die Fischer.«

»Deine Mutter hat gesagt, dass wir Frau Fischer nicht trauen können.«

Erst stutzte er, dann machte er ein verbissenes, hilfloses Gesicht. Er griff nach dem Briefumschlag von der Ablage.

»Wann kommst du heim?«, fragte Fine.

»Weiß ich nicht. Ich bring dem Günther die Rechnung für die Schulz, danach bin ich arbeiten.« Er öffnete die Tür.

Sie streckte die Hand nach seinem Arm aus. »Anton.«

Er schob ihre Hand beiseite.

Kurz stand er so.

Schließlich wandte er sich ab und stapfte zur Treppe.

Einen Moment lang blieb Fine verdattert stehen, doch dann schloss sie sanft die Wohnungstür, ging in die Küche, zog hinter sich die Tür zu und schaltete Musik ein. Melodisches New Age schallte mir entgegen. Zwischen Klavier und einer esoterischen Frauenstimme hörte ich einen lang gezogenen, erstickten Schrei, wie von einem verletzten Tier.

Ich schüttelte mich. Was hatte Fine angestellt, dass Anton ihr derart die kalte Schulter zeigte? Was war passiert, dass

diese Frau sich in ihrer Küche hinter Musik versteckte, wenn sie litt?

Ihr Mann wirkte doch so liebevoll. Zumindest in seinen eigenen Erinnerungen.

Mir wurde aber auch einiges klar. Laura war eifersüchtig. Ihr Vater Anton hatte seine Nichte zur viel älteren Tochter ins Zimmer gesteckt. Später nahm er das Kind mit einer Zeremonie in die Familie auf, die zuvor allein Laura gehört hatte. Lauras Großmutter hatte sogar ein Hexenritual durchgeführt, damit das Mädchen überhaupt erst zu ihnen kam. Laura stand nicht mehr so im Zentrum, wie sie es gewohnt war. Darum war ihr der Umgang mit Miriam zuwider. Bestimmt war sie deswegen auch zu mir so aggressiv.

Und zu all dem kam noch die Kommissarin hinzu.

Ein wenig bewunderte ich ihre Raffinesse.

Sie nutzte aus, dass niemand aus der Familie Wolf dem Kommissar Obermüller traute, wohl, weil er recht streng war. Dadurch entstand bei den nichtmagischen Mitgliedern des Clans der Eindruck, man könnte mit der Teufelshexe am ehesten sprechen.

Gegenüber den Lilith-Hexen aber tat die Kommissarin naiv. Schließlich versprach sie weder Frieden noch Krieg, bezog also keine Position, wie Laura und Trude das erwartet hätten. Folglich mussten die beiden Hexen Fischer misstrauen. Nur wie sollten sie dem Rest der Familie gegenüber begründen, dass man sich doch besser an Obermüller hielt?

So machte die Polizistin das ganze Haus kirre, ohne jemanden direkt zu konfrontieren.

Zwangsläufig zog jetzt bei den Wolfs Streit auf.

Sicher rechnete die Polizistin damit, dass in diesem Klima irgendwann jemand einen Fehler beging. Was für ein Spiel auch immer sie spielte, sie tat es auf hohem Niveau.

Arbeitete die Teufelshexe vielleicht daran, dass die Familie auf den Kommissar schuldig wirkte?

Genau.

Denn währenddessen hielt sie die kleine Miriam versteckt.

So konnte es sein.

Nur: Hatte sie ein Motiv? Brauchte sie überhaupt eines? Mich hatte sie ja ebenfalls ohne Grund umgebracht. Man stelle sich das vor: Eine Polizistin reißt in ihrer Freizeit Seelen aus Körpern und lockt Kinder zu sich.

Ich konnte mir das vorstellen. Das passte zu einer Teufelshexe.

Auf jeden Fall galt es, Laura zu warnen. Das war schließlich die perfekte Gelegenheit, guten Willen zu zeigen und danach über meinen Handlungsspielraum zu reden.

Ich warf einen Blick in Lauras Zimmer.

Was ich gestern im Dunklen wohl übersehen hatte, waren die Fußballsachen am Boden sowie die Spielerposter an den Wänden. Sie war doch weniger reif, als ich gedacht hatte. Poster!

Die Dusche im Bad verstummte.

War Laura im Badezimmer? Ich ging zum Gang zurück und lugte ins Bad.

Da stand sie, mit nassen Haaren, nackt, und rieb sich einen Arm mit einem Badetuch trocken. Ihr Anblick lud zum Träumen ein.

Als sie gerade zum nächsten Arm wechselte, sah sie mich. Hastig schlang sie das Handtuch um sich. »Boah, Ben! Was machst du hier?«

»Äh.« Sie riss mich ganz aus meinen Gedanken. »Ich möchte mit dir reden.«

»Stattdessen stehst du wie ein Spanner vor der Badezimmertür rum?«

»Ich, äh, kann nichts dafür, dass du nackt vor einer offenen Tür posierst.«

Vorgeschobenes Kinn.

Die Zimmertür knallte vor mir zu.

Verdammte Zicke. Ich klopfte. Im Bad plärrte jetzt ein Handy Elektro-Melodien. »So war das doch gar nicht gemeint! Laura!«

»Hast du gedacht«, rief sie durch die Tür, »dass du mich einfach so sitzen lassen kannst, oder was? Und drei Stunden später ist wieder alles gut? Verzieh dich.«

»Ich versteh ja«, brüllte ich zurück, »dass ich dich etwas überrascht habe. Soll ich in deinem Zimmer warten?«

»Nein!« Drinnen steigerte sich die Lautstärke, das Plärren wandelte sich in klirrendes Kreischen.

»Dann hör mir wenigstens zu«, schrie ich lauter. »Deine Cousine ist in Gefahr. Es ist wegen der Teufelshexe. Die Fischer hat was damit zu tun!«

Keine Reaktion.

»Verdammt!«, rief ich.

Was tat ich als Nächstes? Später wäre sie in der Schule, der Reiniger würde mich von ihr abschneiden. Ich musste das jetzt klären.

Meine Finger flossen in das Schlüsselloch.

Laura brüllte von drinnen: »Trau dich nicht!«

Ich hielt inne.

Sie zog die Tür auf. Ihr Gesicht war rosa gesprenkelt, ihr Kinn hatte sie besonders weit vorgeschoben. Sie sah sehr mädchenhaft aus in diesem Moment. Meine Wut verflog. Ich unterdrückte ein Grinsen.

Einige Sekunden lang standen wir uns nur gegenüber. In der Zeit wanderten meine Nebelfinger zu mir zurück. Dann sagte sie: »Deine Mundwinkel zucken.«

Ich versuchte, mich mit einer hilflosen Geste zu erklären. Schließlich beherrschte ich mich doch recht gut. Fand ich. Immerhin machte sie ein Gesicht, als wäre sie erst vierzehn.

Vielleicht war sie das auch?

Ich grinste.

Sie wurde röter. Sie zeigte zur Haustür.

»Warte«, sagte ich, »hör mir zu. Deine Familie muss sich vor Regina Fischer in Acht nehmen. Ich könnte währenddessen –«

»Natürlich nehmen sich alle vor der Teufelsschlampe in Acht, die sind ja nicht komplett blöd. Und du hörst sofort das Grinsen auf! Raus!«

Ich stutzte. »Heißt das, du gibst mich frei?«

»Ey, ganz sicher. Nicht! Du wanderst heute hier herum. Dann siehst du, wie cool es ohne mich ist. Wenn du vor Oma davonläufst.«

Sie schlug die Tür wieder zu.

Mir verging das Lachen. Jetzt hatte ich wirklich ein Problem.

KAPITEL 9

Mangels Alternativen beschloss ich, die Wohnung von Vermieter Meyer zu suchen. Ich hoffte, dort ein wenig Sicherheit zu finden, oder zumindest etwas Abstand zu den Wolfs. Tatsächlich entdeckte ich seine Wohnung im dritten Stock, direkt gegenüber der alten Hexe. Das sagten jedenfalls die Klingelschilder.

Schnell floss ich aus dem Treppenhaus heraus.

In einer Ecke des Flurs stapelten sich Aktenordner, an einer anderen waren es getragene Klamotten. Keine Bilder an den Wänden, keine Möbel. Sogar die Garderobe fehlte. Für den Eigentümer eines Münchner Mehrfamilienhauses lebte er ganz schön schäbig.

Er trat in den Gang und zog einen Ordner heraus. Der Stapel wackelte gefährlich, Meyer verschwand wieder durch die gleiche Tür. Als ich ihm folgte, führte mich das in sein Arbeitszimmer. Dort stand neben einem Schreibtisch und einem Stuhl auch die Garderobe, oder besser: ein Schrank, der mit einigen Kleiderhaken zur Garderobe erweitert worden war. Gemütlichkeit ging anders.

Meyer knallte den Ordner auf den Tisch, schlug ihn auf und startete seinen Laptop. Während er wartete, nahm er ein Bild in die Hände. Es zeigte eine pubertierende, etwas pummelige Version seiner Tochter.

»Gell, du bist mir auch mal davongelaufen. Aber da hab ich dich wenigstens noch gehabt.« Meyer lächelte traurig. Schließlich stellte er das Foto wieder zurück. »Die armen Leute«, fügte er an, dann wandte er sich seinen Unterlagen zu.

Ich würde ihm nicht den Rest des Tages beim Aktensortieren zusehen. Ich machte den Trick mit meinem Finger.

Ich stand in einer dunklen, gedrungenen Rippenhalle. Direkt vor mir pumpte sein Herz. Jedenfalls, wenn man das so sagen wollte, denn tatsächlich tat es sich schwer, überhaupt zu schlagen. Es war aufgedunsen. Außerdem viel zu groß. Vor allem aber bedeckten gläserne schwarze Blasen seine Oberfläche. Während das Herz sich abmühte, bewegten sich die Blasen kaum, sondern knarrten nur rhythmisch. Manche von ihnen waren spitz aufgerissen, durch die Öffnungen spuckten Asche und blutiger Dampf. Der Boden vor dem Herz war von rotem Nebel dünn überzogen. Einige der Schwaden schwebten hinauf zu den nicht weit entfernten Rippenpfeilern, die ebenfalls von den dunklen Bläschen angegriffen wurden. Ich hatte dieses Herzzelt schon gesehen, als ich in Ulrikes altem Schlafzimmer gestanden war und in Meyers Seele geblickt hatte. Sein dunkel eingedellter Brustkorb, der mich so fasziniert hatte, das war der Ort, an dem ich mich jetzt befand.

Auf der Erinnerungsseite seines Herzens zog sich eine dicke, blaue Ader entlang, die leicht nach Nathalie roch. Trotzdem war sie anders, irgendwie, denn der Himbeerduft fehlte. An vielen Punkten um dieses Blutgefäß wuchs das Fleisch rot und gesund, an manchen allerdings wucherte das schwarze Gebilde.

Ich traute mich nicht richtig, die Blasen zu berühren, ihre scharfen Kanten erinnerten mich zu deutlich an Triebsplitter. Dafür legte ich mit großer Vorsicht meine Finger auf die Ader.

Ein Kreißsaal. Kreischendes Leben. Zittrige Hände hoben es hoch. Ich hatte eine Tochter!

Mein Engerl, zwei Jahre alt, plötzlich verschwunden. Einen halben Tag lang suchten wir sie wie verrückt. Einer unserer Mieter fand sie dann in seiner Garage. Sie hatte sich aus Kartons ein Haus gebaut und war eingeschlafen.

Nathalie stieg mit vier Jahren zu meiner Ehefrau Doris ins Auto. Doris wollte sie zur Großmutter bringen und dann selbst auf ein Sportwochenende fahren. Ich würde daheim arbeiten können, so verkaufte mir meine Frau das. Ich winkte zum Abschied. Am nächsten Tag erreichte mich per Kurier ein dicker Brief von einem Anwaltsbüro. Scheidungspapiere. Doris und Nathalie kehrten nicht mehr zurück.

Im Jahr darauf sah ich mein Engerl zum ersten Mal wieder. Ich stand in der Tür, einen Plüschpudel in der Hand. Nathalie trippelte vorsichtig in meine Richtung. Zähe schwarze Masse legte sich über sie. Es kribbelte.

Ich riss meine Hand vom Herz. War ich in eine Blase geraten?

Ich war. Direkt daneben zerplatzte eine zweite. Sie rülpste und spritzte mir ins Gesicht. Dann sogen mich beide ein.

Ich steckte in Meyers Körper. Ich roch wie er. Ich spürte seine Gedanken, als wären sie meine. Aufregung durchflutete mich.

Ich hielt einen Plüschpudel aus bunten Flicken in der Hand. Der Besuch hier in Hamburg war das Ergebnis monatelanger Verhandlungen mit meiner Ex-Frau. »Dann kommst du halt«, hatte sie zuletzt gesagt, »wirst schon sehen, was du davon hast.« Später in dem Jahr würde ich zulassen, dass ein Fremder meine Tochter adoptierte.

Ich kam an der obersten Stufe einer breiten Treppe an und trat durch einen Flur, von dem nur zwei Wohnungstüren abführten. Das Ende des Gangs war verglast und bot direkten

Blick auf die Elbe. Meine Ex-Frau hatte einen Mann geheiratet, dessen Treppenhaus eine bessere Lage hatte als mein ganzes Mietshaus.

Ich klingelte.

Doris öffnete die Tür. Sie sah bezaubernd aus. Viel schöner als Brigitte. Was hatte ich mir damals bloß gedacht?

Ich räusperte mich. »Grüß dich, Doris.«

»Hm.«

»Die Nathalie ist doch da?«

»Sie will dich nicht sprechen.«

»Aber ich bin den ganzen Weg von München ... ich bitte dich, Doris ...« Meine Augen wurden glasig.

»Wann lernst du, dich zu beherrschen?« Abfällig musterte sie mich, dann schrie sie nach drinnen: »Nathalie!«

Ich zuckte zusammen. Vorsichtig trat ich einen Schritt vor. »Lässt du mich reinkommen?«

»Wenn Nathalie will.«

Meine Kleine versteckte sich hinter einer üppig proportionierten Wendeltreppe. Sie besaßen eine Maisonettewohnung an der Elbe! Ich kam mir so schäbig vor. Ein Gedanke schmerzte tief drinnen: Vielleicht hatte Nathalie es gut hier.

»Hallo, mein Engerl«, sagte ich mit zitternder Stimme. Ich hob den Plüschpudel hoch.

Nathalie trippelte vorsichtig näher zur Tür. Sie umarmte sich wie auf der Suche nach Schutz.

»Komm her.« Ich streckte die Hände aus.

Sie sah ihre Mutter an.

Die verschränkte die Arme.

Ich schluchzte. »Schau doch mich an. Schau doch her, mein Engerl.«

Nathalie trat einen weiteren argwöhnischen Schritt auf mich zu.

Ich lächelte. »Magst mich nicht in den Arm nehmen.«

Doris räusperte sich.

Nathalie blieb stehen.

»Aber, mein Engerl! Was ist denn?«

Nathalie blickte zu Boden und schüttelte den Kopf.

Ich trat auf die Schwelle.

Doris stellte sich mir in den Weg.

»Was ist hier los?«, fragte ich wütend.

Meine Ex-Frau musterte mich herablassend.

Ich ballte die Fäuste. »So spielst du also. Aber, das sage ich dir, du nimmst mir mein Kind nicht weg.«

Ich machte einen Schritt auf sie zu und war bereit, sie wegzustoßen. Wir starrten uns fest in die Augen, Nasenspitze an Nasenspitze.

»Was unternimmst du als Nächstes, Günther?«, sagte sie, »Vielleicht begehst du Hausfriedensbruch?«

»Du herzloses Stück!«

»Sagt das Charakterschwein, das meine Schwester gevögelt hat.«

Ich wandte das Gesicht ab. Das sagte sie neben unserer Tochter.

»Verzieh dich!«, schrie sie mich an.

Ich zuckte zusammen und trat von der Schwelle. Doris schlug die Tür zu, Nathalie begann zu weinen.

Drei Monate später akzeptierte ich, dass der neue Mann von Doris meine Tochter adoptierte.

Über mir spannte sich die Kuppel der Rippenhalle.

Ich war wieder ich selbst. Ohne Meyers Bauch, auch frei von seinem Geruch. Doch meine Gesichtshaut fühlte sich schmutzig an. Ich rieb darüber und hielt schwarze Brösel in der Hand. An mir klebten die Überreste der Masse, die mir

von den Blasen ins Gesicht gespritzt waren. Ob die Krankheit wohl seine Wunden verschlimmerte?

Ob ich mich anstecken konnte?

Es kribbelte bereits.

Sofort rubbelte ich mit beiden Händen, so fest es mir gelang. Ich hörte erst auf, als das Zeug vollständig herunter war.

Nun prickelten mir die Finger, außerdem alles bis zu den Armen hinauf.

Mein Kopf war heiß.

Wenn ich doch wenigstens wüsste, was dieser schwarze Schleim mit mir tat! Oder mit ihm!

Dann bemerkte ich es.

Mein Gesicht war glatt. Nichts zog. Ich hatte sogar eine Nase! Eine gerade Nase, mit Nasenspitze. Auf dem Handrücken, der in Meyers Fleisch gesteckt hatte, bildeten sich Adern, die Haut schloss sich, feine Härchen sprossen. Das Zeug heilte mich!

Spontan schlug ich die nächste Blase auf.

Ups.

Es zog mich hinein.

Ich fiel in ein schummrig beleuchtetes Hotelzimmer. Ich rappelte mich auf, gähnte herzhaft und streckte mich. Es knackste. Dann zog sich mir der Körper lang. Die Beine rückten zusammen. Die Arme verlängerten und glätteten sich. Der Hals überdehnte sich und renkte sich aus. Ich erstarrte. Jetzt konnte ich nur noch die Augen bewegen. War das die Art, wie ich lernte, in diesen Bläschenträumen an Kontrolle zu gewinnen? Indem ich nicht mehr im Vermieter eingesperrt war, sondern in ... welche Gestalt hatte ich eigentlich?

Ich entdeckte Meyer auf dem Bett. Er war Mitte vierzig und braun gebrannt. Er wirkte glücklich. Eine blonde Enddreißigerin spielte mit seinen Brusthaaren.

»Ich hab was für dich«, sagte sie.

Er lächelte.

»Bleib, wo du bist.« Sie trippelte zu mir und trat mir auf den Fuß. Meine Handflächen sowie mein Gesicht begannen zu leuchten.

Sie kniete sich neben eine Reisetasche. Ein kleines Päckchen lugte heraus, sehr dünn, mit einer Schleife eingepackt. Sie ging zu ihm zurück.

Er setzte sich auf die Bettkante.

»Mach auf«, sagte sie.

Er riss das Band ab, dann das Papier. Ein Bilderrahmen kam zum Vorschein. Es war der Rahmen, der später in seinem Arbeitszimmer stehen würde. Darin Nathalies Teenie-Foto.

Die Frau legte ihre Hände auf eine seiner Schultern, stützte ihr Kinn auf ihren Handrücken und musterte Meyers Gesicht. »Sie ist groß geworden, gell?«

Er schniefte und fuhr mit dem Daumen über das Bild. Irgendwann sagte er: »Menschenskind! Mein Mädchen. Brigitte, das ist lieb gemeint – also, danke dir. Das zerreißt mir das Herz. Die Nathalie, ich sehe sie ja gar nicht mehr. Ach, hätte ich doch damals nicht unterschrieben!«

Sie küsste ihn auf den Hals.

Er fragte: »Redet Doris wieder mit dir?«

»Schwesterchen hat aufgehört, mit mir zu reden, da war Nathalie noch gar nicht auf der Welt.« Sie umarmte ihn. »Ich verstehe nicht, warum sie dich gehen hat lassen.«

»Gehen hat lassen, das ist gut.« Er verstummte. An dem Bild vorbei stierte er auf den Teppichboden. Dessen Stoppeln

drehten sich auf, hohes Gras wuchs daraus hervor. Eine Picknickdecke rollte sich darüber. Darauf legten sich Meyer samt seiner Brigitte, beide unter dreißig und nackt. Sie schob ihm eine Erdbeere in den Mund.

Dann stand er auf. Er lief mitten im Grün durch eine Drehtür, nickte drinnen einem Rezeptionisten mit Hütchen zu, dann eilte er einige Stockwerke nach oben, wo er auf eine Schwarzhaarige mit Bubikopf traf.

Er rutschte über die Bettkante und ließ sich in ein Schwimmbecken gleiten. Dort machte er ein paar Züge, um hinter einer anderen Blondine aufzutauchen.

Die Gesichter verschwammen. Stimmen flüsterten Namen. Zwischendrin die Sportwochenenden der Ehefrau. Er stand neben mir und wir beobachteten gemeinsam, wie sie sich durch die anwesenden Herren vögelte.

»Bloß wer wär ich gewesen, mich deswegen aufzuführen«, sagte er zu mir. »Sie hat mit irgendwem gebumst, irgendwem! Ich hab die Leute nicht mal gekannt. Nur ich Depp leg ihre Schwester flach. Was hab ich mir dabei gedacht, sag mir das. Mei, nun red ich schon mit einer Stehleuchte.«

Er setzte sich wieder auf das Bett.

»Ich ertrag Brigitte nicht mehr«, sagte er erneut zu mir. »Jedes Mal, wenn ich sie seh, denk ich an mein Engerl. Ich hab Nathalie wegen Brigitte verloren. Wegen Brigitte!«

Brigitte streichelte seine Wange. Sie wirkte so, als würde sie ihn gar nicht hören.

»Ich habe noch eine gute Nachricht«, sagte sie.

»Ich muss es ihr sagen. Endgültig Schluss machen.«

»Ich bin jetzt auch geschieden.« Sie fuhr sich über die Lippen. »Endlich. Wir könnten ...«

»Um Himmels willen«, sagte er leise. »Hast du das gehört?«

Ich versuchte zu nicken, stattdessen leuchtete ich nur hilflos.

Er wandte sich an Brigitte: »Doris hat damals unsere Affäre entdeckt. Du und ich, das war ihr dann irgendwie zu viel.«

»Ich bin schuld?« Sie drückte sich die Hände auf den Mund. »Aber das ist längst vergangen. Stimmts?«

»Wie stellst du dir das vor? Du erinnerst mich ja jetzt schon jedes Mal daran, wie ich meine Nathalie verloren hab. Ich hab mein Engerl nicht mehr, weil ich die Finger nicht von dir hab lassen können.«

»Ich hab dir ihr Bild gebracht!«

»Das sagt doch schon alles.«

Sie blickte ihn ungläubig an. Einige Sekunden später stahl sich das erste Verstehen in ihr Gesicht. Sie stand auf. Sie torkelte ein wenig, ging in Richtung Bad. Am Türstock musste sie sich abstützen. Sie atmete tief ein, drückte sich hinter die Tür und schloss sie leise.

»Brigitte?«, fragte er, aber es kam keine Antwort.

Er blieb kurz sitzen, dann steckte er das Foto in seine Reisetasche und kramte nach seiner Unterhose.

»Jetzt haben wir es geschafft«, sagte er zu mir.

Meine Sinne verschwammen.

Sein Herz wölbte sich wieder vor mir auf. Die Stelle, gegen die ich geschlagen hatte, blubberte noch. Was für ein Vergnügen! Ich erfuhr mehr über Nathalie und heilte dabei.

Ich tastete über die Ader.

Meyer an seiner Wohnungstür. Erst erschrak er vor der hübschen Braunhaarigen, die eine pechschwarze Dogge daran hinderte, ihn anzufallen. Der Hund war dermaßen riesig, dass er dem Vermieter in den Oberarm hätte beißen können, ohne sich auf die Hinterläufe zu stellen. Die Frau wiederum sah aus

wie seine Ex-Frau vor zwanzig Jahren. Da fiel ihm auf, wer sie war. Er lachte und drückte die vermeintlich Fremde, ließ sie gar nicht mehr los. »München ist doch eine schöne Stadt, Papa. Da hab ich mir gedacht, ich schau mal vorbei.«

Er stand mit seiner Tochter in ihrer neuen Wohnung. Es war noch nichts eingerichtet, der Köter tänzelte um beide herum. Sie lächelte. »Papa, ich will wieder Meyer heißen.« Er wusste gar nicht, was er sagen sollte. »Mein Engerl«, entkam ihm schließlich.

Gemeinsam standen sie in einem feinen Atelier. An der Wand vor ihnen hing ein Holzschnitt mit Folterszenen aus dem Mittelalter. Nathalie trug eine durchsichtige Bluse über einem engen Top. Der Köter war nirgends zu sehen.

Ich stoppte die Bewegung meiner Hand. In der realen Welt spürten mich Hunde und wurden aggressiv. In Träumen hatte ich noch keine getroffen, aber nach den Erfahrungen mit den Lilith-Hexen verzichtete ich auf das Risiko gern. Nathalies Dogge war hier nicht dabei. Eine ausgezeichnete Stelle.

Ich lächelte.

Dann drückte ich meine Nägel in das Herz.

»Vierzehntes Jahrhundert«, raunte ihnen ein junger Anzugträger zu, »wir haben die Echtheit prüfen lassen. Wenn Sie es wünschen ...«

Meyer und seine Tochter drehten sich leicht zu ihm hin. Er brauchte kurz, um in der aufkommenden Stille zu begreifen, dass er nicht erwünscht war. Danach räusperte er sich und trat zum Tresen zurück.

Ich klebte in einer Ecke über dem Eingang. Dort war es gemütlich. Ich hatte beste Sicht und guten Ton.

»Ich habe immer gedacht«, flüsterte Nathalie, »du hättest Mama und mich im Stich gelassen.«

»Aber Nathalie ...«

»Nix ›aber Nathalie‹. Du warst weg. Denkst du, ich habe verstanden, dass Mama dich nicht zu mir gelassen hat? Sie hat von dir und Tante Brigitte erzählt. Schon vor dem Sorgerechtsstreit. Danach auch, immer und immer wieder.«

Meyer versteifte sich. »Was wir beide gemacht haben, war rein zwischen deiner Mutter und mir. Das hatte mit dir überhaupt nichts zu tun. Und was sie da zu dir gesagt hat –«

»Das weiß ich doch, Papa! Inzwischen jedenfalls. Tante Brigitte hat mich vorletztes Jahr nach der Schule abgefangen und mir alles erzählt.«

»Brigitte? Die habe ich vor einem Jahrzehnt zum letzten Mal gesehen.«

»Eure Affären. Deine Versuche, Kontakt zu mir aufzunehmen. Die Adoption.« Geistesabwesend bohrte Nathalie einen Daumennagel ins Fleisch ihres Unterarms. Etwas weiter in Richtung Ellenbogen zogen sich dünne Narben quer über die Haut. Ich sah nur zwei, vermutete aber weitere. Die Ärmel der Bluse verdeckten diese nur. »Papa, plötzlich hat meine Erinnerung mit dem Plüschpudel Sinn ergeben. Mama hat versucht, mir ausreden, dass das überhaupt passiert ist!«

»Es tut mir so leid.« Er griff nach ihren Händen. Dann entdeckte er, nacheinander, das Blut an ihrem Daumennagel und an ihrem Unterarm. »Ach Kind, magst du dir das nicht mal anschauen lassen.«

Sie schwieg.

Er strich ihr über den Arm. »Ich habe Brigitte unrecht getan. Mein Engerl, das klingt alles so furchtbar. Ich hätte dir nur zu gern eine schönere Kindheit geschenkt. Aber warte. So wie du schaust, war da noch mehr, oder? Was hat sie mit dir angestellt?«

»Papa, das ist schon ok.«

»Sag mir ruhig alles.«

»Es ist nichts. Es ist nur – Trude ist doch eine Hexe, oder?«

»Was? Kind – nicht hier.«

»Ich will vielleicht mal mit ihr reden. Aber du machst dir keine Sorgen, ja? Hat damit gar nichts zu tun.«

»Nathalie, ich kann selber gut lügen.«

Eine tiefe Glocke schlug.

Dong.

Der Laden schüttelte sich.

Dong.

Ich brüllte vor Schmerz.

Dong.

Es zerriss meinen Kopf.

KAPITEL 10

Ich fuhr aus Meyers Mund heraus und über seinen Schreibtisch. Ich sah zwar noch nichts, doch das schärfte meinen Tastsinn. Ich spürte das Gebläse eines kleinen Laptoplüfters, schnitt mich an den Blättern des Aktenordners, ertastete schließlich ein Ende des Tisches und fand den Weg zum Boden. Als mir der Körper erneut zusammengewachsen war, brauchte ich kurz, um die Kopfschmerzen zu vertreiben. Das Dröhnen dieser Glocke hallte in meinen Ohren nach.

Dann stand ich vor einem leeren Stuhl. Der Vermieter torkelte soeben aus der Tür.

Die Türklingel läutete penetrant.

Kling – kling – kling.

Der Ton schmerzte ein wenig, weil ich dabei den dumpfen, unangenehmen Nachklang dessen spürte, wie es sich in seinen Träumen angehört hatte.

Trotzdem folgte ich Meyer.

Eine Stimme hinter der Tür schrie: »Günther, bist du da?«

Es war Trude.

Ich verschwand wieder im Arbeitszimmer.

Gerade rechtzeitig, denn er hatte die Hand schon an der Klinke.

»Günther, da bist du ja. Ich bring dir eine Sahne.«

»Äh. Sahne? Ja? Das ist aber nett von dir, Trude. Wie komme ich zu der Ehre?«

»Na, ich hab mir gedacht, wenn du gestern an Kuchen gegessen hast, ist die sicher aus bei dir.«

»Ähm, stimmt freilich. Es wär auch noch welcher da. Magst reinkommen?«

Die Pause, die dieser Frage folgte, rieb meine Nerven blank. Wenn sie sich in der Wohnung umsähe, würde es mir hier ergehen wie in Ulrikes Schlafzimmer.

»Ach Günther, mein Bub. Das wär mir ganz recht. Nur ich treff mich noch mit meinen alten Kolleginnen und da bin ich eh schon spät dran. Wollt bloß schnell die Sahne vorbeibringen und nach dir schauen. Gehts dir gut? Du schwitzt heut aber stark.«

»Ach, ich, äh ... freilich. Doch.«

»Nimmst du deine Tabletten?«

»Ja! Wo denkst du hin.«

»Na dann ist recht.«

Wieder folgte eine unangenehm lange, zögernde Pause.

»Und sonst?«, fragte sie.

»Bei mir passt alles. Wie steht es um Miriam?«

»Ist weg. Na, ich muss jetzt eh. Pfiadi, Günther.«

»Mein Gott. Ihr Armen. Ich wünsche euch nur das Beste.«

Trude tätschelte ihm den Arm und machte kehrt.

Sie ging tatsächlich.

Glück musste man haben!

Zurück in seinem Arbeitszimmer setzte Meyer sich schwer atmend auf seinen Stuhl. Er wischte sich Schweiß von der Stirn. Wenn man bedachte, dass er nur geschlafen sowie ein Gespräch geführt hatte, eine ungewöhnlich große Menge davon.

Er bemerkte mit Verwunderung, dass sein Laptop auf Stand-by gegangen war. Dann schrieb und beglich er Rechnungen. Gelegentlich rieb er sich dabei die Brust. Bald langweilte ich mich so, dass ich seine Müdigkeit auf die Probe stellte. Erneut machte ich den Trick mit meinem Finger. Doch diesmal hustete er dermaßen heftig, dass nichts von mir in ihm blieb.

Dann holte er sich einen Espresso.

Eine halbe Stunde und zwei Espressotassen später fragte ich mich, ob er seinem Körper wirklich etwas Gutes tat. Espresso erhöhte den Blutdruck. Wenn er als Herzpatient eh schon Probleme hatte ... na ja, das musste er wissen. Jedenfalls war er kein zweites Mal schläfrig zu bekommen. Ich ärgerte mich, weil es vor Trudes Auftauchen geklappt hatte. Aber es wurde bald Mittag, da schwand mein Einfluss. Ich hatte es schwerer, sobald die Sonne draußen schien und die Leute ihre Morgenmüdigkeit abgelegt hatten. Das konnte ich ihnen natürlich nicht verdenken. Ich hatte schließlich als Lebender meine Träume ebenfalls vermieden. Jetzt allerdings, als Toter, schienen mir meine damaligen Albträume sonderbar nahe. Ebenso die Heimat dieser Träume, nämlich das Bett, vor dem ich als Kind so viel Angst gehabt hatte. Wenn ich hier wegkam, würde ich es gern mal besuchen.

Ich gähnte.

Na toll, nun war ich müde. Dabei konnte ich doch gar nicht schlafen!

Mich jetzt hinzulegen, das hätte ich trotzdem schön gefunden. Wäre mir nur ein gemütlicher Schlafplatz vergönnt! Nicht die Betten der Lebenden, die sich so hart für mich anfühlten. Eher etwas wie mein eigenes Kinderbett von damals.

Ich gähnte erneut. Ich stellte mir vor, wie das Bettgestell durch die Tür in diesen Raum hineinglitt. Es stauchte Meyer mitsamt seinem Schreibtisch zusammen, die Luft flirrte kurz, dann war alles außer dem Bett in der Dunkelheit verschwunden. Ich blinzelte.

Da stand es tatsächlich. Genau da, wo Meyer gesessen hatte. Wie schön! Gelang es mir inzwischen sogar, die Men-

schenwelt zu verändern? Oder träumte ich? Ach Unsinn, ich schlief doch nicht mehr.

Das Bett duftete heimelig nach fauligem Obst, ganz so, wie mein Körper aus seinen Wunden roch. Liebevoll lud es mich ein, mich darin niedersinken zu lassen. Ich streckte die Finger aus. Sie sanken sanft in der Bettdecke ein. Nun setzte ich ein Knie auf die Matratze. Sie zog sich schmatzend zusammen. Gütig schluckte sie das ganze Bein. Wie angenehm das prickelte! Bitte, liebes Polster, verschluck mich vollständig, zieh mich in dich hinein!

Ich versank bis zum Becken im Bett.

Ach, war das schön.

Doch die Matratze schmolz zu hartem Schaum zusammen und erstarrte. Ich versuchte, meinen Unterleib zu rühren. Ich klopfte gegen die Masse. Ängstlich sah ich mich um. Was hing dort oben Haariges an der Decke? Es ... nein, er! Er blickte zurück. Zwei riesige schwarze Augen ruhten auf mir. Wie Löcher, die nach mir tasteten. Die Angst wandelte sich zurück in Freude, dann wuselte sie tief in meinen Eingeweiden herum. Dieser Er da oben, er war mächtig, ja göttlich, auf eine dunkle Art. Ganz von allein hob sich meine freie Hand diesem paradiesischen Wesen entgegen, um ihm nahe zu sein. Der faulige Geruch waberte mir in die Nase und ließ meinen Körper ekstatisch zucken. Es zog mich in diese Augen hinein. Ach, in ihnen zu verschwinden, um nie mehr zurückzukehren! Wer war er? Warum fühlte ich mich ihm derart nah? Der Schaum um mich bröckelte, zerfloss endgültig, dann verformte sich das Bett zu einem riesigen, grinsenden Maul. Ich sackte ab und erschrak. Rechts und links klammerte ich mich an strahlend weißen Zahnplatten fest. Aber warum tat ich das eigentlich. Es war doch schöner, hierin zu versinken.

Da knallte ein Aktenordner neben mir auf.

Die dunklen Augenlöcher weiteten sich, stülpten sich um und verschlangen das fremde Göttergesicht. Das Maulbett spuckte mich aus.

Ich fiel unsanft von Meyers Tisch.

Der Vermieter schlug den Ordner auf.

Ich hatte wirklich geträumt.

Da dämmerte mir, wo ich beinahe hineingeraten war. Das Zittern kam zurück. Die Augen, ich hatte sie völlig vergessen. Oder – vergaß ich sie immer?

Als Schüler war es mir schwergefallen, mich zu konzentrieren. Oft stahlen sich mir Trugbilder in den Kopf oder seltsame Bewegungen huschten in meinen Augenwinkeln herum. Niemand hätte so das Gymnasium geschafft, die mittlere Reife war Kampf genug. Ich versuchte, irgendwie diesen Augen zu entkommen. Sie zogen mich in seine Welt. Sie hatten Erwartungen an mich.

Allein deswegen war ich gern in der Schule. Denn Lehrer akzeptierten keine Tagträumer, schon gar nicht, wenn sie nach kurzer Zeit einnickten, um danach zu zappeln und zu stöhnen. Ihr Tadel half mir, aus meinen Träumen auszubrechen.

Hatte ich soeben von Augen geträumt?

Später waren da die Einsätze, bei denen es Verletzte und Verstorbene gab. Allein daran zu denken, beruhigte mich. Inzwischen war der letzte Tote einige Wochen her, in einem Autowrack, das die Feuerwehr aufgebrochen hatte. Mein letzter schöner Tag.

Kurz darauf war es dann zu dem Eklat mit der gebrochenen Nase gekommen. Es war gegen Ende der Schicht, der Wagen raste mit Blaulicht in Richtung Krankenhaus, eine Oma mit Kammerflimmern war auf die Trage geschnallt.

Mein Kollege erklärte mir, dass ich sie nicht richtig gesichert hätte. Ich! Zweimal ignorierte ich ihn, beim dritten Mal schlug ich zu. Als sein Nasenbein splitterte, spürte ich nur Erleichterung, dass es endlich passiert war. Ich hatte es mir so oft vorgestellt. Der Oma rann sein Blut ins Gesicht, aber sie bekam es ja nicht mit.

Heute fragte ich mich, wer genau dieses Ergebnis gesucht hatte.

Mein Kollege?

Irgendeine Aggression in mir, wie Vater manchmal vermutete? Oder dieses – dieses – wovon hatte ich gerade geträumt? Löcher, Dunkelheit – ich hatte es vergessen. Seltsam, ich hatte doch sonst ein ausgezeichnetes Traumgedächtnis. Aber halt! Ich hatte ja gar nicht geträumt. Ich träumte doch nicht.

Nein, der Kollege, der Kerl, er war der Schuldige gewesen. Er hatte gewollt, dass ich zuschlug. Weil er wusste, dass ich dafür den Job verlieren würde.

Ach, meine Arbeit!

Ich vermisste die Toten.

Klar, Beccas Albträume, die Jagd zwischen den Häusern hindurch, ihr Ersticken im Moor, das hatte mich beruhigt. Aber der Rettungsdienst, das war etwas anderes gewesen. Es gab mir doch so viel mehr, einen frisch Verstorbenen in den Armen zu halten.

Meyer saß vor mir auf seinem Stuhl. Er arbeitete sich durch Akten und atmete schwer. Wenn ich meine Stimmungslage richtig deutete, dann sehnte sich mein Körper wenigstens nach Albträumen, aber mehr noch nach Verletzungen oder sogar ...

Ich blieb wie gelähmt am Boden sitzen.

Jetzt würde ich mich nicht mehr bewegen.

Nicht mit diesen Gefühlen, die ich in mir trug.

Die folgenden Minuten fühlten sich an wie Stunden.

»Hoppla, schon nach zwölf!« Meyer fuhr hoch. Er verschwand im Gang.

Ich rührte mich nicht. Ich musste dringend auf andere Gedanken kommen. Da rumpelte es in der Küche.

Meine Neugierde kam hoch. Endlich! Ein anderes Gefühl.

Schwerfällig rappelte ich mich auf, torkelte bis zur Tür und hielt mich am Türstock fest. Wieder spürte ich dieses Zittern. Zusammen mit ihm erwachte ein stumm fordernder Trieb. Er hockte wie ein Fremdkörper in mir und klagte mich an, weil etwas fehlte. Aber er schwieg sich darüber aus, was ich für ihn zu tun hatte. Ich ignorierte ihn, so gut es mir gelang. Dann lief ich den Geräuschen nach.

Meyer räumte Medikamente in einen Hängeschrank zurück. Ein Blister mit roten Tabletten blieb liegen, er nahm zwei davon. Ich erkannte sie gleich. Es handelte sich um Betablocker. Ich dachte an sein aufgedunsenes Seelenherz und die schwarzen Blättchen. Denn durch die Arzneimittel wurden seine Herzprobleme real. Sie waren erkennbar ernst.

Ich trat auf ihn zu und hielt die Hand gegen seine Stirn. Sie war kalt, außerdem schweißnass. Schwer atmend lehnte er sich an die Küchenarbeitsplatte. Ich wog seine Möglichkeiten ab. Wäre er fiebrig gewesen, hätte das kaum etwas mit seiner Herzkrankheit zu tun gehabt. Aber Kaltschweißigkeit deutete auf Kreislaufprobleme hin. So was kam vom Herz. Wenn ich jetzt weitermachte, gefährdete ich seine Gesundheit. Doch verlassen konnte ich ihn auch nicht mehr. Ihn jetzt alleinzulassen, in diesem Zustand, das wäre unverantwortlich gewesen. Also beobachtete ich. Das war es vielleicht, was mein grummeliges Inneres mir auftrug.

»Was für ein anstrengender Tag!«, rief Meyer in meine Gedanken hinein. Er gähnte, dann torkelte er in sein Schlafzimmer. Ich folgte ihm.

Als er sich umzog, sah ich die fleischigen, noch jungen Narben der Herzoperation. Darum also die Anstrengung und die Tabletten. Sein Herz stellte sich gerade auf die Veränderung ein.

Meyer schob seinen massigen Körper unter die Bettdecke. Schweiß perlte ihm auf den Armen.

Ich würde Abstand wahren und ihm dadurch die Möglichkeit geben, sich zu erholen. Dann war ich keine Gefahr, gleichzeitig folgte ich diesem Drang, bei ihm zu bleiben. Ja, es war inzwischen recht eindeutig, dass sich schlicht meine Vergangenheit als Sanitäter gemeldet hatte. Meyer würde vielleicht noch Hilfe brauchen.

Ich setzte mich neben ihn auf die Bettkante. Erneut legte ich ihm die Hand auf die Stirn. Weiterhin kalt. Ich würde auf ihn aufpassen. Schließlich war ich als Einziger gerade bei ihm.

Hier draußen konnte ich ihm aber nicht so gut helfen.

Meine Finger fuhren über seine Lippen.

Ich stand an dem fetten, verkrusteten Herz. Der Blutnebel, der zuvor dünn über dem Boden gelegen war, hatte nun deutlich zugenommen. Ich stand bis zu den Knien darin. Es kribbelte.

Auch die Rippenhalle hatte sich verändert. Immer noch weitläufig, fühlte sie sich nun erdrückend niedrig an. Die Knochenpfeiler wirkten ausgezehrt und porös. Die Hautlappen dazwischen waren nun übersäht von schwarzen Blasen, auch zeigten sie an vielen Stellen schon erste größere Risse. Es war gespenstisch. Denn während bei meinem ersten Besuch in Meyers Herzzelt bloß einzelne Schwaden

aus Bläschennebel nach oben gewandert waren, hatten sich nun mehrere stehende Windhosen gebildet, in denen Schleim und zerstörtes Gewebe herumwirbelten. Einer der Wirbel trug sogar blaue Splitter umher. Ich war fast froh für Meyer, dass er das alles nicht sah. Dass er sein Leiden verschlief.

Die blausplittrige Windhose erinnerte mich daran, dass sich unter dem üppigen Nebel auch der Triebfluss verbarg. Dementsprechend vorsichtig bewegte ich mich auf das Herz zu. Statt Triebscherben spürte ich allerdings bei jedem Schritt das heilsame Kribbeln des schwarzen Schleims, den diese kaputten Blasen ausstießen. Das Sekret lag offensichtlich bereits überall am Boden. Und ich bekam zunehmend schwerer in den Kopf, dass diese Umgebung, die für mich so angenehm heilsam war, zugleich Meyers sich rapide verschlechternden Gesundheitszustand zeigte. Ich wollte doch helfen.

Ohne Zwischenfälle erreichte ich die Erinnerungsseite, über die sich Nathalies Ader zog. Dort klaffte inzwischen ein enormer Riss im Fleisch, aus dem schwarz-rote Dämpfe krochen. Nathalies Ader hing frei und schlackerte mit jedem Herzschlag. Ein unbequemer Teil meines Gewissens wollte mir dafür eine Mitschuld einreden, doch setzte ich mich damit jetzt besser nicht auseinander. Stattdessen hieß es, zügig zu helfen. Als Erstes würde ich diese Dämpfe stoppen. Deshalb packte ich die Wundränder mit beiden Händen.

Das Herz zog sich zusammen. Es bereitete sich auf den nächsten Schlag vor.

Ich schob die Ränder übereinander. Lehnte mich mit dem ganzen Oberkörper gegen die Stelle. Keine weiteren Ausdünstungen mehr. Das lief schon mal gut. Jetzt brauchte ich nur noch zu halten.

Das Herz dehnte sich aus.
Meine Oberarme zitterten.
Schwarzer Schleim floss mir über die Hände.
Mein Griff wurde glitschig.
Schmatzend rutschte mir ein Wundrand aus den Fingern.

»Gefällt dir so was denn?«, fragte Meyer seine Tochter.

Die beiden standen in dem Atelier vor dem Holzschnitt, wo sein letzter Traum abrupt geendet hatte. Ich war ebenfalls bei ihnen, etwas verwirrt darüber, wie ich hierher kam, und hielt Nathalies Hand.

»Es ist schön«, meinte sie, »irgendwie.«

»Das grässliche Ding?«, fragte ihr Vater. »Aber wenn es dir gefällt – du brauchst es nur sagen!«

Ihre Hand fühlte sich so weich an. Ich streichelte sie. Ich küsste sie.

Und stutzte.

Da war wieder der Himbeergeruch, der Nathalies Ader in Meyers Rippenhalle gefehlt hatte. Das hieß, wir befanden uns nicht mehr ausschließlich in seiner sabberschwarzen Erinnerung. Ein Stück der echten Nathalie war bei uns. Allerdings war seine Tochter offensichtlich keine Hexe, die es in Träume zog, wie Laura und Trude. Denn in diesem Fall hätte sie sich schon arg gewundert, warum hier ein Fremder ihre Hand knutschte. Also blieb nur noch, dass hier meine Welt in Meyers Traum hineinschwappte. Hatten die Ereignisse ihn schon derart geschwächt? Spontan besorgte mich das, dann jedoch gab es mir Mut. Weil auf diese Weise konnte ich ihm besser helfen.

Da knackste es in der Decke des Ateliers. Der Beton verschob sich krachend, ein dünnes Rinnsal Blut sammelte sich an der Bruchkante und tröpfelte zielsicher vom Spalt hinab in

eine Vase. Schweigend ließ ich Nathalie los, um mir den Riss anzusehen. Welche Kräfte wirkten in Meyer, dass seine Herzprobleme bis in seine Träume wirkten?

Der Verkäufer erschien hinter uns. »Entschuldigen Sie, das wollten wir schon lange richten lassen. Haben Sie sich entschieden?«

Meyer rieb sich die Brust. »Fast, glaub ich.«

Die Vase zerbrach. Pelziger Blutnebel strömte über die Vitrine.

Ich brauchte etwas zum Kitten.

Das war doch auch mein Traum? Dann konnte ich ihn vielleicht beeinflussen.

Ich ließ mich wachsen, bis ich mich wie ein buckliger Riese unter die Zimmerdecke drückte. Ich würde Meyers Fundament mit breiten Schultern stützen. Wie gut es sich anfühlte, jemandem zu helfen! Meine Kräfte nicht zum Schaden einzusetzen, sondern zur Heilung. Ich schob mich unter die angeknackste Decke und drückte mit den Schulterblättern dagegen. Ich verschob den Spalt, gerade so, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Die Decke zerbrach.

Sein Herz lag vor mir und zuckte unregelmäßig. Einige der Knochenpfeiler der Rippenhalle waren abgebrochen und hatten sich in den Boden gerammt. Die anderen waren eingesackt, die herabhängende Zelthaut rieb bereits über das Organ. Um mich herum toste der Wind, rote und schwarze Partikel rieben mir über den Körper.

Na, das war ja großartig gelaufen. Ich und gute Absichten. So wie das aussah, brauchte er bald nicht mehr mich, sondern einen Arzt. Doch vielleicht konnte ich ihn noch aufwecken.

Ich schälte mich aus seinem Körper. Nun stellte ich fest, dass ich Hose und Weste eines Sanitäters trug. Das stimmte mich wehmütig. Ich strich die Sanitäterweste glatt. Es war ein bisschen wie früher.

Er keuchte und schlug die Decke beiseite. Seine Füße setzte er in roten Dampf.

Oh.

Wir waren gar nicht draußen. Wir waren wieder in einem Traum.

Er stemmte sich hoch.

Ich griff nach ihm und stabilisierte ihn. »Herr Meyer?«

»Ja?«, fragte er verschlafen zurück. Allein konnte er gar nicht mehr stehen. Er hielt sich an mir fest. »Ah, du bist der Freund von Nathalie. Unter uns, gehts ihr gut?«

»Äh. Ja. Denk schon. Wohnt sie nicht im gleichen Haus?«

»Ja, freilich. Aber würde sie ihrem alten Herrn alles sagen?«

»Gibt es denn was zu verheimlichen? Äh, egal. Klar. Gut gehts ihr! Herr Meyer, Sie sollten sofort aufwachen.«

»Ich hab doch noch so viel zu erledigen.« Er drängte uns beide in Richtung Flur, knickte aber noch davor ein.

Ich ließ ihn jetzt ab und lehnte ihn vorsichtig an die Tür. Ich suchte seinen Blick. »Herr Meyer? Sind Sie noch bei mir?«

»Mein Arm, es zieht so in meinem Arm.«

»Ja, weil Ihr Herz spinnt. Vielleicht haben Sie falsch dosiert. Oder zu viel Stress gehabt. Aber es ist nicht zu spät. Wachen Sie auf.«

Er sah sich suchend um.

»Herr Meyer! Sie müssen aufwachen. Dann rufen Sie den Notarzt. Wenn der rechtzeitig kommt, haben Sie super Überlebenschancen.«

»Ich kann nicht folgen ...«

»Wachen Sie auf.«

»Ich träume?« Da sah ich das Verstehen in seinen Augen. Seltsam ruhig fuhr er fort: »In dem Fall schlaf ich lieber weiter. Das eine Mal, das hat mir gereicht. Der Druck auf der Brust. Das OP-Licht. Das Gefühl, eigentlich schon weg zu sein, während mein Kind auf das Ergebnis wartet. Ich will lieber in Frieden sterben.«

»Sagen Sie mal! Sie haben eine Chance!«

Er schüttelte schwach den Kopf. »Ich habs so schön gehabt in den letzten vier Jahren, seit mein Engerl wieder da ist.«

»Nein!«, schrie ich ihn an.

»Trude würd ich gern noch mal sehen.« Er legte mir die Hand auf die Brust und sah mich an. »Bitte such sie für mich. Ich hab selber so wenig Kraft.«

Seine Augen hatten viel von Nathalie.

Ich nickte.

Ich packte ihn und zog ihn zurück ins Schlafzimmer, sodass er nicht mehr an der Tür lehnte, sondern in einer Ecke zwischen Bett und Wand. Besonders stabil sah auch das nicht aus, aber es war besser und es musste reichen.

Natürlich durfte er Trude nicht mehr begegnen. Aber ihm zuliebe war ich gern bereit, so zu tun, als suchte ich sie.

Da wunderte ich mich.

Denn jetzt war das Bett verschwunden. Stattdessen lehnte Meyer in seinem Schlafanzug zwischen einer Wand und einem hüfthohen Tresen. Eine gelangweilte Endvierzigerin polierte Weingläser. Wir befanden uns in einem Café. Wie war das jetzt schon wieder passiert?

Vom Tresen halb verdeckt, in der anderen Ecke der Gaststätte sammelte sich ein schnatternder Schwarm uralter Frauen. Unter ihnen, mir den Rücken zugekehrt, eine schläfrige Alte mit einer hellblauen Trachtenjacke. Oh nein! Wie

auch immer ich das geschafft hatte, ich hatte zwei Träume verbunden.

»Sieh mal, den jungen Mann da«, sagte eine Greisin und stupste sie an.

Trude fuhr hoch. Sie drehte sich zu mir um. Erst blinzelte sie verwundert, dann drückte sie sich aus dem Stuhl.

Das war die echte Trude. Sie hatte mich gesehen.

Ich sprang über den Tresen und ließ Meyer zurück. Besser, sie entdeckte ihn nicht. Was würde sie von mir denken?

Was mit mir anstellen?

Ich stieß ein Tablett mit gebrauchten Tassen um, da stand ich bereits vor ihr.

Sie packte mich, als hätte ich kein Gewicht.

»Warum verfolgst du mich?«, fragte sie mit kampflustigem Blick. »Magst du mich herausfordern?«

»Ich – hatte das anders geplant.« Von den zwei Träumen sagte ich nichts. Wenn sie das herausfand, war ich geliefert.

»Du bist gar nicht in meinem Traum, gell?«

»Verdammt.«

»Sag nix, du bist noch im Haus. Die Laura hat dich da gelassen. Ach mei, des Kind.« Sie zog mich in Richtung Tresen. »Du bist von den Träumen, gell? Na dann, husch, gehst gleich. Ich such dich bei uns in der Welt.«

Da wollte ich lieber nicht diskutieren. Bevor ich mich verplappern konnte, löste ich mich auf.

Ich floss aus seinem Herz. Oder was davon übrig war. Es lag aufgeplatzt vor mir und zuckte nur noch schwach. Mit jedem Zucken schossen Blutfontänen in die Höhe, als wäre der Muskel ein schwächlicher höllischer Springbrunnen. Über mir knacksten die letzten Rippenpfeiler. Ich sah sie auf mich zurasen. Ich handelte.

Ich schälte mich aus seinem Körper. Jetzt trug ich keine Kleidung mehr. Doch meine Haare fielen mir ins Gesicht. Die Haut hatte sich geglättet, die Muskeln waren weich. Ich war so heil wie in der Nacht, bevor mich der Reiniger gefunden hatte. Da kam schon wieder die Wehmut hoch.

Der Vermieter keuchte. Er schlug die Decke beiseite. Seine Füße suchten den Kontakt zum Parkett. Er griff sich ans Herz und schüttelte den Kopf. »Bin ich doch aufgewacht.«

Dann hievte er sich hoch. Er fiel hart auf die Knie.

Es passierte.

Er stand kurz vor einem Herzinfarkt.

Er war am Sterben.

»Herr Meyer?« Ich versuchte, ihn an der Achsel zu greifen, aber meine Finger brachen. Ich schrie auf vor Wut. Konnte ich also bloß noch hoffen, dass er alleine genug Kraft fand? Wie ich es hasste, hoffen zu müssen. Ich wünschte mir endgültig die Zeit meiner Tag- und Albträume zurück. Alles war besser, als ihn jetzt, nachdem ich so versagt hatte, zu begleiten.

Er rappelte sich auf. Mühselig torkelte er um das Bett, nur landete er gleich darauf erneut auf seinen Knien. Als er vornüber auf den Boden zu knallen drohte, krallten sich seine Hände in den Bettpfosten.

»Sterben Sie mir nicht«, flüsterte ich ihm ins Ohr, »bitte sterben Sie mir nicht.«

Sein Griff lockerte sich.

»Hoch mit Ihnen!«, brüllte ich.

Er sah sich um.

Und er bemerkte mich.

Er schrie hohl, drückte sich nach oben und trat einige Schritte von mir weg. Seine Angst schlug mir entgegen.

»Zum Telefon!«, rief ich.

Er stolperte vorwärts und hielt sich an der offenen Schlafzimmertür fest. Kurz stand er stabil, dann verlor er das Gleichgewicht. Er taumelte in den Gang. Doch er klammerte sich weiterhin an die Tür. Sie knallte vor mir zu.

Auf der anderen Seite schlug Meyer dumpf auf.

Ich warf mich gegen die Tür und floss an den Rändern vorbei.

Es dauerte.

Als ich durch war, lag er im Wohnzimmer seitwärts auf dem Boden, ein Telefon in seiner ausgestreckten Hand. Sein Daumen zitterte.

Ich eilte zu ihm. Griff seinen Finger, presste dagegen, aber nichts rührte sich.

»Drücken!«, schrie ich.

Sein Daumen drückte die Ruftaste.

Der Apparat wählte.

»Ja«, brüllte ich, »Ja!«

Dann sah ich das Display. Es zeigte 445.

Eine Zeile unter 112.

Er war verrutscht.

Seine Hand erschlaffte.

Ich ließ mich auf den Boden fallen.

Ich hatte mir eingeredet, ich könnte ihm helfen. Aber sein Herz war aus jedem Eindringen geschwächt hervorgegangen. Ich war bei ihm geblieben und mir hatte es geholfen. Ich brauchte mich nur ansehen. Alles glatt. Kräftig. Nichts zog. Wie leicht mir meine Bewegungen nun fielen!

Hatte ich es gewusst?

Hatte ich es gewollt?

Mein Magen gluckerte und zog, plötzlich drückte sich Schleim von innen gegen meinen Mund. Der beißend saure

Geschmack war unerträglich. Ich versuchte, mir mit den Händen die Lippen zuzudrücken. Der Schleim blubberte mir über die Finger. Ich ekelte mich vor mir selbst.

Das Telefon piepste: »Diese Rufnummer ist nicht vergeben.«

Während ich mich vor Meyers Leiche erbreche, denke ich an meinen eigenen Tod. Mir kommen meine Eltern in den Sinn. Mutter sitzt bestimmt an ihrem Werktisch. Dort poliert sie einen Ring oder graviert nette Worte in einen Kettenanhänger. Trotzdem glaube ich, dass sie unkonzentriert ist, weil sie mich vermisst. Sie hofft darauf, dass ich durch die Tür ihrer Werkstatt trete und alles nur ein Scherz gewesen ist. Doch bestimmt hat man am Abend noch meinen toten Körper in der Disco gefunden. Daran denkt sie jetzt und ist traurig. Sie wünscht sich, dass es mich weiterhin gäbe. Aber weil es mich ja tatsächlich noch gibt und ich sie darüber im Unklaren lasse, fühle ich mich schuldig. Mein Vater wiederum sitzt in diesem Moment bestimmt zu Hause und sortiert Akten. Das hat ihm in der Arbeit stets gefallen. Er erinnert sich gern an die schöne Zeit beim Gericht. Nur gehe ich ihm nicht aus dem Kopf. Dass ich davonlaufe, etwas Kriminelles anstelle, das hat er immer kommen sehen. Aber dass man mich auf einer Party ermordet hat, das ist für ihn sicherlich der Hinweis schlechthin. Er denkt jetzt, dass er seit jeher recht gehabt hat. Er erwartet, dass es meine Schuld gewesen ist. Möglicherweise bin ich an Gesindel geraten, grübelt er. Wer weiß, fragt er sich, vielleicht schon Jahre vor meinem Tod? Und er hat es trotz aller Wachsamkeit nicht bemerkt. Er spürt jetzt, dass es so, wie es gelaufen ist, besser war. Denn immerhin hat man mich ja gefeuert und ich hätte ansonsten bald ein Leben

abseits der Gesellschaft geführt, ohne Anstellung und ohne Anstand. Ich hätte mich mit Verbrechereien über Wasser gehalten, das denkt er gerade, ich weiß es. Die Träume sind ihm doch stets wie ein Zeichen vorgekommen. Dass ich das Verbrecherische in mir trüge, wie einige andere in der Familie, so hat er das angedeutet. Niemand sonst, das ist Mutters gängiger Protest, hat je solche Albträume gehabt. Außerdem, so fügt sie hinzu, weißt du genau, was damals auf der Babystation passiert ist. Aber Vater ist das seit jeher egal. Vor Gericht entlastet keine Babystation, wischt er den Einwand beiseite. Dem Verbrecherischen, fährt er fort, er selbst habe dem widerstanden. Ja, so sagt er, er ist ihm sogar jeden Tag entgegengetreten, dem Verbrecherischen. Vor der Rente. Unbestechlichkeit, fügt er hinzu, als wäre das ein vollständiger Satz. Er klingt stolz dabei.

Ich muss versagt haben, das denkt er bestimmt in diesem Moment, dann gibt er es auf, an etwas anderes zu denken. Traurig ist er, weil er trotzdem immer ein bisschen Hoffnung verspürt hat. Und dann mache ich mir doch Vorwürfe.

Denn leider hat er recht.

Ich breche in anderer Menschen Wohnungen ein. Ich misshandle sie in ihren Träumen. Jetzt sitze ich neben einem Toten auf den Knien. Ich war der Letzte, der ihn lebend gesehen hat und frage mich, wie beteiligt ich gewesen bin. Vielleicht bin ich schlimmer geworden, als Vater vermutet hat.

Ich weiß, was als Nächstes kommt, ich bin da bereits einmal durch. Es ist wahr, was Laura gesagt hat. Gevatter Tod gibt es wirklich. Ich habe ihn getroffen, nachdem Fischer mich aus meinem Körper gezogen hat. Er sammelt die Seelen, das glaube ich jedenfalls. Mich hat er verschmäht. Wollte ich jemals zu meiner Mutter zurückkehren, so würde ich jetzt

fliehen. Es nicht darauf ankommen lassen, dass der Gevatter mich ein zweites Mal verschont. Doch ich gehöre hierher. Mein Leben ist verpfuscht. Diesmal soll er mich mitnehmen.

Die Leiche lag auf der Seite.

Ihr Mund stand offen.

Stillleben mit Tod.

Alles Weitere sahen die Lebenden nicht. Aber unterhalb der Haut kämpfte es. Die Seele wand sich, eingesperrt in einer Hülle aus erstarrtem Fleisch. Das Seelengesicht war ein teigiger Klumpen und hatte noch keine Sinnesorgane ausgebildet. Die Finger und allerlei Auswüchse versuchten, die hart gewordene Haut aufzubrechen.

In meine Nase schob sich Kardamom. Der Geruch von Verzweiflung.

Das arme Ding.

Ich hatte es leichter gehabt. Mich hatte Fischer mit einem Ruck aus dem Körper gezogen. Ich erinnerte mich noch, wie sie mich danach am Hals packte und gegen eine Wand drückte. Jemand musste ihr etwas zugerufen haben, denn sie sah sich um, zögerte kurz, dann ließ sie mich einfach fallen. Während sie in der Menge verschwand, sackte ich in mich zusammen. Ich spürte nichts mehr, abgesehen vom aggressiven Dröhnen der Musik und einen metallischen Geschmack in meinem Mund.

Ich war mir furchtbar hilflos vorgekommen.

Meyers Seele bildete nun grobe Lippen, die sich zu einem stummen Schrei verzerrten. An den Unter- und Oberarmen der Seele zuckten breiige, ungeformte Muskeln bei dem verzweifelten Versuch, sich aus den Gliedern der Leiche zu befreien. Der Rücken der Seele krümmte sich bei diesem Kampf, doch auch er hatte unter der verhärteten Haut kaum

Spiel. Es dauerte erschreckend lange, bis die Seelenhände sich herausgekämpft hatten. Doch nun stießen sie lediglich in den Brustkorb vor und waren dort wie in einem viel zu engen Käfig gefangen. Die Seele presste ihre Finger in den Torso hinein, in dem Versuch, den fleischigen Kokon aufzubrechen. Sie wollte aus dem Leib herausschlüpfen. Nur bisher fand sie den Weg nicht.

Haut war nicht nur steinern, sondern auch eine undurchdringliche Barriere für jemanden wie mich.

Ich stand auf und setzte mich daneben. Die Leiche hatte die Augen aufgerissen, aus ihrem offenen Mund roch es ein bisschen. Endlich presste die Seele ihren Kopf wie Teig von innen gegen das Gesicht des toten Körpers. Der Seelenschleim fand die Augen, die Ohren, den Mund. Er schob sich hindurch und floss auf der Stirn breiig zu einer gemeinsamen Masse zusammen. Ich legte die Hand auf das hervorquellende Etwas und drückte es mit einem Finger ein. Der Seelenteig wuchs um meine Hand herum. Währenddessen prickelten in mir Erinnerungen an Meyers Tochter. Dazu roch ich zimtige Angst.

Ich blieb bei ihm und genoss seine Nähe.

Ein grob geformter, verdrehter Kopf hatte sich bald herausgekämpft. Die Seele besaß immer noch kein richtiges Gesicht.

Der Geruch verstärkte sich, während Arme, Oberkörper und Unterleib den engen Pfad aus dem Körper nahmen. Zimt und Kardamom schlugen mir entgegen, aber es roch auch wie frisches Brot.

Mir lief das Wasser im Mund zusammen.

Ich schämte mich fast, denn Meyer hatte furchtbare Angst. Ich roch es und ich sah es ihm an. Sein augenloser Kopf zuckte hastig umher, während ich selber sehr ruhig wurde. Wie damals, als mich Horrorfilme entspannt hatten.

Der teigige Seelenkörper strampelte seine Beine aus der Leiche, rappelte sich auf, fiel wieder hin, robbte von mir weg. Nahm er mich wahr? Fürchtete er mich? Das hatte ich jetzt nicht verdient. Ich wollte doch zusammen mit ihm geholt werden.

Er aber kroch in die andere Ecke des Raums hinter eine Zimmerpflanze. Dort drückte er sich ans Mauerwerk, das Gesicht mir zugewandt. In seinen Augenhöhlen formten sich Kugeln, die rastlos darin herumfuhren. Hängende Lider zogen sich darüber. Irgendwann bildete sich auch eine dunkelgraue Iris. Meyer wirkte wie eine farbfreie Version seiner selbst. Mir so ähnlich.

Er bewegte den Mund, als schmeckte er einen Fremdkörper darin. Etwas glänzte auf seiner Zunge.

»Was ist das?« Ich zögerte, wollte ihn nicht erschrecken, aber dann siegte die Neugierde, also trat ich auf ihn zu. So ein metallisches Ding hatte ich auch einmal besessen. Auf der Party, kurz nach meinem Tod. Torkelnd war ich aufgestanden, nur um herauszufinden, ob mich die Beine trugen, da rannte ein Mädchen durch mich hindurch. Es riss mich auf, ich brüllte, ich wusste zu dem Zeitpunkt ja noch nicht, dass alles wieder heilen würde. Ich hatte solche Angst. Doch in dem Moment, als ich schrie, verlor ich es. Damals hatte ich nicht darüber nachgedacht, ich fürchtete mich nur davor, auseinanderzufallen und zu sterben. Aber heute erinnerte ich mich klar daran. Ich hatte etwas im Mund gehabt. Mit metallischem Geschmack. Und es war nach dem Zusammenstoß verschwunden.

»Hören Sie mich?«, fragte ich ihn.

Er drückte sich noch tiefer in seine Ecke. Er stöhnte hohl.

»Haben Sie keine Angst. Ich bin Sanitäter. Zeigen Sie es mir doch, bitte öffnen Sie den Mund.«

Meyer zögerte.

»Nun machen Sie schon.«

Er presste die Lippen aufeinander, grunzte und schüttelte den Kopf. Dabei fiel sein Blick auf seine Leiche. Er stutzte, als sähe er sie zum ersten Mal.

»Das da, daran sind Sie ganz allein schuld«, sagte ich schnell. »Ich habe es Ihnen gesagt. Ich habe Sie eindringlich darum gebeten, den Notarzt zu rufen. Warum haben Sie sich denn verwählt! Aber gut, jetzt ist es vorbei. Nun seien Sie endlich kooperativ und öffnen Sie den Mund! Ja?«

Ich griff nach seinem Gesicht, da schrie er gurgelnd auf.

Ich hielt inne. Und ließ mich neben ihn fallen.

»Entschuldigung.« Was war ich für ein Mensch, ihn derart zu quälen. Ich fasste mich und sah ihm in die Augen. »Ich habe das auch erst durchgemacht, vor ein paar Wochen. Aber bald ist es vorbei.«

Er starrte entgeistert zurück.

»Keine Angst. Ich bleibe bei Ihnen.« Ich reichte ihm meine Hand. Da sah ich schon, wie sich eine Ecke verfinsterte. Sie wurde pechschwarz, als existierte sie nicht.

Er zögerte kurz, doch dann legte er seine Hand in meine. Er zitterte und lallte etwas. Ich verstand kein Wort.

»Wir haben es gleich geschafft.« Tatsächlich fürchtete ich mich ein bisschen. Aber ich hatte mich entschieden.

Die nächsten Ecken folgten, danach zogen feine Linien zwischen die bereits nachthimmelschwarzen Punkte. Wo sich die Striche trafen, bildeten sich Knoten, um weiter zu verdicken. Hinter dem Schwarz kamen bald die ersten Sterne hervor.

Auch daran erinnerte ich mich. Im unruhigen Discolicht hatte es fast unsichtbar begonnen, doch am Ende waren die Menschen und die Möbel verschwunden, überall um mich

herum glitzerten die Sterne, sonst nichts. Dann folgte der Windhauch. Er fuhr unter meinen Körper hindurch, aber er nahm mich nicht mit.

Meyer brabbelte etwas, das wie »Nathalie« klang.

»Ja, die ist süß«, antwortete ich. »Sie schafft das schon.«

Sein Zittern wurde heftiger. Ich drückte seine Hand. Ich verstand ihn ja, jetzt, wo es an der Zeit war, loszulassen.

Die Tür in den Gang verschwand in einem blassen Schatten. Ein frischer Wind kam auf, genauso wie vor ein paar Wochen.

Meyer schrie.

Ich schloss die Augen.

Die Luft zog durch meine Finger. Überall um mich Leere.

Dann war es vorbei.

Ich blickte auf. Ich glaubte es nicht. Es war wieder Mittag und vor mir lag die Leiche. Meyers Seele war verschwunden.

Er hatte mich nicht mitgenommen.

Ich sprang auf. Ich brüllte: »Gevatter Tod? Gevatter! Wo bist du? Nimm mich mit! Ich habe es verdient. Ich kann doch nicht einfach alles tun, was ich will! Jemand muss kommen und mich strafen.«

Da klopfte es an der Tür.

»Günther«, rief Trude, »bist du da?«

Ich stutzte.

Jetzt hatte ich Angst.

Klar, es war besser, jemand wischte mich von der Welt.

Aber Trude, die ihren eigenen Vorteil dadurch hatte?

Die mir dabei so wehtat?

Nein. Sie nicht.

Ich schlich an die Wohnungstür. Dort horchte ich nach Trudes Atmung. Doch stattdessen hörte ich, wie sich Schritte entfernten.

Im Treppenhaus fiel eine andere Tür ins Schloss.

Sie war wieder gegangen! Was für ein Glück. Ich ließ den Körper zerfließen und ertastete mit Nebelfingern den Türrahmen.

Die fremde Tür öffnete sich erneut.

Ich hielt inne.

Trudes Pantoffeln näherten sich. Tapps. Tapps.

Dann schob sich ein Schlüssel in die Tür direkt vor mir.

Sie hatte einen Schlüssel?

Ich huschte in Günthers Arbeitszimmer. Dort quetschte ich mich, so gut es mir eben gelang, zwischen zwei seiner Jacken. Ich starrte in den Gang. Durch die offene Tür hindurch, an der sie zwangsläufig vorbeigehen würde.

Die Wohnungstür knarrte.

»Günther?«, rief sie noch einmal, diesmal schon von drinnen. »Gell, du bist mit dem Hund spazieren?«

Mich packte die Erinnerung an unser Zusammentreffen in der leer stehenden Wohnung und ich begann heftig zu zittern.

Trudes Geschrei.

Ihre Gewalt.

Es schüttelte mich dermaßen stark, dass selbst der Stoff der Jacken unruhig wurde. Ich verfluchte, dass ich nicht ein bisschen mehr Kraft hatte, weil dann hätte ich wenigstens die Zimmertür angelehnt. Mein Zittern wäre nicht gar so aufgefallen.

»Hallo Oma.« Unerwartet kam Beccas Stimme von der Treppe. »Was hast du vor?«

Gerade sie? Sollte sie mich retten?

»Ich schau nach dem Günther«, antwortete Trude.

»Dazu schließt du die Tür hinter dir? Na, wie du meinst. Aber ich glaub nicht, dass du ihn findest. Um die Zeit geht er

doch immer Gassi mit Nathalies Köter. Das Vieh vereinsamt ja sonst in der Wohnung.«

»Hm«, sagte Trude. »Der Hund. Sicher, Kind. An den hab ich wohl nicht gedacht.«

»Oder, Oma, vielleicht ist es so, dass du nur bei Günther einbrechen willst«, sagte Becca, »dann ist die Zeit echt gut gewählt.«

»Ach, so ein Schmarrn.«

»Kann ich dir helfen? Ich hol mir vorher noch meine schwarzen Handschuhe.«

»Ich hab mir halt Gedanken um ihn gemacht.«

»Er hat ein Recht auf seine Privatsphäre, Oma.«

»Er hat ein bisserl weiß ausgesehen heut früh.«

»Hm. Okay. Magst du reinsehen?«

»Nein.« Trude klang peinlich berührt. »Nein, du wirst schon recht haben.«

Die Alte trat einige Schritte zurück und zog die Tür hinter sich zu. Gedämpfte Stimmen entfernten sich.

Ich war fassungslos.

Da hatte ich es tatsächlich geschafft, Trude gleich zweimal zu entgehen. In derselben Wohnung.

Aber letztlich würde sie die Leiche im Wohnzimmer finden.

Ich musste fort.

Aus dem Haus.

KAPITEL 11

Ich fand Lenz auf seiner Eckbank. Das beruhigte mich, denn er würde mir helfen. Hoffentlich.

»Du bist gekommen.« Er lächelte. »Stattlich schaust aus.«

»Ich muss aus diesem Mietshaus irgendwie verschwinden. Lauras Großmutter wird mich sonst bald umbringen!«

»Übrigens war vorher schon die Trude da. Hat ausgesehen, als hätt sie was gesucht. Die alte Schachtel würd mich im Leben nicht freiwillig besuchen, ich glaub, sie hat gemerkt, dass ich sie durchschau. Nur verraten hat sie nix. Sei vorsichtig, die weiß von dir.«

»Na toll, das ist mir auch klar.«

»Forscht du jetzt nach der Miriam?«

»Das geht sich nicht mehr aus. Ich muss sofort weg von hier.«

Lenz knallte ächzend einen Stapel alter Briefe und Zeitungen auf den Tisch. Dann setzte er sich wieder auf seinen Platz. »Es hat angefangen, Junge. Jetzt zeig ich dir was. Die Ilse hat zu mir nicht sprechen können. Deshalb hat sie einen anderen Weg gefunden, mir was zu sagen.«

Ich seufzte. Es war wirklich schwierig, zu ihm durchzudringen.

Halt.

Ein Weg, ihm etwas zu sagen? Ich merkte auf.

»Jetzt bist bei mir, gell?« Er lachte. Dann hob er mir einen Zeigefinger entgegen und ritzte mit dem Daumennagel der anderen Hand über seine Innenfläche. »Kennst du das?«

Ich dachte sofort an die Narben auf Nathalies Unterarm. Was versuchte er mir damit bitte zu sagen? Ich war doch

anders als sie. Ich verletzte mich nicht zum Spaß. Ich wurde verletzt! Etwa im verlassenen Schlafzimmer, wo Trude und Laura mich angegriffen hatten. Die Spuren auf dem Parkett bewiesen es!

Oh.

Die Spuren auf dem Parkett.

Ja! Jetzt wurde es mir klar. Lenz hatte mir gerade ein Stück Leben zurückgegeben. Sofort begann ich, mich zu ritzen.

Sekunden später floss der erste Tropfen.

Ich war so aufgeregt.

»Schnell«, sagte er.

Das oberste Blatt Papier war eine alte Rechnung. Ich presste den Finger darauf. Es kribbelte. Ausgehend von meiner kleinen Wunde kräuselte sich die Seite. Zurück blieb ein ganz ordentliches Loch, das sich noch einige Briefe tiefer in den Stapel hineinzog. Das funktionierte! Wenn ich mich selbst verletzte, konnte ich mit dem austretenden Schleim schreiben.

Meine Fingerspitze heilte und juckte dabei ein wenig. Das fühlte sich wie Freiheit an. Ich existierte wieder. Ich konnte mehr erreichen, als in Gardinen zu rascheln. Ich hatte Macht.

Ritzen, ansetzen, bewegen. Ritzen, ansetzen, bewegen. Nach ein paar Minuten stand ein *Meyer* auf dem ersten Blatt. Verbissen starrte ich darauf. Was hatte ich mir dabei gedacht? Nichts wahrscheinlich. *Meyer,* das war einfach das, was mir gerade im Kopf herumschwirrte. Vorsichtig spähte ich zu Lenz. Der legte das Papier gut sichtbar an den Rand des Tisches, damit ich erneut ein leeres Blatt vor mir hatte, und erwiderte meinen Blick abwartend.

Ich biss mir auf die Lippen.

Ich entschied mich, ehrlich zu sein. Ich deutete auf den Namen und fuhr mir über die Kehle.

»Der Meyer hat dich umgebracht?«

»Nein!« Ich schüttelte heftig den Kopf.

»Du hast ihn umgebracht?«

Ich verzog das Gesicht. Ja, nein, nicht ganz.

»Du warst beteiligt?«

Ich wog den Kopf hin und her.

»Es war ein Unfall?«

Ich nickte.

»Was hast du bei ihm wollen?«

Was? Er ließ mir Zeit, mich zu erklären? Er verhielt sich so anders als die Wolfs!

Also fuhr ich fort. Nervös schrieb ich *Nathalie, Recherch,* und auf das dritte Blatt: *e.*

Er legte die volle Seite jedes Mal neben das Papier mit der Aufschrift *Meyer.*

»Du hast was über die Nathalie herausfinden wollen? Nur über die Nathalie?«

Ich schwieg. Nickte wieder.

»Hast du auch was über die Miriam herausgefunden?«

Ich verzog mein Gesicht. Nein, nichts.

»Du hast, oder?«

Ich schüttelte den Kopf.

Er musterte mich missbilligend. »Hättest du aber sicher können.«

Ich ritzte unwillkürlich an einem Finger. Doch als der erste Tropfen schon hervorkam, ließ ich es sein. Was würde ich ihm darauf antworten, außer Ausflüchte? Nun war es mit seiner Hilfe bestimmt vorbei. Hätte ich mich halt zurückgehalten.

Er aber zuckte mit den Schultern. »Na, jetzt ist es so, wie es ist. Lass dich davon nicht entmutigen. Wo gehobelt wird, da fallen Späne.«

Ich brauchte einen Moment, um zu begreifen, was er damit meinte. Half er mir etwa weiterhin?

»Weißt du«, sagte er, »dass die Miriam am Anfang bei ihrem Vater Xaver gewohnt hat? In der Wohnung zwei Stockwerke über mir? Ich habs der Polizei gemeldet. Das kann ja schließlich nicht sein, ein kleines Mädchen bei einem alten Mann. Ich hab so viele Geister gesehen! Bub, das ist ernst. Hier gehts um mehr als eine Tafel Schokolade. Hier gehts um das Leben von einem Kind. Jemand hat die Miriam verschwinden lassen. Damit wir sie wiederbekommen, da muss man sich was trauen. Du bist ganz der Richtige dafür.«

Ich war noch immer erstaunt.

Ich hatte befürchtet, dass er mich rauswarf. Aber stattdessen fegte er meinen Anteil an Meyers Tod beiseite wie ein schlechtes Argument. Und er stemmte sich gegen irgendwelche Versprechen, oder, in seinem Fall, die Familienbande der anderen. Wenn etwas falsch lief, kämpfte er dagegen an. Er hatte einen ähnlich tief empfundenen Sinn für Gerechtigkeit wie ich.

»Willst du die Miriam suchen?«, fragte er.

Ich seufzte. »Du bringst mich eh nicht von hier weg, oder?«

Er blickte mich fragend an.

War ja klar.

Hm.

Trude jagte mich.

Mit Laura war es gerade schwierig.

Und was die Suche nach Miriam betraf: Wenn ich sie fand, war ich frei. Es war schon irgendwie ein Weg, Trude zu entrinnen.

Dazu kam, dass ich diesen Lenz wirklich mochte. Seit meinem Tod, nein, seit die alten Sanis in den Ruhestand

gegangen waren, war er der Erste, der mich wirklich verstand. Der mich akzeptierte und nach dem Besten für mich trachtete. Er sagte, es wäre jetzt an der Zeit, mein Schicksal zu packen und Lauras Zauber zu brechen. Mir meine Freiheit zu erkämpfen. Ich würde seinem Rat folgen. Und dann wäre ich wieder stolz auf mich.

Ich nickte. Ich lächelte.

»Braver Junge«, sagte Lenz. »Ich bin stolz auf dich.«

Ich wärmte mich an seinen Worten.

Eine Zeit lang sah er mich einfach nur an.

Dann tippte er auf das leere Blatt. »Was magst du wissen?«

Ach ja, Miriam. Was wollte ich wissen?

Miriam war bei der Familie Wolf.

Wie lang?, schrieb ich.

»Ich verstehe noch nicht ...«

Miriam hier, war mein nächster Text.

Inzwischen lief es flüssiger. Allerdings zwickte es auch stärker in den Fingern, ich musste mich wohl erst an diese Art zu schreiben gewöhnen.

»Die Miriam habens letztes Jahr im Sommer hierher gebracht. Sie war davor im Heim.«

Ich runzelte die Stirn. Die war doch bei ihrer Mutter? *Mama?*, schrieb ich.

»Du kannst das Fragezeichen fei weglassen.«

Ich lachte. Klar, jetzt wo er es sagte.

»Die Mutter von der Miriam heißt Zita Badi. Der Xaver hat sie mal auf einer Bustour kennengelernt, da sind sie sich wohl gleich näher gekommen. Die Trude hat die Liaison nicht gutgeheißen. Das hat der Xaver jedenfalls mal angedeutet. Ich hab aufgeschnappt, dass die Zita vielleicht einen recht unsteten Lebenswandel gehabt hat, mit Drogengeschichten und so was.«

»Als Mutter?«, stieß ich hervor.

Er hob die Hand. »Nun warte. Brauchst gar nichts schreiben. Die Trude hat die Zita nicht leiden können. Deshalb hat der Xaver seine Besuche verheimlicht, später die Schwangerschaft genauso.« Er lachte trocken. »Die Trude wird getobt haben, als sie es herausgefunden hat. Sorgerecht hat er so natürlich keines bekommen, doch das ist der Trude dann schon wieder wichtig gewesen. ›Die Miriam ist dein Kind, drum ist sie eine Wolf‹, hat sie zu ihm gesagt. Danach hat sie die Zita hingehängt. Irgendwas muss die Staatsmacht gefunden haben, weil sie soll jetzt im Irrenhaus sein. Die Miriam war kurz im Heim, aber bald darauf haben die Wolfs sie geholt.«

Nun dachte ich an meinen Besuch bei Becca. Bevor ich sie in ihren Albträumen gejagt hatte, waren wir doch in ihren Erinnerungen vor dem Haus gestanden und hatten auf Miriams Ankunft gewartet. Das Kind hatte jemand gebracht, den ich schon kannte.

Gab es zwischen Obermüller und den Wolfs eine längere Vorgeschichte?

Ich schrieb: *Ober.*

Lenz ließ mich gar nicht fertigschreiben. »Der Obermüller! Ja. Ein schlauer Kopf bist du, das muss ich schon sagen. Den hat die Trude wegen der Zita angerufen und der hat die Miriam zu den Wolfs gebracht. Ich hab ihn mir dann auch geben lassen, als sie das Mädel nach ein paar Wochen weiterhin mit dem Vater eingepfercht haben. Ein kleines Mädchen mit einem alten Mann! Freilich wissen wir beide, dass die Staatsmacht sich das angesehen hat. Ist doch was in Ordnung in Deutschland.« Nun grinste er zufrieden.

Ich lächelte mit. Lenz hatte seine Prinzipien, mir gefiel das. Und das führte dann dazu, dass Lauras Vater Anton das Kind

in den eigenen Haushalt nahm. Ob er mir darüber mehr berichten wollte?

Anton, schrieb ich.

Oh nein.

Die Haut an der obersten Fingerkuppe heilte nur noch grob.

Unnatürliche Falten blieben zurück.

Hieß das, dass ich mich mit dem Schreiben selber zerstörte?

Der alte Mann las meinen Blick und stupste mich aufmunternd an.

Ja, sehr nett.

Er hatte wohl durch diese Ilse bereits Erfahrung mit, nun ja, Toten. Dann ließ er einige freundliche Worte folgen.

Ich atmete aus und versuchte, gute Miene zu machen.

»Der Xaver«, sagte Lenz, »hat die Miriam erst bei sich gehabt, das hab ich dir erzählt. Der Obermüller hat nur zwei, dreimal kurz vorbeigeschaut, ein paar Fragen gestellt, damit hab ich dann freilich schon erreicht, was ich gewollt hab. Weißt du, junger Mann, die Trude und ich, wir kommen aus einer anderen Zeit. Gegenüber der Staatsmacht lebt man besser unauffällig, das ist ein bisserl unsere Generation. Wir habens noch erlebt, was da rauskommen kann, wenn die Regierung zu viel ins eigene Leben reinschaut. Wie dann der Obermüller zu schnüffeln angefangen hat, da hat die Trude eine Lösung gebraucht. Bevor das Jugendamt vor der Tür steht. Sie hätt das Kind sofort zu sich genommen, aber das Mädel hat den herrischen alten Besen keinen Nachmittag ausgehalten. Wer weiß, vielleicht hat die Miriam geahnt, wer ihrer Mama die Polizei auf den Hals gehetzt hat. So oder so, sie und die Trude, das hat sich gebissen. Da hat der Anton die Kleine zur Laura gesteckt und gesagt, seine Frau, die Fine, die würd sich um das Kind

schon kümmern. Der Miriam hat das auch gutgetan. Erst einmal.«

»Erst einmal?«, wiederholte ich.

»Ich frag mich, ob ich es hätt wissen können. Dann hätt ich den Obermüller nämlich nicht angerufen.« Lange schwieg er, bevor er fortfuhr: »Die Fine terrorisiert die Miriam.«

Er berichtete.

Vor etwa zwei Monaten beschloss Lenz, mal wieder die Treppe hochzusteigen. Das war seine Art körperlicher Ertüchtigung. Zwischen den Stockwerken lagen insgesamt sechzehn Stufen. Sie waren unterteilt in zweimal acht, mit einer kleinen Zwischenebene, die sich gut eignete, um zwischendurch ein wenig auszuschnaufen. Er wusste, sollte er einen ganzen Stock schaffen und noch Energie übrighaben, dann könnte er eine weitere Treppe in Angriff nehmen. War es genug, würde er mit dem Aufzug zurückfahren.

Damit machte er sich auf den Weg nach oben. Es gelang ihm erstaunlich gut, fast ohne Mühe schaffte er den ersten Stock. Er beschloss also, ein weiteres Stockwerk zu gehen. Wer mochte denn vorhersagen, wie oft er das noch tun konnte.

Allerdings ging Lenz zwölf Stufen später die Kraft aus.

Die Sonne schien hell durch das Fenster im Treppenhaus. Er aber zitterte am ganzen Leib und krallte sich am Geländer fest. Mehrere Minuten lang überlegte er, um Hilfe zu rufen. Da kam es ihm sehr entgegen, als Fine ihre Haustür aufriss. Doch bevor er ein Wort herausbrachte, erschrak er vor dem, was sie mitzuteilen hatte.

Sie schrie: »Wenns dir bei uns nicht passt, dann bleibst du halt auf dem Gang!«

»Bitte, bitte, lass mich«, wimmerte Miriam.

»Was, ›bitte, bitte, lass mich‹? Gefällts dir hier draußen doch nicht? Schau es dir ruhig mal an! Da im Aufzug stellen wir ein Bett auf. Und wenn er mal klemmt, musst du nichts, aber auch gar nichts machen, was du nicht willst, nur drin bleiben. Das ist schön, hm?«

Fine übersah Lenz, der nur wenige Schritte unterhalb von ihr stand. Der Alte versuchte, sich zu räuspern. Allerdings merkte er, dass es mit dem Plan, um Hilfe zu rufen, wohl eh nichts geworden wäre. Denn seine Stimme war über die Jahre reichlich dünn geworden und durch die zusätzliche Anstrengung ging gar nichts mehr.

Fine packte das Kind an den Schultern und zerrte es ins Treppenhaus. Dort drückte die Frau mehrmals auf die Ruftaste des Aufzugs. Miriam versuchte, sich loszureißen, doch Fine hielt sie fest.

Der Fahrstuhl kam im Stockwerk an.

Seine Tür fuhr auf.

»Da ist ja dein neues Zimmerchen. Da, schau hinein. Schau gefälligst hin! Da hast du schön viel Platz.«

Miriam heulte.

Die Wohnungstür nebenan öffnete sich. Eine kleinwüchsige, aber sehr sportliche Frau erschien. Das war Ulrike, die Nachbarin, die inzwischen ausgezogen war und mir das angenehme Schlafzimmer hinterlassen hatte. Sie stutzte, dann blaffte sie Fine an. »Was machst du denn da? Steckst du Miriam nun in Festungshaft?«

»Ich erziehe das Kind.«

Ulrike griff nach dem Mädchen, das ihre Hand sofort umklammerte. »Du bist mir eine schöne Tante!«

»Was erlaubst du dir!«, rief Fine aus, allerdings etwas hilflos aufgrund der unerwarteten Wendung. »Schnappst ein, zwei Sätze auf und spinnst herum. Das war doch nur so gesagt.

Wir gehen jetzt wieder rein.« Sie zog die Kleine an den Schultern in Richtung Wohnungstür.

Nur ließen Ulrike und Miriam einander nicht los. Die beiden erwachsenen Frauen starrten sich gegenseitig nieder.

Lenz stand machtlos auf der zwölften Treppenstufe.

Eine Bewegung an der Tür allerdings lenkte ihn ab. Es war Laura, ihr Blick ruhte auf ihm.

»Äh, Mama«, sagte sie.

»Musst du jetzt auch noch mitreden!«

»Nö.« Sie deutete auf Lenz.

Alle glotzten ihn an.

Er räusperte sich. Krächzte.

»Wenn ihr nun nicht gleich auseinandergeht«, schimpfte er schließlich mit Fistelstimme. Er war sich nicht sicher, ob man seine Worte überhaupt verstanden hatte. Doch die Leistung an sich verschaffte ihm neue Kraft. Er hievte sich auf die dreizehnte Treppenstufe. »Ulrike, du gehst in deine Wohnung zurück. Du kannst nicht anderen Leuten sagen, wie sie ihre Kinder erziehen sollen.«

»Aber ...« Ulrike ließ Miriam nur zögerlich los.

»Du, Fine, hab ein bisserl mehr Langmut mit Xavers Tochter. Wir warn alle mal klein.«

Fine rechtfertigte sich: »Lenz, das war doch ...«

»Jetzt schau, dass du weiterkommst. Bevor du was sagst, was dir später leidtut. Hast die Becca ja auch groß bekommen.«

Diese Aussage war nicht ganz wahr und das wusste er selbst. Jedoch hatte er eine diplomatische Art. Es ging ihm darum, beide Damen zu beruhigen. Und das klappte auch.

Fine zog den Kopf ein. Ihre Hände ruhten immer noch auf Miriam, zitterten aber erkennbar. Mit so viel Behutsamkeit, wie sie nur aufbrachte, stieß sie das Kind nach drinnen.

Unterwegs zischte sie noch Laura an. Die blieb stehen, bis ihre Mutter vorbei war. Danach blickte sie zu Lenz, zuckte mit den Schultern und zog die Tür zu.

Auch Ulrike wandte sich ihm entgegen. Sie setzte an, etwas zu sagen, überlegte es sich dann jedoch anders. Sie drehte sich zu ihrer Wohnung zurück.

Er öffnete den Mund, um nach ihr zu rufen.

Ulrike hätte ihm doch nach oben geholfen.

Aber stattdessen schüttelte ihn ein Hustenanfall. Er war am Ende seiner Kräfte angelangt.

Ulrike schloss die Tür hinter sich.

Lenz ließ sich keuchend auf seinen Hintern ab.

Zwei Stunden später fand ihn der Postbote.

»Na ja, terrorisieren ...«, begann ich, dann fiel mir wieder ein, dass er mich nicht hörte.

Also dachte ich stattdessen nach.

Was hatte Laura gesagt?

Ihre Schwester Becca war »eigentlich« ihre Mama.

Trude wiederum hatte Becca großgezogen, das wusste ich aus deren Erinnerungen.

Fine spielte bei beiden Töchtern wohl nur eine Nebenrolle, die Frau hatte wahrscheinlich einfach keinen Bezug zu Kindern.

Anton wiederum kümmerte sich, das war erkennbar, bloß war er als selbstständiger Handwerker wenig zu Hause.

Kurzum, niemand ersetzte Miriam die Mutter.

Nun sammelte Fine mit dieser Szene bei Miriam nicht gerade Punkte. Ulrike andererseits hatte Stellung für die Kleine bezogen. Ich schrieb auf einen Zettel *Ulrike.*

Die faltige Papierhaut, die ich bereits auf dem Handrücken spürte, zerknitterte weiter. Langsam zog sich das den Arm

hinauf. Dieses Schreiben, das Kontakt-zu-den-Menschen-Aufnehmen, das zerstörte mich, ein kleines bisschen pro Wort.

Unzufrieden musterte ich meinen Arm.

Ich würde bis zum nächsten Albtraum mit den Körpersäften haushalten müssen.

So suchte ich das Papier, auf dem *Miriam hier* stand. Allerdings lag ein Teil der Blätter inzwischen übereinander und ich scheiterte bei dem Versuch, sie auseinander zu streichen. Dem Alten fiel meine Ratlosigkeit auf, deshalb verteilte er die Zettel neu auf dem Tisch.

Abwechselnd deutete ich auf die beiden Namen.

»Die Ulrike und die Miriam?«, fragte Lenz. »Die zwei haben sich gleich gemocht. Das Mädel hat die Ulrike oft besucht. Auch die Fine hat sich mit ihrer Nachbarin gut vertragen, früher jedenfalls. Aber nach der Geschichte mit dem Aufzug hat die Fine der Ulrike nur noch den Arsch gezeigt. Die Ulrike hätt sich danach versöhnen wollen. Sie ist sogar zu mir gekommen, weil ich ja alle kenn, bloß wo hätt ich mich da eingemischt? Wegen mir war die Miriam ja erst bei der Fine! Wie man es macht, macht man es falsch. Da wollt ich mich besser raushalten, um nicht noch mehr anzurichten. Hab ich gemeint.«

Hm. Ich hatte Laura und Trude bereits erlebt, bei denen hatte die Familie Priorität, absolut. Ich konnte mir vorstellen, dass sie bei Ulrike mit Nachdruck zu Fine gehalten hatten.

Ausgezogen, schrieb ich. Es zwickte im Armgelenk.

»Ja mei. Die Fine hat ihren Mann und ihre Schwiegermutter gegen die Ulrike aufgehetzt. Die beiden haben den Günther belagert, was das für eine schlechte Nachbarin wär. Hat der Ulrike dann irgendwann gereicht. Vorige Woche erst ist sie weggezogen. Die Wohnung steht grad leer, seit gestern macht der Günther Führungen.«

Mein Bild verdichtete sich. Wie hatte das wohl auf Miriam gewirkt? Ulrike wurde von Fine schikaniert, weil sie sich schützend vor das kleine Mädchen gestellt hatte. Anton hielt zu Fine. Laura wiederum half der viel jüngeren Cousine nicht. Stattdessen war sie Miriam böse, weil sie mit ihr ein Zimmer teilen musste.

Wer wusste, was die Hexen Ulrike noch angetan hatten. Immerhin roch ihr Schlafzimmer nach Verzweiflung. Was nicht normal war.

Nach Ulrikes Wegzug jedenfalls fühlte Miriam sich einsam. In dem Alter, da konnte man schon mal auf komische Ideen kommen.

Wenn einen die (Zieh-)Familie nicht gern hatte, dann haute man ab. Dumm, wie man war.

»Du hast dir schon was überlegt, gell?«, sagte Lenz.

Ja, hatte ich.

Miriam war bestimmt abgehauen, um Ulrike zu suchen. Sie war umhergeirrt, allein und verzweifelt. Da war eine Erwachsene gekommen. Hatte sie zu sich gelockt. Jemand mit Erfahrung und genügend Bösartigkeit, um wehrlose Menschen zu ermorden. Jemand mit einem Beruf, um all das zu vertuschen.

Regina Fischer!

Die Hexe hatte mir aufgelauert und mich ermordet. Deshalb war ich tatsächlich der Einzige, der nachvollziehen konnte, was sich bei Miriam abgespielt hatte. Dem Mädchen war es schlicht und ergreifend genauso ergangen wie mir.

Also galt es nun, den Wolfs zügig zu helfen. Denn zusätzlich zu Miriams Situation schien es mir geradezu sicher, dass Fischer an einem Plan arbeitete, ihr Verbrechen – wie weit auch immer es schon gediehen war – den Wolfs unterzuschieben. Dieser Obermüller würde ihr dabei wahrscheinlich noch

zur Seite stehen. Schließlich war die Familie ihm schon hinlänglich bekannt.

Ich durfte das nicht zulassen.

Denn wenn Miriam nie mehr zurückkäme, wäre ich für immer hier gefangen.

Ich brauchte also jemanden, der den Ernst der Lage erkannte. Der gegen Kommissarin Fischer etwas auszurichten vermochte. Der mich hörte.

Die Lösung war auch für mich gefährlich. Denn was ich suchte, war eine waschechte Hexe mit viel Erfahrung.

Trude.

Sie hatte Fischer schon getroffen und konnte sie bestimmt bekämpfen. Ich würde die Alte davon überzeugen, mit mir zusammenzuarbeiten. Gemeinsam fänden wir das Kind. Damit wäre auch mein Versprechen an Laura erfüllt. Vielleicht brachte mich die hübsche Hexe sogar von hier fort, ohne dass mich der Reiniger weiter schikanierte. Wir würden uns im Guten trennen.

Das alles, bevor Trude merkte, dass Günther tot war. Zumindest, bevor sie auf den Gedanken kam, dass ich etwas damit zu schaffen hatte.

Ich nickte Lenz zu und erhob mich.

Er lächelte. »Du tust das Richtige.«

Das war auch meine Meinung.

»Aber lass dich warnen.« Er streckte mir seinen Zeigefinger entgegen. »Geh nicht zur Trude. Sie ist eine Hexe. Ich meine das so, wie ich es sage.«

Sprachlos stand ich vor ihm. War ich echt so durchschaubar?

KAPITEL 12

Es rasselte leise auf der anderen Seite der Tür. Eine alte Lunge atmete.

»Jemand da?«, fragte Trude.

Ich hatte weder geklopft noch gerufen. Trotzdem wusste sie, dass ich hinter der Tür stand. Oder zumindest, dass etwas hinter der Tür stand. Hoffentlich würde sie mich anhören.

Ich räusperte mich. »Frau Wolf ...«

Die Alte bekam einen Hustenanfall.

»Oma, was ist da draußen?«, rief eine Stimme von drinnen. Es war wieder Becca. Vielleicht war sie die ganze Zeit schon bei ihrer Großmutter. Ob sie Trude von ihrer Nacht erzählt hatte?

Jetzt nur nicht nervös werden.

Trude hustete weiter. Der Schlüssel drehte sich im Schloss, gleich würde sie öffnen. Unwillkürlich zog sich ein angstvolles Kribbeln über meinen Körper. Dabei war das doch gut! Sie gab mir die Gelegenheit, mich zu erklären. Oder?

Wir probierten es nicht aus. Denn sie öffnete die Tür nicht. Sie sperrte ab. »Niemand, mein Kind.«

Danach entfernten sich ihre Schritte.

Verdammte Alte! Da war ich willens, zu helfen, sie aber wies mich zurück. Genau wie ihre Enkeltochter. Es reichte mir langsam. Mir brannte der Frust in den Eingeweiden. Ich akzeptierte das nicht mehr.

Zumal es wichtig war, bald mit Trude zu sprechen. Oder zumindest zu wissen, was sie vorhatte. Immerhin war Becca bei ihr! Vielleicht schmiedeten die beiden Frauen gerade jetzt Pläne zu meiner Vernichtung? Davon sollte ich doch besser

wissen. Damit ich im Anschluss nicht vor der Tür stand wie ein Geschenkpaket.

Im Prinzip brauchte ich ja bloß zu horchen. Wenn sie fertig waren, konnte ich mich wieder vor die Tür zurückziehen und Trude vorgaukeln, ich wäre die ganze Zeit dort stehen geblieben.

Ich lauschte am Holz. Die Stimmen hörte ich nur undeutlich, wahrscheinlich waren sie in einem der Räume. Sicherlich in Trudes Wohnzimmer. Das war gut genug, denn so konnte ich unbemerkt eindringen.

Ich waberte zwischen Tür und Türstock hindurch.

Danach krabbelte ich, ohne meine menschliche Gestalt anzunehmen, an der Decke entlang. Ich folgte dem Schnitt des Flurs und der Räume. Ich kannte ihn ja von Ulrikes alter Wohnung, die ein Stockwerk tiefer lag.

Schließlich ertastete ich einen Türstock und waberte hinein.

Im Raum nahm ich wieder meine Menschenform an. Es war das Schlafzimmer. Ich war allein. Sehr gut. Nun schlich ich zum Türrahmen und spähte hinaus.

Die Alte saß zusammen mit ihrer Enkelin im Wohnzimmer auf Polstersesseln. Zwischen ihnen standen auf einem Kacheltisch Gebäck und ein Kaffeeservice.

Trude stellte ihre Tasse ab. »Wo denkst du hin. Jetzt, wo die Miriam weg ist.«

»Was hat das denn miteinander zu tun?«

»So einfach ist des alles nicht. Mit dem Amt, da ist man besser vorsichtig.«

»Ich werde von einem Gespenst verfolgt und du redest vom Amt!«

Na toll. Dass ich immer so ein Pech hatte. Becca hatte geplaudert. Am besten fand die Hexe demnächst noch Meyers

Leiche. Wie sollte mir die Alte jetzt zuhören? Dabei hätte sie von meinem Plan ebenfalls profitiert!

»Er wird doch keinen umbringen«, sagte Trude.

»Oma, ich will das sofort loswerden«, sagte Becca. »Was muss ich dafür tun?«

Wie bitte? Loswerden?

Trude lehnte sich zurück. Sie fixierte ihre Enkelin mit vorgeschobenem Kinn. »Kind, hör mir mal zu. Die Miriam ist weg. Der Obermüller schnüffelt herum. Der hat damals den Xaver bereits schikaniert. Was denkt der wohl grad über uns? Wenn der irgendwas davon erfährt, dass wir eine Austreibung machen, für was für Leut hält der uns denn? Des müssen wir ja unseren Männern schon verschweigen, weil sie zu blöd sind und es nicht verstehen, aber dem Polizisten? Wie stehen wir in dem Fall da?«

Mir wurde irgendwie kalt. Eine Austreibung?

Andererseits, was hatte ich erwartet.

Natürlich war das für Trude eine Option.

Ich dachte an Flucht. Weit weg von diesem Mietshaus und dieser Frau. Stattdessen musste ich Miriam suchen!

Mir war das nicht recht.

Becca sagte: »Ich hatte gehofft, wir gehen es im Geheimen an.«

»So einfach ist des nicht. Da kann viel passieren.«

»Aber was soll denn bitte sein?«

»Ja, viel. Kind, du verstehst doch nix von solchen Sachen.«

Becca sank in sich zusammen. »Also wartest du, weil Miriam verschwunden ist.«

»Wir müssen, mein Kind.«

»Du magst mir gar nicht helfen!«

»Mädel.«

»Oma, du hast kein Herz für mich.«

»Was sagst du da? Ich war Krankenschwester! Fünfzig Jahr! Kein Herz.«

»Nein. Dir ist immer nur wichtig, dass man funktioniert. Wie ist egal.« Becca schniefte. Sie stand auf. »Ich bin dir egal!« Dann stapfte sie zur Wohnungstür und kämpfte mit dem Schlüssel.

»Die Verstümmelten hab ich versorgt«, rief die Alte ihr nach. »Die Toten gewaschen! Mit fünfzehn.«

Becca fluchte an der Tür und bekam schließlich das Schloss auf. Zu Trude brüllte sie: »Um mich solltest du dich kümmern!« Sie knallte die Tür zu.

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Sie würde mich also nicht austreiben.

Ich konnte mit ihr sprechen.

Aber in diesem Fall war es vielleicht tatsächlich gut, mich wieder vor die Tür zu stellen.

Ich machte gerade die erste Bewegung, da sagte Trude in den leeren Raum hinein: »Du hast gehorcht, gell?«

So viel zum Plan. Ich blickte nach oben. Mich auflösen, riet mein Kopf. Über die Decke verschwinden, flehten die Gefühle.

Aber ich war nicht dumm. Die Hexe bewegte sich schnell, wenn sie wollte. Besser stand ich meinen Mann. Ich trat aus dem Türstock. »Ja. Es ist wegen Fischer.«

Nun musterte sie mich. »Stattlich bist. Fast so wie früher, gell? Du ernährst dich von den Träumen?«

»Bitte hören Sie mich an. Fischer hat Miriam entführt.«

Ächzend erhob sie sich aus ihrem Sessel und schritt auf mich zu. Sie bewegte sich dabei langsamer als nötig. Das erregte meinen Argwohn. Ich wollte mich nicht zu unbedachten Bewegungen hinreißen lassen. Also wich ich in gleicher

Geschwindigkeit vor ihr zurück. Bevor ich mich versah, hatte sie mich tief ins Schlafzimmer hineingetrieben.

Nun wurde ich nervös.

»Sie ist eine Hexe«, stieß ich hervor, »keine von euch, außerdem hat sie weder Krieg noch Frieden versprochen. Wegen ihr bin ich tot und so wie jetzt!«

Trude schloss hinter sich die Tür.

Ich schluckte schwer.

Als sie meinen Blick bemerkte, meinte sie nur: »Ach, Bub.«

»Das ergibt alles Sinn! Frau Fischer hat sich an Obermüller drangehängt. Der Polizist hat Ihre ganze Familie auf dem Kieker. Er sucht geradezu nach etwas, das er Ihnen anhängen kann.«

»Ist des so?« Sie trat an mir vorbei zum Fenster. Sie öffnete es und flüsterte dem Reiniger zu, der daraufhin von ihr wegzog. Feuchte Luft erfüllte den Raum. Es fröstelte mich.

»Fischer nutzt die Gelegenheit, sich Miriam zu schnappen. Ich ... Sie ... das Gespräch mit Becca, das war doch nicht vorgespielt, oder?«

»Nein, Bub, des war es nicht. Nur mir war halt auch wichtig, dass du denkst, du wärst in Sicherheit.«

Das Zittern kam zurück. »Bitte. Die Fischer hat mir das hier angetan. Sie wird Miriam ebenfalls was tun.«

Die Alte trat zu mir. Ihre Augen funkelten. »Des, was du bist, des kommt nicht von der Fischer.«

Ich drückte mich in eine Ecke. »Wie bitte? Ich ... Laura hat mir von den Zeichnern erzählt. Möglicherweise können Sie mir sagen, wer mein Zeichner ist? Ich hab das Gefühl, ich müsste es eigentlich wissen.« Oder als hätte ich ihn erst vor Kurzem getroffen. Schon seltsam. Ich starrte auf das offene Fenster. »Sie planen doch nicht ...«

Sie lachte heiser. »Zeichner, Zeichner. Vielleicht bist du ja krank gewesen, lang, bevor des mit der Fischer war? Krank im Kopf?«

»Krank im Kopf! Ich soll krank im Kopf gewesen sein!« Ich schlug ihr ins Gesicht. Meine Knochen splitterten an ihrer Wange. Ich schrie auf.

Sie schüttelte sich ein wenig. Ihre dürren Finger krallten sich in meine Arme.

»Jetzt zeigst du dein wahres Wesen«, sagte sie. Dann drückte sie fester zu. Meine Chancen standen tatsächlich schlecht.

»Ich hatte Albträume«, jammerte ich. »Mein ganzes Leben lang.«

»Albträume? Ja, des passt. Und einen bösen Papa hast du sicher auch gehabt. Nur selber warst du an nix schuld. Weil alle so bös zu dir gewesen sind, hast du als Kind Katzen den Schwanz abgeschnitten.«

»Reden Sie nicht so über mich!«, schrie ich. »Ich habe nicht lernen können, nicht mal richtig essen. War in Therapie. Wer, verdammt noch mal, hat mir das angetan?«

Sie zögerte. »Na, jetzt isses eh egal. Es war von der Nacht einer, dem hast du gefallen. Wahrscheinlich schon, als du ganz klein gewesen bist. Ich denk, deswegen mag dich auch die Laura.« Sie kicherte. »Ja, die Leidenschaft. Ein Alb wirds sein, ein Nachtmahr, aber ein mächtiger. Hätt nicht gedacht, dass von denen einer ein Zeichner ist.«

»So wie in den Sagen der Gebrüder Grimm? Die Wesen, die –«

»Ja, Bub, die. Und wenn einer gezeichnet ist, des ändert seinen Charakter, grad, wenn er es schon lang ist, wie bei dir. Ein Gefährlicher bist du. Ach, hätt dein Alb dich doch zu sich geholt. Jetzt muss ich mich mit ihm anlegen und weiß

gar nicht, wie sich das ausgehen wird. Hoffentlich denkt er, der Reiniger hätt dich zerstört.«

Sie zerrte mich jetzt zum offenen Fenster. Sie würde mich in den Nebel werfen. Ich kam mir hilflos vor wie eine Puppe und begann zu schluchzen.

»Bitte«, schrie ich, »Ich kann doch Miriam finden!«

»Bub, hast du es wirklich nicht begriffen? Wir wollen gar nicht, dass du suchst.«

Sie schliff mich bereits über die Fensterbank.

Ich krallte mich in den Fensterrahmen. »Haben Sie etwa was mit Miriam gemacht? Haben Sie das Kind wie ein Schwein Ihrer Lilith geopfert?«

Ihr Gesicht erstarrte in Hass. Ihre Finger gruben sich tief in mein Fleisch. Schwarze Soße lief aus den Wunden.

»Was traust du dich«, stieß sie hervor.

Doch gleich wurde ihr Griff wieder weicher. Sie schüttelte den Kopf.

»Jetzt fällst du«, sagte sie.

Und stieß mich nach draußen.

Meine Finger brachen am Fensterbrett, dann schlug der Reiniger in meinen Rücken.

KAPITEL 13

Ich öffnete die Augen. Halb verdeckt vom Vordach des Hauses schien die Sonne schwach durch den Nebel, ein verwaschener weißer Tupfer auf grauem Grund. Die Ränder meiner Wahrnehmung zuckten und blubberten, als bestünden sie aus kochendem Wasser.

Die Ritzen zwischen den Pflastersteinen drückten mir unbehaglich tief in den Leib hinein. An meiner Seite rieb die Hauswand. Der ganze Körper juckte. Ich versuchte, mit den Armen die unangenehmsten Stellen zu erreichen, doch ich scheiterte. Ich spürte keine Arme. Auch mein Kopf war wie verwachsen. Als ich abwärts schielte, auf der Suche nach Gliedern und Haut, zwickte es mir im rechten Auge. Das Vordach explodierte in grauen Konturen und kehrte nicht mehr in mein Blickfeld zurück. Stattdessen floss warmer Saft die Wange entlang. Ich nahm das nur dumpf wahr. Ein Gefühl von Verlust wollte sich nicht recht einstellen. Stattdessen suchte mein verbliebenes Auge weiter. Wo ich meinen Körper vermutet hatte, zuckte eine dünne Schicht tiefschwarzen Nebels. Als dieser Nebel auf Höhe meiner Brust einen Moment lang aufbrach, legte das nässendes, stinkendes Gewebe ohne Form frei.

Über mir, das merkte ich jetzt, waberte der helle Dampf des Reinigers. Seltsamerweise hielt er Abstand zu diesem schwarzen Nebel. Nicht allerdings zum Gewebe. Dort, wo mein Dampf aufriss, stieß der Reiniger in das dunkle Fleisch. Ein Kribbeln schlich sich mir ins Gehirn. Mein Körper zitterte kaum merklich. Das war ich, das war mein Leib. Verwachsen. Am Ende. Vom Reiniger mit Genuss ausgeweidet.

Aus dem Kribbeln wurde Kratzen, Bohren, schließlich kam der Schmerz.

Ich würgte ein wenig Schleim hervor. Er blubberte mir aus dem Mund und rann die Wangenknochen entlang aufwärts, danach teils in die Nase hinein und teils daran vorbei. Als er das gesunde Auge erreichte, zischte es. Die Umgebung flackerte, dann zuckte etwas durch meinen Kopf. Ich verlor das Bewusstsein.

Es war Nacht geworden. Es beunruhigte mich, dass ich erneut erwachte. Auch, dass ich wieder etwas sah. Meine Augen zeigten mir das Glimmen einiger Straßenlaternen. Der Nebel dämpfte sie stark, aber sie waren da.

Der Reiniger waberte über mir.

Er war seltsam dunkel für seine Verhältnisse.

Er roch dezent nach fauligem Obst.

Das nässende Gewebe, das ich zuvor unter dem Dampf als meinen Körper ausgemacht hatte, war nun von einer zerpflückten, schwarzen Geliermasse überwuchert. Ich spürte Knochen sowie Muskeln darunter. Das gab mir Hoffnung.

Auf meiner Wange juckte es kurz. Um mich herum kam es zu einem Kampf zwischen Nebelfarben. Helle Reinigerarme, ganz ohne den Obstgeruch, stießen hervor, als wollten sie ebenfalls etwas von mir abhaben. Das Schwarz kämpfte für mich und die graue Mischstufe, die ich zuvor für den Reiniger gehalten hatte, schien es den hellen Dämpfen nicht einfacher zu machen. Nichtsdestotrotz sickerten mit dem Verständnis auch die Panik in mir zurück. Das war ein Kampf. Ich konnte ihn immer noch verlieren. Dazu kam eine furchtbare, unerträgliche Hoffnung. Das Gefühl, dass ich eben doch eine Chance hatte, solange die Nebel stritten. Ich dachte an meine Arme, die irgendwie Teil dieser Masse waren. Ich lechzte

mich danach, sie zu bewegen. Mich aus dem Kokon zu lösen, bevor der weiße Dampf gewann.

Die Geliermasse streckte sich, doch sehr langsam.

Fäden und Fasern bildeten sich in der Lücke.

Sie zogen sich immer länger.

Als die ersten von ihnen aufrissen, durchzuckte mich Schmerz bis tief in meine Eingeweide, sodass ich voller Qual aufbrüllte. Schleim platzte aus den Rissen hervor, viel davon floss in die Ritzen der Pflastersteine.

Es zischte. Es stank furchtbar nach fauligen Äpfeln.

Der Schmerz verschwand so schnell, wie er gekommen war.

Als ich das Gewebe, welches mein Arm sein musste, endlich gelöst hatte, bestand es nur aus Verdickungen sowie stützenden Stummeln.

Im Reiniger bewegte sich etwas.

»Lass mich!«, schrie ich ihn an.

Ich meinte, er wich zurück.

Ich war wohl zäher, als ich gedacht hatte.

Sicher hielt ich auch mehr aus, als Trude vermutet hatte.

Aber ich war überzeugt: Der Reiniger nahm seinen Namen ernst. Ich musste zurück ins Haus. Also löste ich meine Beine aus dem Gewebe. Wieder rissen Fäden. Die Schmerzen trieben mir Tränen in die Augen. Als ich den Kopf hob, blieben am Boden büschelweise schwarze Haare zurück.

Ich rappelte mich auf.

Dem Reiniger kam ich besser nicht zu nahe. Dieser graue Mischnebel wiederum prickelte zunehmend schmerzhaft. Deswegen hielt ich mich tief gebückt an der Hauswand fest. Immer noch sickerten Teile von mir herab. Sie fraßen sich in die Wand. Putz bröckelte. Ich ließ löchriges, geschwärztes Mauerwerk zurück.

Da bog ein Wagen in die Straße ein.

Ich sah erst nur die Lichtkegel, wie sie sich gegen die Nebelgestalt des Reinigers zu behaupten versuchten, dann fuhr ein Polizeiwagen direkt vor mir auf den Parkplatz. Erschrocken blieb ich im Licht stehen. Ich hoffte, dass nicht gerade Regina Fischer aussteigen würde.

Und tatsächlich. Der Ermittler Obermüller öffnete die Tür.

Der Reiniger tastete nach dem Mann, umfasste seinen Hals, doch danach zog er sich wieder von ihm zurück.

Da kniff mich ein Nebelausläufer in die Seite. Ich sprang von ihm weg und schrammte an der Wand entlang. Direkt vor Obermüllers Augen löste sich weiterer Putz.

»Da sag noch mal einer …«, brummte der Polizist. Er kniete sich vor dem Schaden auf den Boden, in den Schleim hinein, der langsam in meine Richtung zurückkroch.

Unvermittelt sprang der Ermittler auf. Wo er sich in mich hineingekniet hatte, klaffte in seiner Hose ein Loch. Etwas von mir klebte noch am Stoff sowie auf seiner Haut. Er knurrte. Beinahe griff er nach seinem Knie, erst im letzten Moment hielt er inne. Wahrscheinlich war ihm jetzt aufgefallen, dass er meinen Schleim sonst auch auf der Hand hätte.

Bestimmt sah er ihn gar nicht.

Er eilte zum Auto.

Ich roch ein wenig Angst.

Mir kam eine Idee.

Der Reiniger zog sich weiter zurück, das konnte sich also ausgehen.

Ich schlurfte Obermüller hinterher und kroch auf die Motorhaube. Das Metall zischte unter dem zerstörten Gewebe, aber der Polizist war mit sich selbst beschäftigt. Sein Knie war stark gerötet, so viel erkannte ich im Innenlicht

seines Wagens. An einer Stelle zog sich über die Haut eine Art Brandblase. Darüber lag eine Schicht von mir. Mit leicht zittriger Hand kramte Obermüller im Handschuhfach nach einem Verbandskasten, verteilte die Inhalte auf dem Beifahrersitz und griff nach einer Kompresse. Mit der rieb er sich meinen Schleim vom Knie, sofort sah ich die Erleichterung in seinem Gesicht. Nun musterte er den Verband, der bereits ein wenig qualmte. Ob er eine Säure vermutete? Nein. So, wie er die Kompresse beäugte, spürte er etwas. Er öffnete sich gerade für die Möglichkeit, dass es ganz reale Dinge gab, die er nicht sah. Ja, meine Idee könnte auf fruchtbaren Boden treffen.

Ich atmete einmal tief durch, dann brach ich mir den Zeigefinger. Ich zog und zerrte, bis schwarzer Schleim herausfloss. Nun fuhr ich mit dem aufgebrochenen Gelenk direkt über die Frontscheibe. Mein Schleim glühte sich in die oberen Schichten des Glases hinein.

Der Polizist folgte meiner Bewegung, die er wohl nur als Verformung der Scheibe sah. Beim ersten Buchstaben griff er nach seinem Funkgerät. Beim zweiten ließ er es wieder sinken. Es kostete mich insgesamt sechs Fingerkuppen.

Ich schrieb zwei Worte:

Fischer.

Hexe.

Mit dem letzten Buchstaben drückte ich ein Loch durch das Glas. Obermüllers Angst schlug mir heftig entgegen. Ich starrte in die aufgerissenen Augen des Polizisten, presste die Nase an die Öffnung und japste vor Glück. Mein Körper erbebte, während Wunden sich schlossen und Finger zurückkehrten.

Dann verhärtete sich Obermüllers Gesicht.

Die leckere Angst verschwand ebenso plötzlich, wie sie in meine Nase vorgedrungen war. Sie wurde ersetzt von einer

stattlichen, aber nicht besonders schmackhaften Entschiedenheit.

Die Nahrungsaufnahme war vorbei. Mein Magen wusste das sofort und er strafte mich. Die Übelkeit schoss hoch, ich krümmte mich und kotzte einige Fäden an der Seite des Autos entlang. Der Vorderreifen platzte mit einem lauten Knall, dann war mir, als erwachte ich aus einer Trance.

Ich hatte es geschafft. Meine Mörderin würde sich Obermüllers Vertrauen nicht länger erschleichen können.

Den Hexen würde ich es zeigen.

Aber vorerst blieb hier nichts mehr zu tun. Und der Reiniger hatte sich schön weit zurückgezogen.

Ab ins Haus, bevor er es sich anders überlegte.

Im Flur von Lauras Wohnung brannte Licht. Ich fuhr über die kleinen metallenen Türhaken-Wölfe mit ihren Stupsnasen und das Metall wurde ganz schwarz.

Obermüllers Angst hatte die Schmerzen verschwinden lassen und mir auch etwas Beweglichkeit zurückgegeben, aber insgesamt fühlte ich mich wieder wie eine runzelige Moorleiche. Wahrscheinlich sah ich auch so aus.

Ich brauchte Laura.

Mein Kampf gegen Fischer begann gerade, Trude wiederum war ein noch schlechterer Mensch, als ich befürchtet hatte. Mir blieb nur Laura. Vielleicht würde sie mir endlich zuhören. Oder mich sogar von meinem Versprechen entbinden.

Ich ging durch den verblichenen safrangelben Gang, den die Familie mit den bunten Handabdrücken dekoriert hatte. Ich hielt an und legte meine knochigen Finger auf die Wand. Sie hinterließen einen grauen Schleier.

Aus dem Wohnzimmer dröhnte der Fernseher.

Die Tür war nur einen Spaltbreit geöffnet, jedoch erkannte ich durch einen milchgläsernen Lichtausschnitt zwei Schemen.

»Kind ...«, sagte Fine.

»Mensch Mama, ich werd nächstes Jahr achtzehn. Aber, bitte, wenn du meinst, *Mutter*.« Der Fernseher wurde leiser.

Ich schob den Kopf in den Türspalt und sah ein ausladendes Ecksofa vor mir.

Laura rekelte sich darauf.

Fine sagte: »Wir hören sonst Herrn Obermüller nicht, wenn er klingelt.«

»Ja! Hab ja schon leiser gedreht! Was bist du eigentlich so scharf drauf, dass er kommt? Du sagst doch selber: ›Herr Obermüller hat uns immer nur Scherereien gemacht.‹ Nicht?«

»Kind!«

»Es ist so sinnlos. Mutter! So ein Stress und für nichts.«

»Mach es für Miriam.«

»Mensch Mama, tu doch nicht so! Als wenn gerade das der Miriam helfen würde.«

Jetzt entdeckte Laura meinen Kopf im Türspalt. Sie machte große Augen.

»Was hast du denn –«, flüsterte sie, dann fiel ihr wohl ein, dass ihre Mutter noch im Raum war.

»Kind?« Fines Schemen wanderte die Glasscheibe der Tür entlang.

»Mutter?«

»Mit wem redest du da?«

»Äh, mit niemand.«

Fines Gesicht erschien vor mir. »Wer ist da?«

Laura fuchtelte mit ihren Händen, sie wollte mich wahrscheinlich loshaben. Fine wandte sich kurz um. Laura ließ die

Glieder in der Luft und lächelte etwas doof. Dann machte sie ein ernstes Gesicht und schaltete den Fernseher aus.

Fine sagte: »Du weißt doch, dass deine Sicht stärker ist als meine. Muss mit der Jugend zu tun haben.«

Nun zog sie die Tür auf und blickte durch mich hindurch. Ich schob mich an ihr vorbei. Vor einem großen Echtholzschrank mit ordentlichen Gebrauchsspuren blieb ich stehen. Inzwischen war ich wohl bekannt wie ein bunter Hund.

Laura deutete einige Tritte in die Luft an.

Fine biss sich auf die Lippen. »Kind, du musst mich ernst nehmen.«

»Was? Genau, Mama, war nur Spaß.« Sie lächelte gequält.

Mir ging das zu langsam. »Laura, lass uns reden. In deinem Zimmer?«

Fine wurde fahl. »Du siehst wieder etwas, stimmts? Was tut es hier? Becca war auch schon so komisch heute. Verfolgt es uns?«

Laura hob entschuldigend die Hände. »Mama, weißt du, kann sein, dass ich da jemanden sehe.«

»Also ist es doch wahr. Wir sind verflucht.«

»Nein, Mama, das würde ich so nicht sagen. Äh. Entspann dich. Ich hab ihn auf der Straße aufgegabelt. Er ist süß. Da ist er!«

»Vor dem Schrank?«

»Ja.«

»Warum genau da? Das macht mir Angst.« Fine sah weg, setzte sich hin und herzte sich selbst. Trotzdem spähte sie immer wieder in meine Richtung. Anscheinend konnte sie weniger gut mit Toten umgehen als ihre Tochter.

»Mama, kein Stress. Er ist tot. Und süß. Außerdem ist er nackt.«

»Nackt?« Fine runzelte die Stirn.

Wäre ich lebendig gewesen, wäre ich vor Scham errötet. Das durfte doch nicht wahr sein. Ich verließ den Raum.

Am liebsten hätte ich die Tür zugeknallt.

»Laura!«, rief ich laut.

Im Wohnzimmer tuschelten die beiden immer noch.

Währenddessen stellte ich mich in Lauras Schlafzimmer in die Dunkelheit hinein.

»Mama, ich muss mal, ja?«

»Aber beeil dich, der Kommissar Obermüller wird jetzt jeden Moment kommen. Und nimm dein Gespenst mit.«

Laura schloss hinter sich die Wohnzimmertür und kam zu mir. Sie schaltete das Licht ein, dann drückte sie mich erst einmal.

Es fühlte sich gut an. Unwillkürlich seufzte ich auf. »Obermüller verspätet sich.«

»Mensch, ich bin so froh, dass du noch da bist. Ich hab voll überreagiert.«

»Das ist schön zu hören ...«

»Du siehst beschissen aus. Du riechst auch wieder.« Sie schob mich von sich weg. »Was hast du angestellt?«

»Ähm. Chronologisch?«

»Hä?«

»Meyer hatte einen Schlaganfall.«

»Nichts Neues. Das war im Oktober.«

»Nein. Heute.«

Sie glotzte mich an. »Wie geht es ihm?«

»Ich hab noch versucht, ihn zu retten.«

»Du bist eine freie Seele, wie willst du wem helfen?« Dann blinzelte sie. Stutzte. Setzte sich auf Miriams Bett. Ihre Augen wurden glasig. »Er ist tot?«

Ich nickte und trat auf sie zu. Ich wollte sie umarmen, aber sie schob mich unwirsch weg.

»Trude weiß es noch nicht«, sagte ich als Nächstes.

»Das kannst du gar nicht wissen.«

»Doch. Ich war bei ihr, wegen Fischer.«

»Was? Ey, du bist ja voll bescheuert! Wenn sie das mit Günther mitbekommt, bist du geliefert. Er ist, ich mein, er war quasi Familienmitglied. Mann, als ich kleiner gewesen bin, hab ich ›Onkel Günther‹ zu ihm gesagt.« Sie zögerte. »Du musst aus dem Haus raus. Ich bring dich woanders unter.«

Das überrumpelte mich jetzt komplett. Ich lächelte.

Es klingelte an der Haustür.

»Scheiße!« Laura ballte die Fäuste. »Den Obermüller hatte ich jetzt schon vergessen. Gar nicht cool. Wenn der mit der Fischer kommt ...«

»Tut er nicht. Ich hab ihn vorhin getroffen. Er war allein. Was will er eigentlich von euch?«

»Miriams Weg noch mal abgehen. Weißt du, du begleitest uns einfach.«

»Kind, komm!« Fine eilte an uns vorbei zur Tür.

Laura strich mir über die Schulter. »Hauptsache, du bleibst bei mir.«

»Da wär noch das mit der Fischer«, sagte ich.

Sie stand auf. »Erzähl mir das später, ja?«

»Kind, komm endlich«, rief Fine vom Gang. Die Wohnungstür öffnete sich.

»Sie ist raffiniert«, sagte ich beschwörend. »Sie tut so, als wüsste sie nicht, dass man Frieden erklärt. Gleichzeitig spielt sie euch gegen Obermüller aus.«

»Boah, Ben, die Fischer wird schon wegen dir da sein!«

»Und sie hat Miri– bitte? Wegen mir?«

»Grüß Gott, Herr Obermüller«, säuselte Fine an der Wohnungstür. »Ach, Frau Fischer!«

Wir horchten beide auf. Dann wanderte Lauras Blick mitleidig zu mir.

»Wie kann das sein«, flüsterte ich. »Er war vorher noch allein gewesen. Wenn er aktuell die Hexe dabei hat ... Fischer sieht mich doch. Laura, was heißt das für unseren Plan?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Der Plan ist jetzt aus, weißt du. Wir machen es anders, du kommst hier im Haus wo unter.«

Die Knie wurden mir weich. »Das geht nicht.«

»Aber nirgendwo, wo meine Familie ist. Auch nicht bei Günther.«

»Wirklich, ich schaffe das nicht länger.«

»Hm. Günther hat eine Tochter.«

»Nathalie!« Ich richtete mich auf. »Im ersten Stock?«

Vorgeschobenes Kinn. »Woher kennst du ... okay, ist jetzt egal. Geh zur Nathalie.« Sie breitete ihre Arme aus, um mich zu knuddeln, zögerte, doch dann drückte sie mich zumindest ganz kurz.

»Geh zu ihr«, sagte sie. »Morgen um sieben kommst du zum Hauseingang. Ich geh in die Schule und du gehst mit. Dort red ich mit ein paar Leuten und mach ne neue Bleibe für dich klar. Und vorher – wenn du Oma siehst, renn einfach. Sonst bist du tot. Ja?«

Ich nickte.

Dann verließ sie das Zimmer.

»Oh, Laura«, hörte ich Fischer. »Schön, dich zu sehen. Ach, bevor ich es vergesse. Ich wollte erwähnt haben, dass ich in Frieden komme.«

KAPITEL 14

In den Eingangsbereich von Nathalies Wohnung drang etwas Licht aus dem Wohnschlafzimmer.

Ihr Himbeergeruch lag sanft in der Luft. Ein Kühlschrank brummte, ich vernahm ein leises Scharren, doch sonst herrschte Stille. Anscheinend war ich vor Nathalie nach Hause gekommen. Vielleicht hatte sie eine Lampe angelassen, als sie am Morgen verschlafen aus der Wohnung getorkelt war.

Aus reiner Neugierde ging ich ihre Garderobe durch. Ich fand eine Reihe stilvoller Stücke in Rot und Schwarz, ähnliches hatte sie heute Morgen ebenfalls getragen. Meine Gedanken schweiften zu ihren welligen Haaren und ihrer Taille. Hier, in der realen Welt, hatte ich ihrem hübschen Körper nicht viel zu bieten. Anders in den Träumen.

Der Rest des Gangs stand mit Umzugskisten voll, teilweise stapelten sie sich bis an die Decke. Die Inhalte, soweit ich das sehen konnte, hatte man umfangreich, aber wenig ästhetisch verpackt. Etwa drückte eine hölzerne Maske ihre lange Zunge gegen durchsichtige Luftpolsterfolie, wodurch diese sich obszön ausbeulte. Das fand ich ehrlich gesagt ein bisschen krank, aber was war ich schon für eine Referenz.

An der Wand hing eine Schweißerbrille mit runden, leicht orangefarbenen Gläsern. Ich besah sie näher. Sie trug auf den metallenen Rändern allerlei Symbole. Keine Ahnung, was die sollten. Um eine Typbezeichnung handelte es sich jedenfalls nicht.

Aus dem Wohnschlafzimmer kam wieder das Scharren, diesmal lauter. Ich trat ein und mein erster Blick fiel auf den

mittelalterlichen Holzschnitt aus Meyers Traum. Dominant darunter stand ein Metallbett mit ausladendem Kopf- und Fußteil, beide hatten diese Verschnörkelungen aus feinen Rohren mit floralen Strukturen, die man von alten Bettgestellen kennt. Nathalie würde sich heute in dieses Bett legen.

Der Gedanke kribbelte.

Ich wollte die Zeit mit ihr genießen. Kraft sammeln.

Um das Fußteil breiteten sich frische Kleidungsstücke aus. Sicher hatte sie jedes anprobiert. Zwischen den Oberteilen ragten Bücher mit beträchtlichen Eselsohren hervor. Ordentlich war Nathalie nicht.

Ich entdeckte einen bunten Plüschpudel, den ich gleich wiedererkannte. Er sah aus wie neu. War es wirklich derjenige, den Meyer seiner Tochter schenken hatte wollen, als sie fünf Jahre alt gewesen war? Dann hatte er ihn all die Zeit für sie aufbewahrt.

Neben mir dieses Scharren. Was war denn –

Ich schreckte zurück. Direkt hinter der Tür befand sich ein enormes Hundebett, darauf lag mit geschlossenen Augen ein Köter mit glattem schwarzen Fell, fast so groß wie ein Kalb. Ach ja, Nathalies Hund! Den hatte ich ganz vergessen.

Er bemerkte mich nicht. Er scharrte wieder, dazu jaulte er leise. Sicher träumte er schlecht. Ich grinste.

Nur ein Hund.

»Hey«, flüsterte ich, um mich selbst zu beruhigen, »Hündchen.«

Er öffnete die Augen.

Einen Moment lang starrten wir einander an.

Ich meinte, meinen eigenen Unglauben in seinem Blick zu entdecken.

Dann sprang er auf. Bevor ich ausreichend zurückgewichen war, biss er mir schon seine Zähne in die Seite. Das

Fleisch klaffte auf Höhe der ersten Rippen auseinander. Mensch, war dieses Tier groß! Mir wurde ein bisschen schlecht.

»Aggressives Monster!«, brüllte ich ihn an.

Doch ich hatte keine Schmerzen. Als mir das klar wurde, atmete ich erst einmal auf. Es war nur ein Hund.

Er machte zwar weiter.

Wie rasend zerbiss er mir den Körper zu grauem Dunst.

Aber letztlich blieb ich unverletzt.

Ich musste mir für ihn etwas überlegen. Dieses Monster würde sich hier aufhalten, während ich meine Zeit mit Nathalie genießen wollte. Deshalb bot sich jetzt eine günstige Gelegenheit, mein Revier abzustecken. Ich würde der Dogge zeigen, dass ich mich weder beißen noch anbellen ließ. Und weil ich wusste, dass meine Berührung unangenehm war, warf ich mich auf den Köter.

Er zerfetzte mich endgültig. Ich spürte sein stechend hartes Fell überall um mich herum. Er schüttelte sich, sprang hin und her, zerrte. Nur was sollte er noch zerbeißen? Ich ertastete die feuchte Nase, den Speichel an den Lefzen, den eingezogenen Schwanz. Er war wirklich tapfer. Er bäumte sich auf, ich spürte seine tierische Angst.

Dann versuchte er, sich zurückzuziehen.

Etwas Seltsames geschah.

Das hatte ich bisher nie gemacht. Trotzdem kam es wie von allein.

Ich ritt ihn.

Ich blickte durch meinen eigenen Körpernebel hindurch, roch mit der Hundenase des Köters und empfand seine Angst. Ich winselte. Dann machte ich einige Sätze in die Mitte des Raums. Ich drückte mich unter das Bett und schnüffelte an zwei String-Tangas mit Nathalies Geruch. Das war ein Erleb-

nis! Ich genoss Duftnoten, die selbst meiner Seelennase verborgen blieben.

Jetzt allerdings hatte ich mich verklemmt. Der Lattenrost schabte mein Fell entlang. Ich versuchte, mich freizuschütteln, hob aber nur das Bett nach oben. Es quietschte ohrenbetäubend. Ich jaulte, presste mich zurück auf den Boden, stieß an eine Kiste aus afrikanischem Holz und schob mich schließlich rückwärts kriechend wieder unter dem Bett hervor. Es zog mir das Fell auf, doch danach war es vorbei.

Irgendwie ergab das Sinn. Immerhin hieß es in den Sagen, dass ein Alb Pferde ritt. Wenn ich also genauso wie ein Alb in Albträume eindrang, warum sollte ich dann nicht gleichermaßen Tiere beherrschen?

Außerdem befriedigte es mich enorm.

Kalb, erheb dich.

Gequält winselnd folgte ich meinem eigenen Befehl.

Spring im Kreis.

Ich jaulte. Sprang. Stieß an einen weißen Tisch, dessen massiver Standfuß in geschwungenen Schnörkeln auslief. Es klapperte. Ein Buch fiel zu Boden. Überall stank es nach kaltem Kaffee. Gleich darauf tropfte braune Soße vom Tisch.

Ich erschrak und der Wille des Tiers bekam die Oberhand. Es fühlte sich an, als würde man mir jedes seiner Haare einzeln von der Haut zupfen. Da verlor ich bereits den Kontakt zum Hund. Vor einem kaffeegetränkten Buch landete ich auf dem Rücken.

Na, das war ja nicht schlecht gelaufen fürs erste Mal.

Dem Köter hatte ich es gezeigt.

Ich lachte.

An der Wohnungstür drehte sich ein Schlüssel.

Ich rappelte mich auf, kurz wollte ich meine Haare zurückstreichen, die Klamotten zurechtzupfen, doch da fiel

mir schmerzlich auf: An der Stelle gab es für mich nichts zu tun. Ich blieb so hässlich, wie ich war.

Trotzdem freute ich mich. Endlich kam sie zurück.

Nathalie.

»Aus, Wuschel!«, rief sie halb von draußen.

Wuschel? Was für ein Name für so ein Vieh.

Ich lief an dem Tisch mitsamt umgestürzter Tasse vorbei. Der Hund stand auf seinen Hinterläufen mitten in der Eingangstür. Offensichtlich drängte es ihn hinaus, während Nathalie ihm die Finger ins Fell krallte und ihn zurückzudrücken versuchte. Sie hielt ihn einen Moment lang stabil, dann knallte sie mit der Schulter an den Türrahmen.

»Aua! Aus!«

Der Köter winselte, dann zog er sich ein paar Schritte zurück.

»Wuschel, was machst du denn da?« Mit einem Bein drückte sie die Tür zu. »Hallo, du.« Sie strich ihm über den Kopf, massierte sich danach die Schulter und lachte. »Du bist heute aber stürmisch. Papa hat dich doch bestimmt Gassi geführt, hm? Was magst du denn schon wieder raus?«

Dann stand sie auf. Sie summte ein Lied, warf ihren Mantel auf eine der Kisten und schlüpfte auf dem Weg ins Badezimmer aus ihrem roten Rollkragenpulli. Der Hund legte sich vor der geschlossenen Badezimmertür auf den Boden. Er winselte.

Als Nathalie aus dem Bad kam, trug sie noch ein Spaghetti-Top sowie einen Slip. Die Jeans war sie wohl drinnen losgeworden.

Ihre Beine hatten einige blaue Flecken.

Sie kam auf mich zu. Ich machte ihr Platz.

Himbeergeruch. Ein tiefer Ausschnitt.

Striemen auf der rechten Brust.

Wie bekam eine Frau Striemen auf die Brust?

Wuschel lief vor ihr her. Er schwänzelte vor ihren Beinen herum. Sie lachte. »Was ist denn heute mit dir los! Weißt du, ich frag jetzt Papa, ob du Auslauf hattest. Irgendwas muss ja sein mit dir.«

Wuschel bellte zur Antwort. Mir wurde mulmig.

Sie griff schon nach dem Telefonhörer, da bemerkte sie das Chaos im Wohnzimmer.

»Ach, Wuschel«, sagte sie.

Nachdem sie den Kaffee grob aufgeputzt und die Bücher zum Trocknen auf die Heizung gelegt hatte, kniete sie sich vor das Kalb.

Ich saß währenddessen unruhig in einer Ecke.

Wuschel jaulte und schnüffelte an ihr. Sie kraulte ihm den Kopf. »Weißt du was, wir machen nachher einfach noch einen Spaziergang. Sieht ja so aus, als würdest du das brauchen.«

Sie holte eine Packung Fleischbrocken aus dem einzigen Schrank in der Küche. Wuschel und ich belauerten uns derweil. So richtig recht war mir das alles nicht.

»Na, magst du das?«

Der Hund setzte sich vor sie hin und jaulte weiter. Er fuhr sich mit der Pfote übers Gesicht.

Sie lachte. »Du bist ja ...«, begann sie, dann erstarb ihr Lachen. Sie streichelte ihm das Fell. »Du hast gekämpft?«

Ich atmete tief ein. Beugte mich zum Hund, flüsterte ihm Drohungen zu. Was würde das Tier ihr sagen?

Wuschel winselte, schob seine Schnauze an ihren Busen – und starrte in meine Richtung.

Nathalie begriff erst nicht, doch bald folgte sie seinem Blick. Ihre Augen huschten umher. Sie roch sofort nach zimtiger Angst.

Das hatte ich mir anders vorgestellt.

Sie setzte das Hundefutter auf dem Boden ab und trat in den Gang.

Ich stand auf und schritt ihr nach. Dann blieb ich abrupt stehen. Sie hob sich die Schweißerbrille vor die Augen. So blickte sie ins Wohnzimmer zurück und auf mich.

Ich hatte viel Seltsames erlebt. Doch erst jetzt, als sich der Geruch heftiger Zimtangst über den Raum legte, fand ich es plausibel, ja unmittelbar logisch, dass Nathalie einen Toten durch eine Brille mit Schrift sehen konnte. Gleichzeitig machte mich die Duftmischung aus Zimt und Himbeere ganz schummrig. Unsicher hielt ich ihrem Blick stand. Ich wollte sie wenigstens nicht mit unerwarteten Bewegungen erschrecken.

»Hallo?«, sagte ich.

Sie ließ die Brille sinken.

In ihren Augen sammelten sich Tränen. »Hast du mich also gefunden.«

Ich räusperte mich. »Du kennst mich schon?«

Sie gab keine Antwort.

»Ähm, ist das so wie bei Lenz? Dass du mich nicht hörst?«

»Dann sagst du halt nichts.« Sie stieß einen traurigen Seufzer aus. »Versteckst dich, schweigst mich an –« Erkennbar hielt sie sich mitten im Satz zurück. Sie versuchte ein gequältes Lächeln, ihre Zunge tastete über ihre Lippen. »Kein Ding. Wir machen es so wie immer, ja?«

Zu ihrer Angst kam ein anderes Gefühl dazu. Eines, das zuzuordnen mir schwerfiel. Es war wie der Himbeergeruch und es raubte mir den Atem, aber da lag noch etwas darin, etwas Fremdes, Düsteres, worin ich mich sofort verlor.

Ich konnte nur einen halbwegs klaren Gedanken fassen: Mit wem verwechselte sie mich?

Sie legte die Schweißerbrille auf die Holzmaske.

Aus einer Kiste zog sie eine recht neu wirkende Dose mit Schraubverschluss hervor.

»Komm, Wuschel.« Ohne die Büchse loszulassen, kniete sie sich vor die Wohnzimmertür und klopfte sich auf ihre schönen, nackten Oberschenkel. »Komm.«

Der Köter tapste vorsichtig in ihre Richtung. Ich wollte ihm eigentlich auch folgen, aber die Gerüche stahlen mir jetzt endgültig jeden klaren Gedanken. Ich stand einfach nur herum. Wie unter einem starken Beruhigungsmittel. Ich war so glücklich.

»Gell, du siehst ihn? Das ist keine Sache, Wuschel. Komm jetzt.«

Der Köter legte seine Schnauze zwischen ihre Schenkel. Ein schöner Ort. Während sie beruhigend auf den Hund einredete, träumte ich von Zärtlichkeit. Schließlich ließ sich Wuschel ganz auf den Boden nieder und Nathalie erhob sich vorsichtig. Sie deutete ihm noch, die Nase unten zu lassen, als sie mit einem breiten Schritt über ihn hinweg trat. Das waren wohlgeformte Beine, die sie da spreizte.

Sie trat zu mir ins Wohnzimmer und schlug die Tür hinter sich zu. Nun stand sie in ihrer ganzen Pracht vor mir. Wuschel kläffte von draußen.

Von diesem Trip wollte ich nie mehr herunterkommen.

Sie plante etwas Schönes für uns, so viel wusste ich. Der Rest meiner Gedanken blieb leer. Ganz hohl. Innen rot und samtig ausgekleidet. Himbeerzimt rieselte in meinen Schädel hinein.

»Komm doch mit ins Bett«, sagte sie.

Es fühlte sich so richtig an. Anscheinend konnte ich sie beeinflussen, sie mit Gedankenkraft steuern, ähnlich wie Wuschel.

Oder wollte sie es vielleicht sogar selbst?

Gut, etwas in mir sträubte sich jetzt schon. Es behauptete, ihre Stimme klänge brüchig, aber das erschien mir absurd. Selbst wenn!

Sie schob sich aufs Bett, streckte ihre nackten Beine aus und legte den Kopf zurück. Freudentränen liefen von ihrem Gesicht. Wie schön, dass sie mich so ersehnte. Während ich ihren Anblick in mich hineinsog, setzte ich mich an ihr Bett. Ich wagte es nicht, sie zu berühren. Sie öffnete die Dose. Es roch stark nach Kräutern. Mit zwei Fingern griff sie hinein, dann holte sie eine dicke Schicht grüner Paste hervor. Sogleich führte sie die Hand unter ihr Höschen. Sie nahm mich gefangen.

Ich fand sie einfach wahnsinnig hübsch. Die Striemen und blauen Flecken gaben ihrer Schönheit etwas Reales, für mich Erreichbares. Ich verlor mich in ihren Fingerknöcheln, die sich unter dem Slip bewegten. Sie schob ihre Finger sanft vor und zurück, vielleicht dreimal oder viermal, nicht öfter. Dann zog sie die Hand heraus. Es duftete nach zimtiger Angst, Himbeere und Kräutern. Ich sah in ihr Gesicht. Ihr kamen immer noch Tränen, doch ihre Augen wanderten in weite Ferne. Bald war sie bereit für mich.

Aus ihrem Nachtkästchen kramte sie eine Packung Tabletten. Es waren verschreibungspflichtige Schlafmittel, zumal starke, die potenziell abhängig machten. Ich sah den Markennamen und plötzlich beunruhigte mich das alles.

Der Wirkstoff hatte sich mir in die Erinnerung gebrannt.

»Wenn er davon keinen ruhigen Schlaf hat, dann von nichts«, hatte der Arzt zu meiner Mutter gemeint, das war noch vor den Horrorvideos. Ich erinnerte mich an das Datum der Nacht. Den Wochentag. Die Uhrzeit, als ich zum letzten Mal auf den Wecker blickte.

Ich hatte die Albträume nicht steuern können.

Nicht einmal aufgewacht war ich. Stundenlang.

Manchmal träumte ich von dieser Nacht.

Nathalie schluchzte auf. Dann drückte sie zwei Tabletten aus dem Blister, schluckte sie und strich sich Tränen vom Gesicht. Sie öffnete ihre Beine.

»Komm zu mir«, hauchte sie in den Raum hinein.

Dann schloss sie ihre Augen.

Sie seufzte.

Der Zimtgeruch schwächte sich ab und verflog schließlich ganz. Der Himbeerduft blieb schwach im Zimmer hängen.

Ich war wie erstarrt. Mir wurde auf einmal bewusst, was ihre Tränen und die brüchige Stimme zu bedeuten hatten. Warum sie Schlaftabletten geschluckt hatte. Sie hatte panische Angst vor mir. Weil sie glaubte, ich wäre jemand anderes.

Ich musste das richtigstellen.

Aber das konnte ich nur in ihr drin.

Vorsichtig setzte ich mich auf ihr Becken und strich über die Ansätze ihrer Brüste. Das fühlte sich so falsch an. Aber gleichzeitig so gut.

Egal.

Es war richtig, ihr zu helfen.

Als sie mich in sich aufnahm, fiel mein Blick auf den Holzschnitt. Gepfählte und ausgepeitschte Menschen.

Ich schlug auf einem harten, ausgetrockneten Boden auf. Als ich mich aufrappelte, rutschte meine linke Hand in einen breiten Riss hinein, den himbeerfarbene Nebelschwaden ausfüllten. Darunter ertastete ich eine verkrustete, nur mehr schwach pochende Bodenader. Mir schoss Nathalies Duft in die Nase, doch ich roch auch dieses Fremde, das an den Rändern meines Gehirns zupfte. Ich zog den Arm schnell aus der Spalte zurück. Mir war gar nicht wohl hier an diesem Ort.

Tatsächlich war mir etwas schummrig. Die Dumpfheit, die mich vorher bereits eingenommen hatte, tastete sich wieder in mich hinein. Aber noch wollte ich klar denken. Wie passte diese unglückselige Rippenhalle zu Nathalie, der schönen Frau mit den wohlgeformten Brüsten und der samtenen Haut? Was musste sie erlebt haben?

Ich rappelte mich auf und wanderte zu ihrem Herz. Das leicht abschüssige Gelände war durchzogen von diesen Rissen, in denen weitere Himbeerfetzen waberten. Etwas entfernt zogen die Triebsplitter durch ein so breites Flussbett, dass ich ganz traurig wurde. An vielen Stellen hatten sich kleine Tümpel aus blauen sowie seltsam beerenroten Scherben gebildet. Sie schnitten in die Ränder des harten Bodens, als wollten sie immer mehr Land erobern, und sonderten dabei himbeerfarbenen Dampf ab. Als ich durch eine dieser Himbeerschwaden lief, stieg dumpfes Glück in mir auf.

Hier war es schon auch schön.

Verdammt! Dieser Ort machte es mir schwer, klare Gedanken zu fassen.

Rechts und links des Flusses ragten zahlreiche Splitterskulpturen aus den rötlichen Schwaden hervor. Eine zeigte einen vornübergebeugten Menschen. Die Triebsplitter fanden an den Rändern nur schroff zusammen, mit vielen Hohlräumen und Verfärbungen, wie bei Glas nach einem heftigen Brand. Als ich näher hinsah, erkannte ich den Körper einer Frau. Himbeerdampf umspielte zwei überdimensionierte blaue Beine, aber erreichte kaum den Po und die Brüste der Skulptur. Ihre Arme hatte sie auf dem Rücken gefesselt.

Auf meinem weiteren Weg folgten der Frau allerlei Gegenstände. Ein Köcher mit Schwertern und Morgensternen. Eine eiserne Jungfer. Viele verschiedene Zangen und Messer. Geißeln, Peitschen, Ruten.

Zunehmend wanderte ich durch die beerenfarbenen Schwaden, die mich so markerschütternd ruhig machten. Ich musste mir einreden, dass dieser Ort schrecklich war. Es fiel mir immer schwerer, im Hirn zu behalten, warum. Beiseitegeschoben, was ich wusste: Er strahlte einen düsteren, tief spürbaren Frieden aus.

Ich folgte dem Fluss bis an ihr Herz. Auch auf diesem pochten himbeerfarbene Adern. Sie sahen so schön aus. Außerdem dufteten sie, dass mir die Luft wegblieb. Ich streichelte darüber und erschauderte wohlig. Die Welt um mich verschwamm.

Ich stand vor einer breiten Fensterfront, es war Nacht, die Elbe glitzerte, nur wenige Schiffe fuhren. Im Hintergrund wohl Verladekräne, doch genau erkennen konnte ich es nicht, dafür waren sie zu weit weg.

Eine Tür öffnete sich. Die Jugendliche von Meyers Foto schob sich hindurch. Etwas pummelig, noch kindlich, in einem Nachtkleidchen mit Tieren darauf.

Ich erschnupperte ihre Angst sofort.

Aber ich roch auch Blut. Sie hielt sich die Hand vors Gesicht, schnüffelte daran, stärkerer Angstgeruch schwappte mir entgegen. Ich sah genauer hin: Ihr Nachtkleid hatte Blut im Schritt.

Hinter mir erzitterte das Glas. Ich trat davon weg, drückte mich mit dem Rücken an die Wand. Die Scheibe verflüssigte sich zu Gel, schon erfüllte leichter Himbeergeruch den Raum. Eine dunkle Gestalt mit glänzenden, wohlgeformten Muskeln schob sich hindurch. Es war ein prächtiger, haarloser Mann meiner Größe, aber mit deutlich breiteren Schultern. Sein Mund grinste schief. Seine Augen musterten die jugendliche Nathalie mit unverhohlener Gier.

Ich wollte ihr helfen. Aufstehen. Ihn angreifen.

Sein Rücken steckte noch im Portal, da wandte er mir seinen Kopf zu. Seine einzige Kleidung bestand aus einer Art Stulpen, die er an den Unterarmen und Unterschenkeln trug, fein geflochten aus dünnen Stoffen roter sowie schwarzer Farbe. An den Seiten faserten die Stoffe zu länger werdenden Fransen aus, gerade so, als würden sie im Nirgendwo verschwinden. Sofort musste ich an Lauras Tuchseele denken. Ihre Bändchen waren genauso wie hier irgendwie im Nichts verschwunden, auch hatten sie sich ähnlich bewegt.

Vor mir stand ein Inkubus, ein Engel Liliths.

Doch dieses Wesen, mit seiner dunklen Ausstrahlung und seiner Geilheit, es war eindeutig böse. Was sagte das über Laura?

Der Dämon bemerkte mein Zögern, zwinkerte mir zu und trat vollständig aus dem Portal, das sich mit einem schmatzenden Geräusch zu Glas zurückverwandelte. Die Schulterblätter des Inkubus beulten sich aus zu befiederten Knubbeln, an denen mächtige Flügel in heller Farbe hingen, so wie man sich einen Engel vorstellte. Sein Steißbein allerdings war zu einem knotigen, nackten Schwanz verlängert, der in einem gefährlich wirkenden Dorn endete. Selbstbewusst, geradezu königlich näherte er sich der Jugendlichen. Der Stachel wippte fröhlich umher.

Ich sah ihm nach.

Ich tat nichts.

»Es tut mir leid«, flüsterte ich.

Die junge Nathalie löste sich aus ihrer Erstarrung und schrie voller Entsetzen. Wo ihr Schrei auf Wände traf, färbten diese sich zu schwarzem Gestein.

»Sei gegrüßt, Jungfrau. Ich bin der Hüter fleischlicher Freuden«, sagte die Gestalt mit einer tiefen, melodischen

Stimme. Er schob sie sachte zurück in ihr Zimmer. »Ich bin für dich gekommen, ich komme zu dir und schließlich, in dir ...«

Er lachte. Dann schloss er, ganz sanft, die Tür hinter sich.

Ich saß draußen. Dabei fühlte ich mich so wertlos wie selten zuvor. Alles um mich herum verfinsterte sich.

Als ich die Augen wieder aufschlug, lag ich im hohen Gras. Es war warm, aber nicht heiß. Mein Haar hing mir ins Gesicht. Ich rappelte mich auf, doch die Pflanzen ragten weiterhin über meinen Kopf hinaus. Behutsam trat ich zwischen den Riesengräsern hindurch. Bald eröffnete sich vor mir ein idyllischer Platz. Dort saß, mir halb abgewandt, Nathalie auf einer großen Picknickdecke. Sie sah traumhaft aus, in einem engen, kurzen Top und mit schwarzem Minirock.

Sie war allein. Alles wirkte so friedlich.

Als wäre sie nie das Opfer eines Inkubus geworden.

Die Gräser, die ich beiseitegeschoben hatte, richteten sich langsam wieder auf und liebkosten meine Haut. Oh! Ich war ja nackt. Kleidung brauchte ich noch, schließlich wollte ich wie ein gewöhnlicher Traumbesuch wirken, nicht wie der dunkle Engel von gerade eben. Ich schloss die Augen und fühlte in meinem Geist nach passenden Klamotten. Eine Jeans, Schuhe, ein T-Shirt. Dann sah ich an mir herab.

Ich war weiterhin nackt.

Hm.

Das hieß, dass Nathalie ihre Traumwelt viel stärker kontrollierte, als etwa Becca es geschafft hatte. Der Gedanke beunruhigte mich. Weitergedacht würde ich vielleicht eines Tages einen Menschen drücken, in dessen Traum ich gar nichts ändern konnte. Wie unterschied ich eine solche Traum-

realität von der in der Menschenwelt? Wie kam ich dort wieder heraus?

Jedenfalls würde ich mich an Nathalies Gesetze halten müssen. Nicht einmal einfache Wünsche hatte ich frei. Deshalb versuchte ich als Nächstes, diesen Ort zu verwenden, um mich einzukleiden. Ich würde mit den Dingen vorliebnehmen, die ich hier fand. Etwa mit einer Farbe, die ich um meinen Körper legen konnte.

Das Gras, zum Beispiel. Aber eine grüne Hose? Wirklich?

Stattdessen schob ich einen Finger durch die Pflanzen in den Boden hinein und holte eine Handvoll brauner Erde heraus. Ich verrieb die Farbe auf meiner Handfläche, woraufhin sie einen weichen Stoff zu formen begann. Es funktionierte! Ha! Ich hatte hier also doch etwas Kontrolle. Ich legte das Gewebe an einen Oberschenkel und verstrich es dort. Es schlang sich mein Bein hinauf und hinunter. Das gelang mir alles ganz leicht. Kurz darauf trug ich eine lässig sitzende Leinenhose.

Nun befasste ich mich mit meiner eigenen Haut. Vielleicht war das pedantisch, aber die Farbe stimmte nicht ganz. Ich spielte verschiedene Versionen durch. Das gestaltete sich schwieriger, aber glücklicherweise war der Boden locker und enthielt auch einige Steinchen unterschiedlicher Färbung. Schlussendlich hatte ich beinahe den blassen Marzipanton angenommen, den ich früher im Spiegel als meinen erkannt hatte.

»Wo bist du denn?«, flötete Nathalie, allerdings mit etwas zittriger Stimme. »Ich werde ungeduldig!«

Ich stand auf. »Hier bin ich!«

Erschrocken riss sie die Augen auf. Wieder roch ich diesen Himbeer- und Zimtgeruch. Doch der Zimt verschwand so schnell, wie er gekommen war.

»Da bist du ja«, rief sie aus. Sie klang erfreut, mich zu sehen. Und dennoch schwang jetzt Verwirrung im Ton mit.

Das war auf jeden Fall besser als Angst.

Oder?

»Äh«, sagte ich. Sollte ich sie auf meine Vermutung ansprechen? Jetzt, wo sie so fröhlich war?

Sie legte sich auf die Picknickdecke und streckte sich lasziv. Mein Blick wanderte über ihr schönes Haar, die sanften Formen ihrer Achseln, die von ihrem Top eingefassten Brüste. Mein Widerstand sank. Wollte ich wirklich dieses hübsche Wesen mit solch kleinlichen Fragen belasten? Sie lächelte bereits, schmiegte mit geschlossenen Augen ihren Kopf an die Decke, wie auf der Suche nach jemandem zum Anlehnen und Kuscheln. »Ich freu mich, dass du wieder da bist.«

»Das, ähm ... du hast vorhin etwas anders gewirkt.«

Schlagartig verspannte sie sich. Doch anstelle gleich zu antworten, schüttelte sie den Kopf und lächelte. Ihre feinen Zehen strichen zärtlich über die Decke. Mein Blick folgte.

»Sag, du bist also nach all der Zeit zum Menschenkenner geworden? Du hast mich überrascht, nichts weiter.« Sie lachte keck und sah mich fröhlich-herausfordernd an. Dann blinzelte sie. Ihre Augen fuhren über meinen Körper, über die Beine. »Du hast dich verändert. Aber dein Blick ist immer noch der Gleiche. Du gefällst mir.« Sinnlich wanderte ihre Zungenspitze ihre Unterlippe entlang.

Ich schluckte. Verwechselte sie mich mit diesem Lilith-Engel? Das wollte ich dann doch wissen.

»Du vermisst die glatte Stirn nicht?«, fragte ich deshalb. »Die Federn? Das Schwänzlein?«

Sie lachte auf und diesmal klang es ehrlich. Tatsächlich konnte sie gar nicht mehr aufhören und krümmte sich vor

Lachen. Unter dem Minirock spitzelte ein grünes Höschen hervor. »Schwänzlein? Du hast noch nie Schwänzlein dazu gesagt.«

Also war es wahr, sie hielt mich für den Dämon.

Aber ich wunderte mich, ob sie sich vor ihm überhaupt ängstigte. Vielleicht hatten die beiden über die Zeit ein besonderes Verhältnis zueinander entwickelt? Der Zimtgeruch jedenfalls war vollständig verflogen und sie hatte selbst gerade gemeint, dass sie sich nur erschrocken hatte. Wie gern wäre ich jetzt er. Aber trotzdem. Ich räusperte mich. »Ich bin nicht dieser Inkubus.«

Sie lächelte mit den Augen, diesmal nachdenklicher. »Ja, das merke ich. Du hast dich sehr verändert. Aber ich werde nicht vergessen, was damals passiert ist.«

»Nein, ich will auf was anderes hinaus.«

»Sch.« Sie streckte die Hand nach mir aus.

Ich konnte nicht anders, ich trat auf sie zu.

Schon ergriff sie meine Hand und gab mir einen Kuss auf den Handrücken. »Setz dich doch neben mich. Ich habe dich vermisst.« Sie machte eine Geste über die Picknickdecke, strich dann sanft ihr nacktes Bein entlang.

Wow.

Ganz ehrlich?

Ich hatte alles versucht.

Und in meinem Körper brannte es.

Ich kniete mich vor sie, den Blick auf ihr Haar und ihre Augen gerichtet. Unter der Himbeere waberte der Geruch nach Kräutern. Er war ganz unaufdringlich. Fast schon, als hätte ihn jemand bewusst versteckt.

Nathalie legte meine Hand auf ihr Becken. Ihr Gesicht und das meine waren nun auf einer Höhe. Ich verlor mich in ihren Augen. In den Grübchen ihrer Wangen. In den samte-

nen Lippen, die sich, als ich hinsah, einen erotischen Spalt weit für mich öffneten. Ich spürte ihren Atem. Als ihre Lippen die Meinen suchen, gingen mein Herzschlag, meine Atmung, alle Gedanken in ihr auf. Nathalie bekam eine Gänsehaut, sie lächelte keck und drückte mich zärtlich zurück, bis ich auf dem Rücken lag. Nun spielte sie an ihrem Top. Sie streifte den Stoff aufwärts, ihre Brüste bewegten sich sanft, die nackten Brustwarzen reckten sich mir entgegen. Meine Hände wanderten voller Lust ihre Hüfte hinauf und massierten die Ansätze ihrer Brüste.

Sie beugte sich wieder zu mir, ihre Lippen suchten meinen Hals, meine Brust. Ihre Zunge tänzelte um meine Brustwarzen herum.

Ich stöhnte auf.

Ihre Finger wanderten zu meiner Hose, fuhren unter den Stoff, ertasteten mich. Ich genoss ihre Berührung, ihren Geruch, die Wärme ihres Körpers auf meiner Haut. Was für ein Moment. Meine Fingerspitzen wanderten ihren Rücken entlang, hin zu ihrem Rock. Doch Nathalie ergriff meine Hände und legte sie zurück auf ihre Brüste.

»Lass mich nur«, sagte sie. Sie streichelte mir die Wange. Da war etwas Nachforschendes in ihrem Blick. Aber als sie mir ihr Becken gegen die Lenden drückte, vergaß ich das sofort wieder.

Ich stöhnte heftig.

Meine Hüfte gehorchte mir nicht mehr. Sie suchte Nathalie.

Ich zog mir die Hose herunter.

Und sie hielt inne. Ihre Hände zitterten. Sie schob mich von sich weg und setzte sich auf.

»Was ...«

»Du bist es gar nicht«, flüsterte sie. »Du bist ein Mensch.«

Ich unterließ jeden Widerspruch. Ich ließ mich schwer zurückfallen und atmete aus. Was war ich für ein Scheißkerl.

»Du bist es gar nicht«, wiederholte sie und sagte dann: »Ich hätte dich beinahe umgebracht.«

KAPITEL 15

Wir saßen lange nebeneinander auf der Picknickdecke. Schließlich fragte sie: »Was ist mit dir passiert?«

Ich tastete nach ihrer Hand und drückte sie fest. Nathalie versteifte sich, aber ließ es zu.

»Danke«, sagte ich, »dass du fragst.«

Ich erzählte ihr von den Albträumen und vom Alb aus den Grimm-Sagen, dann fügte ich an, was ich von Trude und Laura über Zeichner erfahren hatte. Ich beschrieb meinen Tod, außerdem erzählte ich von den Problemen mit den drei Hexen. Nathalie nickte mehrmals ernst und stellte interessierte Rückfragen. Doch anscheinend wusste sie nichts von Zeichnern. Insgesamt hatte ich den Eindruck, dass die Wolfs über ihre Göttin und deren Engel geschwiegen hatten. Ich wollte Nathalie fragen, was es mit dem Inkubus auf sich hatte, aber ich drängte sie nicht. Nur zu gut erinnerte ich mich daran, wie es mir mit Lauras Offenbarungen gegangen war. Deshalb behielt ich das Lilith-Thema erst einmal für mich.

»Soll ich mal mit Trude sprechen?«, fragte sie schließlich.

»Was, weshalb? Ach so, nein, die Alte hasst mich. Es bringt nichts. Bitte. Denkst du, ich kann eine Zeit bei dir bleiben?«

Sie sah mich traurig an. »Du darfst heute bei mir übernachten, nur morgen früh musst du einen anderen Platz finden.«

»Aber ich brauche –«

»Du kannst mich gern besuchen«, sagte sie, »bloß für länger funktioniert das nicht. Es ist wegen Wuschel. Er leidet doch so.«

»Wegen Wuschel«, wiederholte ich heiser.

»Versteh bitte, wenn man ein Haustier hat ...«

»Meine sind immer gestorben«, stieß ich hervor. »Vater hat recht bald die Theorie aufgestellt, ich würde ihnen was antun, weshalb er mir dann keine mehr erlaubt hat. Er hatte so Gedanken bei mir.«

»Hast du sie umgebracht?«

»Ich habe sie geliebt!«

Sie nickte. »Kuschel, also Wuschels Vorgänger, den hat er ermordet.«

Ich wusste, wen sie meinte.

Ob mein Zeichner meine Haustiere getötet hatte? Ich musste an Trudes Worte denken und zitierte die alte Frau: »›Es war von der Nacht einer, dem hast du gefallen. Wahrscheinlich schon, als du ganz klein gewesen bist.‹ Das hat Trude zu mir gesagt. Es ergibt auch immer mehr Sinn. Mein Zeichner hatte mich bereits als Kind ausgesucht, vielleicht schon als Baby. Er hat mir das Leben zerstört. So wie bei dir –«

Ich brach ab und es tat mir leid. Jetzt hatte ich es doch angesprochen.

Sie ließ meine Hand los und umarmte ihre Knie. »Du hast schon recht. Wie es einem ergeht! Da wird man verfolgt. Und alle sagen einem, das wäre das Monster unter dem Bett, nichts weiter als ein Hirngespinst. Aber dabei gibt es dieses Ungeheuer doch. Nachts ist es bei dir und du kannst nichts ausrichten. Es macht mit dir, was auch immer es will.«

Sie schluchzte auf.

»Sie können es sich nicht vorstellen.« Ich legte einen Arm um ihre Schulter.

Wieder versteifte sie sich. Sie schüttelte meinen Arm ab. Dann lächelte sie entschuldigend. »Bitte nicht. Es – liegt nicht an dir. Sondern – an ihm.«

Sie erzählte nun von dem Inkubus. Nach ihrer ersten Monatsblutung kam er alle paar Tage zu ihr, manchmal alle paar Wochen, ganz unregelmäßig.

»Das ist schlimmer, als wenn er täglich kommt, oder einmal die Woche«, sagte sie. »Dann kann man sich wenigstens darauf einstellen.«

Sie erzählte von seinen geradezu liebevollen Berührungen. Dem Blümchensex, zu dem er sie zwang. Wie er sie im Anschluss stundenlang gegen ihren Willen kuschelte und herzte. »Aber ein zärtlicher Kinderficker ist halt trotzdem ein Kinderficker. Ich habe mehrmals versucht, mich meiner Mutter anzuvertrauen. Aber sie hat jedes Mal vollkommen seltsam reagiert. Entweder hat sie aggressiv rumgeschrien oder mich nur schweigend in den Arm genommen. Beides ist total untypisch für sie. Letzteres aber habe ich immer schlechter ertragen. Es war so nah dran an dem, was der Inkubus mit mir gemacht hat. Doch ich habe mich nicht gegen ihn gewehrt. Anfangs habe ich gefürchtet, ich hätte ihn irgendwie beschworen, hätte es gewissermaßen verdient. Und nach Mamas Reaktion ... ich musste ihr versprechen, meinem Stiefvater nichts zu erzählen. Ich war so dumm, mich daran zu halten!«

Sie schluchzte auf.

Sie schwieg eine Zeit lang. Dann erzählte sie weiter.

Bald hatte sie sich von der Welt abgenabelt. Sie spürte ihre Umgebung nur noch »wie durch ein Glas von mir getrennt«, wie sie sagte. Nach dem Geschenk, das der Inkubus ihr zum vierzehnten Geburtstag machte – sie verlor kein Wort darüber, wie es aussah – begann sie, sich zu ritzen. Einige Monate später versuchte sie, sich umzubringen. Die Badewanne dampfte. Die Rasierklinge lag schon bereit. Ihre Beine fuhren in das heiße, jedes Gefühl abtötende Wasser.

Da stürmte ihr Stiefvater herein. Er kam viel zu früh und stinksauer von einem geplatzten Geschäftstermin nach Hause.

Sie hatte vergessen, abzusperren.

Vielleicht war es ein Hilferuf gewesen.

Es war ihre Erlösung. Man steckte sie noch in derselben Nacht in die Psychiatrie, wo der Inkubus nicht die Ruhe fand, sich an ihr zu vergreifen. Bald bohrte ihr Stiefvater nach und schließlich brach sie das Versprechen, welches sie ihrer Mutter gegeben hatte. Dann organisierte er über einen befreundeten Kunsthändler eine alte Esoterikerin, die den Inkubus mit einigen Zaubersprüchen vertreiben sollte.

Es funktionierte.

Der Engel blieb aus, Nacht für Nacht.

Und schließlich konnte sie wieder schlafen.

»Trotzdem habe ich oft Angst gehabt, er käme irgendwann zurück. Schließlich habe ich es nicht mehr ausgehalten. Ich wollte mich im Ernstfall verteidigen können, deshalb habe ich den Kontakt zu der alten Esoterikerin gesucht. Aber niemand wusste von ihrem Aufenthaltsort. Mehr noch, kurz nach dem Bannritual war sie von ihrer Familie als vermisst gemeldet worden. Ich war sehr froh, als ich mich Trude anvertrauen konnte.«

Ich versteifte mich. »Der alten Hexe?«

»Genau. Weißt du, ich wollte ihn loswerden. Endgültig. Darum habe ich sie angesprochen. Ich habe etwas gebraucht, was auch in der Dämonenwelt wirkt. Eine magische Sexualkrankheit oder so was.«

Mir pochte im Kopf, was Laura erzählt hatte. Sukkuben und Inkuben, Liliths Engel. Niemals wäre die Alte gegen Engel ihrer Göttin vorgegangen! Ich musste es Nathalie sagen.

»Trude kennt sich mit Tränken und so was aus«, sagte Nathalie. »Trotzdem war sie mit meiner Frage erst einmal überfordert. Aber letztendlich ist ihr die Idee mit der Salbe gekommen. Das ist eine irre Mischung aus Kräutern und Giftpflanzen. Ich fürchte, sie hat einfach nicht genau gewusst, welche sie auswählen soll, und hat alle hineingetan.«

»Giftpflanzen? Du hast dir Giftpflanzen auf die Schleimhäute geschmiert?«

»Äh, ja. Um ehrlich zu sein, es juckt furchtbar.«

Ich lachte auf.

Sie knuffte mich.

Nathalie hatte also versucht, mich mit dieser Salbe zu vergiften. Doch stattdessen hatte sie mir den bisher unangenehmsten Beinahe-Sex überhaupt beschert. An sich war das ein guter Tausch. Doch wusste ich eben etwas über die Hexen, das bisher niemand Nathalie gesagt hatte. Es war an der Zeit, mit der Wahrheit herauszurücken. »Ich glaube, sie ist wirkungslos.«

»Wie?«

»Laura und Trude sind anders, als du glaubst.« Ich wich Nathalies Blick aus. Aber ich erzählte ihr, wie ich Laura beim Gebet gestört hatte. Was sie mir über Lilith gesagt hatte. »Ein Inkubus ist für die beiden Hexen wie ein Engel. Ich glaube einfach nicht ...«

»... dass sie gegen einen Engel ihrer Göttin etwas unternehmen würden«, vervollständigte Nathalie meinen Satz. Sie atmete tief aus.

Schließlich legte sie ihre Finger in ihren Schritt.

Ich folgte der Bewegung. Es machte mich scharf, aber gleichzeitig argwöhnisch. »Was tust du da?«

»Wir probieren es aus«, sagte sie ernst. Sie tippte mir ein wenig Pampe auf die Brust.

Ich erstarrte. Ich fasste es nicht. Sie hatte das tatsächlich gerade gemacht?

Aber noch schlimmer war, dass ich mich geirrt hatte. Denn es lebte. Es tastete auf mir umher. Jede Berührung kribbelte.

Ich malte mir aus, wie es sich durch mich hindurchfressen würde, ähnlich einem Wurm in einem fauligen Apfel.

Doch stattdessen schnüffelte es nur herum.

Schließlich blieb es, wo es war.

Ich schnippte es weg. Dann prustete ich los, vielleicht nur aus Erleichterung.

»Und?«, fragte sie.

»Juckt wirklich«, antwortete ich.

Sie lachte mit, dabei liefen einige Tränen ihre Wangen hinab. »Danke, dass du es mir gesagt hast.«

»Magst du jetzt noch?«, fragte sie etwas später.

»Was?«

»Na, du weißt schon.«

»Ähm, okay.« Ich lächelte. »Klar!«

»Dann aber auf eine Art, wie ich entspannen kann. Ja?«

»Okay«, wiederholte ich und strich ihr übers Haar.

Sie erschrak und schob meine Hand weg. »So nicht, klar?«

»Ähm. Na gut.«

Sie blinzelte mich an, danach drehte sie sich von mir weg und klopfte zweimal auf den Boden.

Eine Holzkiste erschien.

Ich schmunzelte. In Träumen konnte jeder zaubern. Die Kiste erkannte ich gleich, sie war unter Nathalies Bett gestanden.

Nathalie stützte sich mit den Armen auf die Kiste. Vor mir wölbte sich ihr schwarzer Rock über ihrem schönen Po. Das

war doch ein guter Start. Ich lehnte mich zurück und genoss ihren Anblick.

»Gib mir nen Klaps«, sagte sie. »Ich war böse.«

Ich lachte auf. »Ernsthaft?«

Sie drehte sich zu mir um. Sie sah mich an, als wäre ich bescheuert. »Machst du dich jetzt über mich lustig?«

Ich blinzelte.

Nein, ich wollte mich nicht über sie lustig machen.

Ich tippte ihr auf den Po.

Herausfordernd fragte sie: »Was war ich?«

»Böse«, sagte ich. Etwas regte sich in mir.

»Noch mal.«

Es begann, an den richtigen Stellen zu prickeln. Ich stand auf, fuhr mit den Fingern ihren Hintern entlang. Dann knallte ich die flache Hand auf den Stoff.

»Mhm, ganz gut.« Sie lächelte mich mit gesenktem Kopf an. »Meister.«

»Oh, dein Meister bin ich? Wie nenne ich dich?«

»Weiß nicht. Wie du möchtest. ›Stück‹, vielleicht?«

Ich atmete aus, das Kribbeln wurde stärker. Leise wiederholte ich: »Du Stück.«

Sie öffnete die Kiste.

Darin: Handschellen. Ein schwarzer Ball, Golfballgröße, mit einem ... oh mein Gott, das war ein Knebel für den Mund. Beim bloßen Gedanken, so ein Ding zu benutzen, würgte es mich. Meine Lust verflog. Daneben irgendwas Kleines, das Handschellen ähnelte ... möglicherweise für die Daumen? ... ein Paddel.

»Wärst du heute –«, sagte sie und hielt inne. »Mensch, was schaust du so? Das ist doch jetzt echt nicht wahr. Hallo? Ich bin geil.«

»Äh.« Die Holzkiste fing weiterhin meinen Blick ein.

Ein schwerer Stoß ließ mich von der Decke heruntertaumeln. Ich sah mich um. Außer uns beiden war niemand in der Nähe.

»Hast du mich geschubst?«, fragte ich schließlich.

»Sag mal, was ist los mit dir? Kommt jetzt so was wie: ›Das ist mir zu krass‹?«

Ich hörte einen aggressiven Unterton heraus. Ehrlich gesagt nervte mich das. Ich blieb trotzdem ruhig. Auch sachlich. Vielleicht ein bisschen zu grob. »Wir kennen uns kaum. Und du kommst mir mit diesem perversen Scheiß.«

Verletzt blickte sie mich an. Danach stampfte sie davon.

»Bleib da!«, rief ich ihr hinterher. »Hallo? Du brauchst nicht glauben, dass ich dir nachrenne!«

Aber sie sah sich nicht mal um. Deshalb folgte ich ihr doch. »Nathalie, warte jetzt, verdammt.«

Sollte sie eben bekommen, was sie sich wünschte. Als ich sie erreichte, packte ich sie erst einmal rabiat am Oberarm und stieß sie zur Seite. Das wollte sie doch, oder?

Sie holte Luft und sah mich böse an. Während sie sich die Muskeln massierte, wurde sie ruhiger. »Du brauchst das?«

»Was bitte?« Ich war immer noch wütend.

»Du kannst nur hart sein, wenn ich dir davonlaufe? Bring ich dich so in Stimmung?«

»Das hat damit nichts zu tun!«

Sie musterte mich spöttisch, warf mir eine Kusshand zu, und drehte sich von mir weg. Dann rannte sie.

Verdammt.

Das machte mich wirklich an.

Nur wusste ich auch, wozu ich auf der Jagd in der Lage war. Ich schloss die Augen. Ich fragte mich, ob das eine gute Idee war.

Mein Jagdinstinkt gab ein klares Ja.

Deshalb setzte ich ihr nach.

Sie lief auf eine Art Landstraße zu, dabei wandte sie sich mehrmals lachend zu mir um. Auf der Straße angekommen, bog sie ab und beschleunigte ihren Schritt.

»Ich krieg dich«, rief ich ihr zu. Mir war sofort klar, dass ich den spielerischen Tonfall, den ich eigentlich hatte versuchen wollen, nicht traf. Doch mir war das recht. Ich würde sie einholen. Dann würde ich sie härter anfassen. Nathalie wollte das so.

Ich suchte mir festen Grund. Ich würde prüfen, wie gut sie den Traum wirklich kontrollierte.

Ich konzentrierte mich auf ihre Beine, genauer, den Boden darunter. Er sollte weich werden.

Und der Boden wurde weich. Aber unter meinen Füßen.

Die Straße zog an mir.

Es blubberte.

Ich fiel heftig auf die Schnauze und brüllte auf.

Nathalie dagegen rannte in der Ferne weiter, inzwischen wieder etwas lockerer.

Ich rappelte mich hoch.

Wie ich schon bei meiner eigenen Form festgestellt hatte, herrschten in dieser Traumwelt Nathalies Regeln. Ich musste mit ihnen arbeiten. Gerade veranstalteten wir ein Wettrennen, folglich galt wohl die Norm: *Man bewegt sich über den Boden.*

Also brauchte ich nur kreativ zu schummeln.

Ich zog den Ort unter ihren Füßen zu mir. Damit bewegte ich mich gesetzestreu auf sie zu. Mit jedem Schritt, den sie tat, stauchte ich die Straße um zwei. Erst erschrak sie, dann rannte sie schneller. Doch danach überraschte sie mich.

Sie blieb einfach stehen. Und drehte sich zu mir um, spitzbübisch grinsend.

Ich streckte die Arme aus, um sie zu packen.

Ich sah sie bereits in meinen Händen.

»Ja!«, schrie ich.

Doch ich griff in leere Luft.

Ich brüllte auf.

Nathalie verschwand durch eine Tür.

Wütend stieß ich die nutzlose Straße von mir. Sofort verwandelte sie sich in einen gefliesten Flur und verputzte Wände. Etwas weiter entfernt hob sich eine Glaswand in die Höhe, die auf einen Fluss hinaus zeigte. Ich wollte alles in Stücke schlagen. Dann erkannte ich die Tür. Ich stand vor ihrem Kinderzimmer, dort, wo der Inkubus zu ihr gekommen war.

»Du bekommst mich nicht«, rief sie schwungvoll hindurch. Nur ein leichtes Zittern in ihrer Stimme verriet sie. »Durch diese Tür kannst du nicht.«

Der Frau würde ich es zeigen. Ich packte den Türgriff und riss mit ganzer Kraft daran.

Er gab butterweich nach.

Die Tür schüttelte sich ein wenig. Mir war, als würde das Ding mich auslachen.

Der Griff blieb schlapprig hängen.

Ich ballte meine Fäuste.

Ich wollte durch diese Tür.

Ich würde –

Nein.

Das war der falsche Weg.

Denn, es war ganz klar erkennbar, hier galt Nathalies Gesetz: *Durch diese Tür kannst du nicht.*

Inzwischen ärgerte sie mich wirklich. Und dann war da noch etwas Weiteres. Eine genussvolle aggressive Anspannung, die sich so anfühlte, als wollte ich sie weiterhin. Ja, ich

begehrte sie sogar mehr als vorhin. Weil sie so viel Macht hatte.

Oh.

Ich stutzte. »Wie schaffst du das?«

Sie lachte. »Sagt dir das was, luzid träumen?«

Klar, eine luzide Träumerin! Das erklärte, warum sie so gut mit meinen Manövern umging.

Die meisten Menschen waren ihren Träumen ausgeliefert, doch luzide Träumer waren geschickt darin, sie zu beeinflussen. Sobald Ort oder Handlung ihnen missfiel, wurden diese geändert, wie gerade beim Wechsel von der Straße auf ihr Kinderzimmer. Manche gestalteten eigenhändig ganze Welten.

Möglicherweise hatte Nathalie unseren Picknickplatz selbst erschaffen. Zudem stellte sie ihre eigenen Gesetze auf, wie bei der Regel mit der Tür, das war eindrucksvoll. Es machte mich scharf. Ich wollte da hinein.

Aber ich musste es strategisch angehen.

Es war nämlich auch ungemein praktisch, luzid zu träumen, wenn man Albträume bekam. Kippte ein Traum, stellte man eine neue Norm auf, etwa: *Es ist Zeit, aufzuwachen.* Ich fürchtete langsam, dass Nathalie genau darauf aus war. Sie machte mich heiß, um dann von hier zu verschwinden. So wie vorhin schon. Raffiniertes Biest. Das ließ ich ihr nicht durchgehen.

»Du kannst nicht aufwachen. Denk dran, was du genommen hast!«

Um ehrlich zu sein, vertraute ich meiner Aussage nur teilweise. Aber ich erinnerte mich nur zu gut, was diese Tabletten mir angetan hatten. Nathalie kannte das Arzneimittel, hoffentlich jedenfalls. Sie musste einfach wissen, wie schwer es sein würde. Und ich wollte ihr Angst machen. Sie glauben

lassen, sie würde es niemals rechtzeitig aus diesem Raum herausschaffen. Das fühlte sich klasse an.

Nun blieb nur noch die Frage, wie ich in das Zimmer kam. Die Tür jedenfalls war mir versperrt.

Ach!

Von den Wänden hatte Nathalie nichts gesagt. Sie würde es merken, doch dann wäre es für sie zu spät.

»Ich habe es probiert«, rief ich, um sie abzulenken. »Wenn du versuchst, aus den Träumen zu entkommen, aber dein Körper ist ein Sarg aus Blei, der dich nicht rauslässt. Stundenlang!«

Während mein Mund sprach, knabberte sich der Rest meines Körpers wie tausenderlei Würmer in die Ziegel, eilte durch Ritzen und Löcher, dann drückte ich mich auf der anderen Seite wieder hervor. Meine menschliche Form ließ ich nun ganz sein. Stattdessen sickerte ich ein Auge aus dem Putz heraus. Ich blinzelte. Ich sah sie schon, fast im Rundumblick.

Sie stand ratlos vor der Tür. Sie bewegte die Lippen. Wartete. Rief erneut.

Ihr jüngeres Ich spielte in einer Ecke mit einigen Puppen.

Ach. Hätte ich doch Ohren behalten. Aber das würde jetzt hintanstehen. Bald wäre das hier mein Traum. Mein Albtraum. Ich würde die Regeln machen.

Ich verteilte weitere Augen. Ich entdeckte mich selbst, wie ich Auge um Auge aus der Wand leckte. Eine schwarze Iris ohne erkennbare Pupille, ein weißer Augapfel aus Rauputz. Wimpernlose Lider, die sich kratzend über die unebenen Augäpfel schoben. Ach, wie gut sich das anfühlte!

Jetzt ließ ich winzige Löcher durch den Putz sickern, die mir als Ohren dienen sollten.

»Was tust du?«, fragte sie. Sie blickte sich um, hielt inne und starrte mir in ein Auge. »Tu das doch wie ein normaler Mann!«

Ich drang in die letzten Ritzen der Wand, zog mich durch die Farbe und machte sie zu meiner Haut. Dann befahl ich meinem Körper, zu wachsen. Leise knisternd tastete ich den Türstock entlang. Unbemerkt formte ich ihn um.

Natürlich galten Nathalies Gesetze noch. Die Tür war für mich so lange versperrt, bis Nathalie sie öffnete.

Nur inzwischen führte der Durchgang komplett in meine Welt.

Nathalie fuhr fort: »Mit Testosteron. Viel Gebrüll. Einer durchbrochenen Wand. Aber ...«

Langsam wuchs ich über die Fensterrahmen und in das Glas hinein. Bald schon wäre Nathalie hier gefangen. Die luzide Träumerin würde schlafen wie Dornröschen.

Dann könnten wir ein bisschen spielen.

»... nicht so ...«, flüsterte sie.

Ihr kleines Ich spielte weiter vor sich hin. Es griff nach einer der Puppen und stieß sie von oben auf eine andere. Immer wieder. Mit zunehmendem Schwung.

Das Kind gehörte mir schon.

Als die erwachsene Nathalie das bemerkte, schrie sie auf. Nun war ihr, dem ›Stück‹, das Lachen im Hals stecken geblieben.

Geh zur Tür, dachte ich. Verlass deine Welt.

Sie schloss die Augen. Ihre Gesichtszüge verhärteten sich, die Hände zitterten. Sie plante etwas.

»Was tust du da?«, fragte das Mädchen mit heller Stimme.

Da spürte ich Nathalie. Ihr Himbeergeruch kroch über meine Rauputzhaut, auf der Suche nach einem Ausweg. Zimtige Angst roch ich nicht.

Nathalies Körper wurde blass, bald durchsichtig.

Entschwand sie mir? Das durfte nicht sein! Sie konnte nicht aus dem Fenster sickern, nicht, nachdem es mir gehörte!

Mein Putz bekam Risse.

Augen platzten.

Schwarzer Brei schmolz mir aus den Ohrlöchern.

Fast war mir so, als bäumte sich der Körper der Schlafenden auf.

Bellte in der Ferne ein Hund?

Dann war der Druck verschwunden. Nathalie war wieder vollständig hier. Sie rang nach Luft.

Ich wollte lachen. Ich hatte vergessen, mir Münder wachen zu lassen, doch die Fünfjährige war mein. Sie gackerte für mich. Sie rührte mit ihren kleinen Händen in schwarzen Schleimpfützen, dabei kringelte sie sich vor Lachen.

Nathalie stieß die Tür auf und floh.

Jetzt sollte sie mein Innerstes entdecken. Während ich aus den Wänden tropfte, freute ich mich auf die Verfolgungsjagden, die gleich kämen. Ihre Angst. Die Verzweiflung. Den Sex. Vielleicht auch wiederholtes Sterben, mal sehen.

Ich nahm meine Menschengestalt an und trat in einen Flur. Meine Welt. Ich folgte ihr, nicht zu schnell, nur Schritt für Schritt, um mir den Spaß möglichst lange zu erhalten. Es fühlte sich an, als müsste ich vor Frohsinn und Geilheit bersten.

Sie verschwand am Ende des Ganges durch eine Tür.

Das Hochgefühl versickerte. Dieser Ort war mir geradezu beunruhigend bekannt. Hatte ich mich nicht erst heute hier aufgehalten?

Ich ging vorbei an einem Stapel Aktenordner.

Ich trat über getragene Klamotten.

Wir waren in Meyers Wohnung.

Warum hatten meine Träume uns hierher gebracht?

Tod hatte ich gewollt.

Leid.

Aber nein. Nein! Das durfte nicht sein.

Ich blickte in das Wohnzimmer.

Was hatte ich ihr angetan?

Ihr Vater lag, nur mit seinem Schlafanzug bekleidet, auf dem Wohnzimmerboden, ein Telefon in seiner ausgestreckten Hand. Sein Daumen zitterte.

Ja, das hatte ich erlebt.

Und für Nathalie hatte ich Tod und Leid gewollt.

Dann hatte ich das wohl erreicht.

»Drücken!«, schrie sie.

Sein Daumen berührte die Ruftaste.

»4-4-5«, flüsterte ich.

Nathalie blinzelte mich mit roten Augen an. »Das wolltest du mir zeigen?«

»Nicht so«, sagte ich.

KAPITEL 16

Nathalie trug nur das, womit sie ins Bett gegangen war: Slip und Spaghetti-Top. Sie kniete vor der Leiche ihres Vaters, hatte ihn auf den Rücken gedreht und versuchte mit angsterfülltem Blick, ihn wiederzubeleben. Es zerriss mich, dass ich hier draußen, in der echten Welt, bei dem echten Toten, nicht helfen konnte. Ich stand nutzlos herum, während Nathalie ignorierte, dass die Leichenstarre schon vor einigen Stunden eingetreten war.

Wuschel half auf seine Art. Er saß knurrend vor der Ecke, in der Gevatter Tod Meyers Seele geholt hatte.

»Lass es gut sein«, sagte ich zu dem Hund. »Es hilft ihm nicht mehr.«

»Hilfe«, schrie Nathalie.

Laut und gellend drang ihr Ruf auf mich ein. Dieses Wort, so in den Raum gebrüllt, traf mich schmerzvoller als die Berührungen des Reinigers.

Ich war so nutzlos.

Aber ich würde bei ihr bleiben.

Zumindest, bis die ersten Menschen auftauchten, die sie von ihrem toten Vater wegzogen und sie in den Arm nahmen.

Die Mieter.

Was? Was hatte ich mir dabei gedacht, Nathalie hierher zu begleiten? Trude wohnte im gleichen Stock!

Ich drehte mich zur Zimmertür, doch da hörte ich bereits das Schlurfen von Pantoffeln im Flur. Wo konnte ich noch hin?

Wandschrank oder Sofa.

Nicht nachdenken, handeln.

Ich zerfloss zu meiner Nebelform. Ich berührte Nathalie, ihre Hand fuhr aufgeschreckt durch mich hindurch. Doch ich schob ihre Gedanken beiseite. Stattdessen flutete ich unter die Couch. Dann streckte ich dünne, kleine Augen und Ohren bis zum Rand des Polsters, gerade so weit, wie ich mich traute. Mir war gar nicht wohl dabei. Das Möbel stand von der Zimmertür relativ weit weg. Entdeckte mich jemand ... ich konnte nur stillhalten und hoffen.

»Was ist los?«, rief Trude. Sie hatte ihre Trachtenjacke hastig über ein langes Nachthemd gestreift. Als sie Günther sah, zögerte sie einen Moment, dann ging sie ruhig auf Nathalie zu.

Fine folgte, sie trug ein schwarzes Negligé und eine Jeans mit offenem Reißverschluss. Sie stand an der Tür und rief: »Oh mein Gott!«

Nathalie atmete heftig aus. Sie zeigte mit einer zitternden Hand auf die Haut ihres Vaters. »Er hat lila Flecken.«

Meyers Pyjamaoberteil war am Rücken verrutscht. Dort, wo er auf dem Boden gelegen hatte, war seine Seite ganz weiß und blutleer. Daneben, also an den Übergängen zum Bauch und zum Rücken, hatte sich das Blut angestaut und je einen Streifen dunkler Flecken gebildet.

Totenflecken.

»Fine, du rufst jetzt gleich den Doktor Friedrich an«, sagte die Alte. »Und dann den Herrn Huber. Die Nummern wirst du raussuchen müssen.«

Fine tastete hektisch ihren eigenen Körper ab. »Wollen wir Xaver wecken?«

»Der hat genug am Hals. Ist der Anton schon daheim?«

Fine lachte unsicher. »Wo sind die Männer, wenn man sie braucht!«

»Schau, dass du weiter kommst.« Trude setzte sich ächzend neben Nathalie und nahm sie an den Schultern. »Sch, mein Kind«, sagte sie zu ihr, dann drehte sie Meyers Leiche vorsichtig in seine Anfangslage zurück.

»Was ist mit ihm?« Nathalie zitterte jetzt am ganzen Körper.

Fine fingerte ein Mobiltelefon aus einer Hosentasche. »Huber ... Huber ... du meinst aber nicht den Bestatter?«

»Freilich meine ich den, du Rindviech! Wen denn sonst?«

Nathalie riss die Augen auf, dann schluchzte sie in heftigen Schüben. Rotz und Tränen mischten sich in ihrem Gesicht, der Schleim klebte ihr schon in den Haaren.

Ich hatte das nicht gewollt.

Wuschel winselte, tastete sich zu ihr vor und leckte ihr übers Gesicht. Nathalie reagierte nicht einmal.

Fine glotzte Nathalie an.

Trude scheuchte Wuschel davon. Sie legte eine Hand auf Nathalies Kopf. »Ist gut, Kind. Wein dich aus. Alles wird gut. Mit der Zeit.«

Der Hund knurrte. Er schnüffelte, lief an Meyer vorbei und bellte in meine Richtung. Trudes Blick fuhr das Sofa entlang. Ich kroch etwas zurück, tiefer in den Schatten.

Becca tauchte im dicken Schlafanzug in der Tür auf. Sie sog die Luft ein, danach fragte sie mit zittriger Stimme: »Wann?«

Ihr folgte Hannes, nur mit seiner Unterhose bekleidet.

»Heut Nachmittag«, sagte Trude ruhig.

Becca schluchzte auf. »Du meinst ...?«

Die Alte warf ihrer Enkeltochter einen strengen Blick zu. »Kind, wir helfen jetzt der Nathalie. Gell?«

Becca fasste sich. »Was brauchst du?«

»Die Nathalie und ich, wir gehn zu ihr in die Wohnung, dass sie was zum Anziehen bekommt. Du hilfst deiner nutz-

losen Mutter. Der Dr. Friedrich und der Huber sollen kommen.«

Becca nickte. Sie trat dazu. Gemeinsam halfen sie Nathalie auf.

»So, gleich haben wir es geschafft«, sagte die Alte.

Nathalie torkelte nach draußen, von Trude und Becca gehalten. Becca deutete ihrem Mann irgendetwas. Er trat zur Seite und wirkte hilflos. Hatte Lauras Großmutter gerade den Raum verlassen? Ich streckte meine Augen vorsichtig aus.

Da bellte der Hund.

Becca blickte noch einmal herein. »Was machen wir mit Wuschel?«

Ich schob mich erneut zurück. Aber es war zu spät. Hilflos sah ich dem Köter zu, wie er mich verriet. Er schnüffelte den Boden entlang in Richtung des Sofas, dabei blickte er immer wieder zu den Menschen. Ich wollte schreien vor Angst.

Trudes Pantoffeln erschienen in der Tür. Eine kurze Stille trat ein, während der nur Wuschels Schnüffeln das Zimmer erfüllte. Dann fasste sich die Alte.

»Hannes«, sagte sie ruhig. »Holst mir die Laura. Becca, bring du die Nathalie in ihre Wohnung. Ich kümmer mich derweil hier drum.«

»Wer hilft Mama?«, fragte Becca.

»Die kommt schon zurecht.«

Becca und Hannes verließen den Raum. Aus dem Flur der Wohnung drang Flüstern herein. Gleich darauf hörte ich auf der Treppe sich entfernende Schritte.

Die Alte schwieg.

Ich drückte mich tiefer unter das Sofa.

So blieben wir, bis nackte Füße auf das Parkett traten.

»Fuck«, sagte Laura.

Ein zweites Paar kam dazu.

»Kind, das ist nichts –« Fine hielt inne. »Was deutet ihr hier herum?«

»Sei still«, sagte Trude.

Ich bereute, dass ich mich so weit zurückgezogen hatte. Aber mich jetzt noch bewegen? Da könnte ich auch gleich einen Mund ausbilden und Hallo sagen.

Doch vielleicht war es tatsächlich besser, eine dürre Version meines Menschenkörpers auszubilden. Wenn sie mich sahen, dann bitte als Person.

Laura trat an der Leiche vorbei und setzte sich neben den Hund. »Was geht, Wuschel?« Sie kraulte ihn. Er legte die Schnauze auf den Boden und starrte mich an.

Trude sagte: »Fine, bring uns Kreide.«

»Was? Wo?«

»Jetzt!«

Fine eilte aus dem Raum.

Laura stützte ihre Hände auf dem Boden auf und beugte die Nase bis zum Parkett herab. Sie blickte ganz traurig drein. »Hallo, Ben.«

»Sei still!« Meine Stimme klang etwas piepsig. Aber mein Körper war auch sehr dünn, damit er unter die Couch passte. »Kann ich raus?«

Ihre Mundwinkel zuckten. Sie schüttelte den Kopf. »Ich habs dir doch gesagt. Du Blödmann, ich habs dir gesagt.«

Sie schluchzte und setzte sich wieder auf.

Wuschel knurrte.

Ich schob mich ein wenig unter dem Sofa hervor. »Laura, du musst mir helfen. Ich habe einfach nur getan, was wir ausgemacht hatten.«

Laura schniefte. »Oma, sorry!«

»Still, Kind, still.«

Und dann geschah weiter nichts.

Trude stand herum.

Laura liefen die Tränen herunter.

Ich fürchtete mich davor, ganz herauszukommen.

Irgendwann fragte ich: »Was passiert denn jetzt?«

»Wir warten.« Trudes Stimme klang bitter.

»Auf was?«

Trude schwieg.

Laura schluchzte leise.

Schließlich betrat Fine den Raum, eine kleine Schachtel in der Hand. »Trude? Wartet das Kind nicht besser bei den anderen?«

»Fine?«, sagte Trude und nahm ihr die Schachtel ab. »Du gehst jetzt. Aber dalli.«

Fine schluckte und verließ den Raum.

Kreidestifte stand auf dem Karton.

»Was macht ihr mit der Kreide?«, rief ich.

»Kind, pass mir auf, dass du etwas unterhalb vom Sofa schreibst. Des darf keiner sehen.« Trude ging auf Laura zu, behielt mich dabei aber im Blick. Sie legte ihr eine Kreide in die Hand.

Laura zitterte so, dass sie die Kreide fallen ließ. »Sorry!«

»Können wir nicht verhandeln?«, flehte ich.

Trude lachte auf. »Was magst du denn anbieten?«

»Ich ... verdammt!«

Laura ging auf die Knie und schob sich ans vordere Ende der Couch. Sie setzte den Kreidestift am Parkett an.

Ihre Hand zitterte.

Die Kreide zerbrach.

»Oma, ich ...«

»Sch.« Trude legte ihrer Enkelin liebevoll eine Hand auf den Kopf, dann trat sie auf die andere Seite des Sofas und kniete sich

dort ächzend hin. Einige Kreiden legte sie vor sich auf den Boden. »So, junger Mann. Wie ichs versprochen hab.«

Etwas hilflos griff ich nach Trudes Bein und versuchte, daran zu ziehen.

Aber gleichzeitig legte sie ihre Hand um meinen Unterarm. Sie drückte mich zurück. Wie beiläufig. Als wäre ich nur lästig.

Sie hielt mich weiterhin und zog dabei eine Linie über den Boden. Immer wieder setzte sie ab, um nahe am Strich kompakte Zeichen mit vielen Ecken und Kringeln hinzukritzeln.

Mir schoss Lauras Gebetskreis in den Sinn. Die Symbole dort ähnelten denjenigen, welche die beiden Hexen gerade zeichneten. Laura nutzte ihren Kreis, um Lebewesen zu opfern. Spinnen und Silberfischchen!

Wie weit war es da noch bis zu mir?

Ich bekam Angst.

Die Alte flüsterte etwas von Lilith, einem Sarg und den Toten. Laura begann mit brüchiger Stimme zu singen: »Ben Vogt, rühr dich nicht, die Göttin schenkt nur eine Form, Ben Vogt, rühr dich nicht ...«

Ich hatte zu lange gewartet. Zu wenig nachgedacht. Ich hätte schon längst meine Nebelform annehmen müssen! Jetzt versuchte ich es, aber scheiterte. Stattdessen zog sich mein Körper zusammen, wurde schwerer, fester, hilfloser. Lauras Zauber hallte mir sogar im Kopf nach, ich konnte nur noch ganz dumpf vor mich hinbrüten. Träge Gedanken erinnerten mich daran, dass ich jetzt wohl besser um mein Leben flehte. Andere stellten infrage, ob sich das überhaupt noch lohnte.

Trude drückte sich weiter zur Mitte. Meinen Arm hielt sie umklammert, er schabte den Boden entlang und renkte sich schließlich aus. Es tat weh. Aber was sollte man da machen?

Fine stürmte herein. »Er kommt! Doktor Friedrich kommt.« Dann stürmte sie wieder hinaus und schlug die Tür hinter sich zu.

Durch Fines Worte lockerte sich Trudes Griff nur ein bisschen, aber ich war wieder wacher. Hastig riss ich den Arm von ihr weg. Ich jauchzte, als es gelang. Dann kroch ich zu der Stelle hin, an der Trude am Anfang gesessen hatte. Diese war offen!

Es war meine Chance.

Freiheit!

An der Linie krachte ich gegen eine Mauer.

Ich stöhnte auf.

Der Hund spitzte die Ohren und erhob sich.

Er knurrte.

Er zog die Schultern ein und tastete sich auf mich zu.

Trude griff dem Tier ins Fell.

Wir hörten Stimmen von draußen.

»Der Doktor«, murmelte Trude. »Kind, mach die Linie zu. Den Rest erledigen wir danach.«

»Lasst mich hier nicht liegen!«, schrie ich.

Laura zog ihre Kreide auf Trudes Linie.

Der Hund schob sein Maul auf mich zu.

»Aus!« Die Alte zerrte an dem Tier. Aber sie hatte nicht genug Kraft, ihn zu halten.

Seine Nasenspitze drückte sich über den Strich.

Ich griff nach dem Köter, spürte ihn schon, aber ich konnte mich nicht auflösen. Laura flüsterte weiterhin ihren Zauber.

Dann riss Hannes – jetzt angezogen – die Tür auf und ein junger Arzt folgte ihm in den Raum.

»Was macht der Hund hier?«, stieß der Mediziner entsetzt hervor.

Laura verstummte. Ihr Zauber brach.

Und Wuschels Schnauze war immer noch diesseits der Linie.

Ich löste mich auf. Fuhr um das Tier herum. Packte sein Fell. Ritt den Hund. War der Hund.

Dann riss ich mich von Trude los. Ich hetzte an den beiden Männern vorbei durch die Tür.

»Eine Ratte«, rief Laura. »Wuschel hat eine Ratte gefangen.«

KAPITEL 17

Ich raste in Wuschels Körper die Treppen hinab und durch die angelehnte Haustür hindurch. Hoffentlich konnte ich mich auch noch auf der Straße in dem Hund halten, denn eines war klar: Ich musste diesem Haus endgültig den Rücken kehren.

Die ersten Ausläufer des Reinigers tasteten bereits nach meinen Lefzen und verfingen sich in meiner Schnauze. Sie prickelten unangenehm, aber bisher hielt ich es aus. Ich hetzte auf den Nebel zu und durch ihn hindurch.

Die Freiheit war zum Greifen nah.

Dann spürte ich einen heftigen Schlag gegen meine Nase. Mein Kopf knickte zur Seite, ich stieß mit der Schulter an und es riss mich aus dem Hund. Das Versprechen gegenüber Laura fesselte mich an das Haus, aber er war frei. Er jagte davon, ich knallte in Menschenform auf die Pflastersteine.

Nun krallte sich der Reiniger in meinen Körper. Er riss ganze Brocken aus meinem Rücken. Ich rappelte mich auf, stieß mit dem Kopf in einen Nebelarm und brüllte vor Schmerz. Halb blind rannte ich zur Haustür zurück.

An der Innentreppe des Hauses fiel ich nieder. Ich bestand nur noch aus Schmerzen, trotzdem lachte ich wie verrückt. Eine Spur aus versengtem Asphalt und gebrochenen Pflastersteinen führte direkt auf den Hauseingang zu. Der Fliesenboden des Gangs zeigte Blasen und Haarrisse.

Mein Körper bäumte sich mehrmals auf, dann hatten sich die schlimmsten Wunden geschlossen. Ich stellte mich halbwegs gerade hin. Alles zog.

Beinahe hätte ich wieder gelacht.

Denn wenn mich mein Zeitgefühl nicht täuschte, war es wohl fünf oder sechs Uhr am Morgen. Laura hatte mir versprochen, mich um sieben Uhr am Hauseingang zu treffen. Sie würde sich wundern, wie es hier aussah.

Verraten hatte sie mich.

Ich war jetzt auf mich allein gestellt.

Ich schleppte mich die Treppen hoch. Sicherlich blieb mir nur eine letzte Möglichkeit, aus diesem Schrecken hier freizukommen. Ich musste selbst auf die Suche nach Miriam gehen. Gut, dass ich einem der Wolfs bisher noch keinen Besuch abgestattet hatte.

Wie leid ich es inzwischen war, mich zurückzuhalten.

Xaver würde mir die vergangenen Stunden büßen.

Aus dem Wohnschlafzimmer hörte ich es schnarchen.

Ich tastete mich an einem Couchtisch vorbei zu einem einfachen Holzbett. Die Uhr zeigte 5:44, im kalten Licht der LEDs erkannte ich einen Mann. Ich roch eine sanfte Spur Kardamom-Verzweiflung, da lächelte ich wieder ein bisschen. Schon schob ich mehrere Finger in seine Mundhöhle. Es zog mich in seinen Schlund.

Der Wecker schaltete auf 5:45.

Ein ohrenbetäubendes Klingeln schüttelte mich.

Ich hatte es noch nicht einmal in seine Rippenhalle geschafft, aber seine Seele spuckte mich aus.

Benommen torkelte ich einige Schritte, dann fiel ich zwischen Sofa und Wohnzimmertisch zu Boden. Mir schwirrte der Kopf.

Währenddessen tastete sich Xaver aus dem Bett. Er trat an mir vorbei.

Licht stach in meine Augen. Ich blieb liegen. Mir war es jetzt zu viel. Ich brauchte Ruhe. Alle Dämonen der Welt soll-

ten Xaver holen. Ihn und seine ganze verdammte Familie. Ebenso all die anderen, die mich heute jagten. Was für ein Recht hatten sie? Ich wollte auch nur leben!

Eisengeruch stach mir in die Nase. Ich schnüffelte. Hatten Trude und Laura mich schon gefunden? Waren sie Meyers Leiche und den Mediziner Friedrich entkommen, um mir jetzt an Xavers Tür aufzulauern? Ich seufzte. Dann kamen sie halt. Ich war den Kampf leid.

Aber sie kamen nicht.

Und es roch auch nicht nach ihnen. Ja sicher, da lag Eisen in der Luft. Doch nicht das Lilith-Eisen der Hexen. Ich roch verblichenes Blut.

Ich rappelte mich auf und folgte der Spur bis zum Bett. Etwas unterhalb des Kopfkissens zogen sich verschmierte hellrote Flecken ins Laken, die sich zu einer zweimal faustgroßen Fläche verbanden. Was hatte Xaver angestellt? Sich in die Hände geschnitten und sich im Anschluss schlafen gelegt?

Ich hob meine Nase an den Stoff. Eindeutig, dieses Blut hatte ich gerochen. Ein Ton von Seife schwang mit. Klar, Xaver hatte den Stoff zu reinigen versucht. Aber als es ihm nicht gelungen war, hatte er das Laken trotzdem weiterverwendet. Er schlief auf Blut! Wie unappetitlich war das denn.

Andererseits kein Wunder bei dieser widerlichen Wohnung. Der Kissenbezug war durchgewetzt. Braune Tapeten aus den 70ern beherrschten den Raum, sie waren an vielen Stellen aufgesprungen. Es stank nach altem Mann. Allein der Gedanke, dass ich kurz in diesem Kerl gesteckt hatte, ließ mich aufstoßen. Insgesamt, das ganze Eindringen in andere Menschen, es kotzte mich an. Es war so unhygienisch. Warum musste ich?

Ich hielt inne. Der Raum roch penetrant nach Xaver. Aber das Blut nicht.

Da läutete es an der Tür.

Xaver ließ etwas im Badezimmer fallen.

Es folgten Faustschläge gegen das Holz. »Polizei. Obermüller hier. Machen Sie auf, wenn Sie da sind.«

»Nicht schon wieder die«, stöhnte Xaver.

»Hätte schlimmer sein können«, flüsterte ich.

Es war schlimmer. Denn als ich aus dem Wohnzimmer zur Eingangstür lugte, sah ich eine Frauenhand. Fischers Hand. Sie strich über den Lack der Tür. Der war an vielen Stellen schwarz und abgebröckelt.

Ups. Das hatte wohl ich angerichtet.

Ich blickte vorsichtig ins Wohnzimmer zurück. Über den Couchtisch und auch über den Boden verteilten sich ähnliche Schäden.

»Das hat sich nicht gut gehalten«, sagte Fischer von draußen.

»Der Schaden ist doch eindeutig frisch entstanden«, hörte ich Obermüller. »Wie die Schäden am Hauseingang. Die waren gestern sicher noch nicht. Oder, Herr Wolf?«

»Ich – ich weiß es nicht«, sagte Xaver verängstigt. »Was ist denn am Hauseingang?«

Ich schob mich tiefer ins Wohnzimmer zurück. Meine Mörderin mit mir in einer Wohnung.

Ihr entkommen? Keine Chance.

War ich geliefert, wie ich es noch vor einer Stunde bei Trude und Laura befürchtet hatte? War es jetzt endgültig vorbei?

Nein.

Die Lilith-Hexen hatten mit der Ankunft des Mediziners ihren Zauber abgebrochen. Genauso hielt die Polizistin geheim, was sie in Wirklichkeit war. Solange Obermüller und

Xaver mit ihr im Raum blieben, musste sie auf offensichtliche Handlungen verzichten.

Also durfte ich es beliebig bunt treiben.

Ich kicherte.

»Ist noch jemand bei Ihnen?«, fragte Fischer, nun schon deutlich näher.

Jetzt lieber schnell. Ich ließ Haut platzen, spaltete meinen Torso, eilte an Xavers Bett und zerbrach davor vollständig in zwei Teile. Wattierte weiter, schoss endlich in die Höhe. Immer noch teilweise menschlich, erreichte ich die Zimmerdecke und drückte mich dort oben in die Ecke. Nun erlangte ich eine saubere Nebelgestalt.

Wieder kicherte ich, nur diesmal innerlich. Bestimmt hatte Xaver den beiden schon Platz gemacht und Fischer sah mich gerade. Aber um mich zu erwischen, müsste sie auf das Bett steigen und wie blöd darauf herumhüpfen.

Ich drückte mich an den Putz, um mich mit seiner Farbe zu vermischen. Augen ploppten heraus und zeigten mir Xavers Zimmer. Ohrmuschellose Löcher fingen die Stimmen auf. Es war ein bisschen wie in Nathalies Traum.

Es war ganz schön cool.

Fischer stand unter mir vor dem Bett. Sehr interessiert sah sie nach oben, dort musterte sie die Maserung der Wand und der Decke, also mich. Ha!

»... dass ich mich umsehe?«, fragte sie. »Ich möchte gern einen Eindruck gewinnen, wie Miriam lebt.«

»Sie wohnt doch hier gar nicht mehr.« Xaver fuhr sich nervös über die Stirn. »Der Herr Obermüller hat das ja nicht gewollt.« Er wartete auf eine Antwort, aber die Polizisten schwiegen dazu. »Na gut, machen Sie.«

Die Teufelshexe winkte mir aus der Hüfte heraus zu. Ich zwinkerte ihr aus einigen Augen entgegen.

»Ich trinke meinen ersten Kaffee in der Arbeit, aber kann ich Ihnen vielleicht einen aufbrühen?« Xaver lachte angespannt und deutete auf die Küche.

Seine Halbglatze glänzte.

»Nein.« Das war Obermüller, der im Türstock des Zimmers stehen geblieben war. Es blieb bei diesem einen Wort, ein »Danke« folgte nicht.

Xaver räusperte sich. »Ich bin noch nicht fertig für den Tag. Ich ziehe mich währenddessen an, ja? Ja?« Er griff nach einem speckigen, ekelhaften Hemd, das auf der Couch lag.

Fischer wandte sich von mir ab. Sie musterte die Flecken auf dem Tischchen.

»Herr Wolf«, meinte sie, »wir sind gestern erneut Miriams Schulweg abgegangen.«

»Im Anschluss haben wir weitere Nachbarn befragt«, ergänzte Obermüller. »Ihre Schwägerin hätte uns aufklären sollen, wann genau Miriam das Haus verlassen hat. Aber dann meinte sie, das Kind war bei Ihnen.«

»Ich habe noch einmal in das Protokoll der Kollegen geschaut«, fuhr Fischer fort, »und es sieht so aus, als wäre ihr das erst gestern wieder eingefallen. Erstaunlich, nicht wahr? Nach dem Schock, da passiert so was schon mal. Nur ein bisschen gewundert haben wir uns dann doch. Weil Miriam ja nicht mehr bei Ihnen wohnt.«

Obermüller fragte: »Warum haben Sie das bisher nicht zu Protokoll gegeben?«

Xavers Mund stand offen. Seine Augen hetzten zwischen beiden hin und her.

»Ich habe eine Theorie«, sagte der Kommissar. »Sie wollten es nicht sagen.«

Fischer ergänzte: »Wir sehen Parallelen zu Herrn Obermüllers Besuch vor einem Jahr.«

»Ihr Kind ist weg«, fuhr der Polizist fort. »Was ist jetzt so wichtig, dass Sie uns verheimlichen, an welchem Ort sich Miriam vor ihrem Verschwinden aufgehalten hat?«

Schweißperlen rannten über Xavers Stirn, er rieb sie schnell mit dem Hemdsärmel ab. »Ich verheimliche doch nichts.«

»Also war das Kind bei Ihnen?«, fragte Obermüller.

»Ja.«

»Die ganze Zeit, wo es krankgemeldet war?«, fragte Fischer.

Welche Krankmeldung?, fragte ich mich.

Xaver brauchte einen Tick zu lange für seine Antwort. »Ja.«

Wieder fragte Obermüller: »Und am Montag haben Sie es zur Schule gebracht?«

»Ja.«

Die Polizisten schwiegen.

Xaver sackte in sich zusammen. »Nein, hab ich nicht.«

Obermüller ballte seine Fäuste.

Fischer sagte: »Sie wissen überhaupt nicht, wann Ihr Kind das Haus verlassen hat, stimmts?«

»Nein.«

»Was ist wirklich passiert?«

Er zögerte. Räusperte sich. Sah von beiden weg. »Der Rest ist wahr.«

»Sie tun Ihrem Kind nichts Gutes.« Fischers Tonfall war nun drohend.

Mit gefasster Stimme, aber ohne jemanden anzusehen, fragte Xaver: »Sie werfen mir etwas vor?«

Mit zwei Schritten war Obermüller bei Miriams Vater, packte ihn und schnaufte ihm ins Gesicht. »Wenn dem Mädchen was passiert, krieg ich Sie dran.«

Die Kommissarin legte ihrem Kollegen eine Hand auf die Schulter. An Xaver gewandt sagte sie: »Wir werden herausfinden, was geschehen ist. Stellen Sie sich darauf ein, Herr Wolf.«

Ein raffiniertes Biest war sie schon. Offensichtlich hatte ich recht behalten: Sie schob den Wolfs die Schuld in die Schuhe. Obermüller hatte bereits angebissen. Leid taten sie mir nicht, die Wolfs. So wie sie mit mir umgingen. Andererseits: Das mit der Krankmeldung war seltsam. Und Blut im Kopfbereich eines Bettes?

Fischer warf mir einen kurzen Blick zu, dann verließen die Polizisten die Wohnung.

Oh nein! Jetzt hatten sie das Blut übersehen. Das Blut, das nicht von Xaver war.

Um Himmels willen!

Er hatte doch nicht ...

Xaver ging ihnen einige Schritte nach. Ich wanderte über die Decke, um ihn mir anzusehen. Als er die Tür geschlossen hatte, lehnte er sich mit dem Kopf gegen den Türrahmen. Eine Träne lief ihm über die Wange.

Ich bekam ein ganz, ganz schlechtes Gefühl.

Er verließ den Raum, dann kehrte er mit einem alten Telefon zurück. Es war eines dieser Geräte mit großem Ziffernfeld und separatem Telefonhörer. Er setzte sich schwer auf sein Sofa.

Er tippte eine Nummer.

Wartete.

Sprach dann.

»Ja, hier Xaver, oh, also, wenn du das abhörst: Ich fühl mich nicht so gut heute. Du weißt schon. Bitte gibs der Personalabteilung weiter, die soll mir einen Krankheitstag eintragen. Morgen bin ich wieder fit, versprochen.«

Er legte auf. Der Hörer knallte laut und der Mann zuckte zusammen. Dann wählte er erneut.

»Ja«, tönte es heraus.

»Hier Xaver. Du –«

»Ist was passiert?«

»Nein, nein. Ich – wann kommst du?«

»Spät. Mach dir keine Sorgen. Nur viel Arbeit derzeit. Was gibts?«

»Ach, die Polizisten – sie waren da.«

Stille. Danach: »Und?«

»Anton, ich hab Angst.«

»Was hast du ihnen gesagt?«

Schweigen. Er öffnete seinen Mund. Schloss ihn wieder. Öffnete ihn erneut. »Nichts. Was denkst du denn.«

Aha. Die Familie sprach sich ab? Aber was bitte hatten die Wolfs angestellt, bevor Miriam verschwunden war?

Etwa ...

Nein.

Anton hätte damit nichts zu schaffen. Er hatte das kleine Mädchen in seine Wohnung aufgenommen. Ich hatte sein Glück gespürt. Er wusste, dass Obermüller suchen würde.

Fertig.

Deshalb Absprachen.

Wer würde das nicht machen.

Verdammt. Ich glaubte mir das nicht.

»Es tut mir alles schrecklich leid, weißt du. Ich ...«

»Ich komm bei dir vorbei, sobald ich kann. Halt still derweil.«

»Du hast mich immer unterstützt.«

»Was redest du da? Bis später oder morgen.«

Klick.

Was, wenn die Teufelshexe gar nicht die Täterin war?

Xaver widerte mich an.

Aber nicht genug.

Ich schälte mich von der Wand. Das prickelte und einige Körnchen Putz schwebten auf das Bett. Zum letzten Mal ziepte es, dann glitt ich auf die Matratze. Ein Teil meiner Augen löste sich und wanderte mir auf den Rücken. Unvermittelt sah ich den ganzen Raum im Rundumblick. Ich verlor die Orientierung und mir wurde furchtbar übel. Um mich wieder zurechtzufinden, schloss ich erst einmal alle Augen. Machte Nebelwatte zu Körperteilen. Die zusätzlichen Augäpfel zogen sich zurück und gingen im Rest des Körpers auf. Ich erschauderte. Öffnete die Augen.

Ich saß auf dem eingetrockneten Blutfleck.

Xaver neben mir.

Oh.

Das war die perfekte Gelegenheit.

Aber es gelang mir nicht. Ich konnte mich einfach nicht von seinem Gesichtsausdruck lösen. Er sah so verzweifelt aus.

Lange saß er einfach nur da.

Schließlich erhob er sich und nahm wackelig den kurzen Weg zum Sofa. Irritiert musterte er die zerstörten Stellen auf dem Couchtisch, entdeckte dann auch die am Boden. Aber er setzte sich. Unter dem Couchtisch kramte er einige Blätter Papier hervor.

Danach schrieb er.

Er beschrieb ganze Seiten. Die Kardamomverzweiflung erfüllte den Raum und vernebelte mir die Gedanken. Ich war wie gebannt.

Er stieß das Papier heftig vom Tisch. Ich merkte auf.

Er rieb sich Tränen aus dem Gesicht. Torkelnd kam er auf mich zu. Was hatte er da geschrieben? Ich musste mich konzentrieren. Musste ihn befragen. Vorher vielleicht die

Blätter ansehen. Dieser verdammte – schöne Geruch. Ich hievte mich vom Bett, um zumindest mal das mit den Blättern zu erledigen. Als ich las, was er geschrieben hatte, war ich sofort wieder wach.

An einer Stelle stand: *So geht es nicht weiter.*

An einer anderen: *Ich will nicht ins Gefängnis.*

Unvermittelt stand Xaver bei mir. Er schnappte sich die Blätter und hetzte in die Küche.

Das waren Abschiedsbriefe.

Er plante, sich umzubringen.

Aber er durfte nicht sterben. Nicht, bevor ich alles erfahren hatte. Denn er hatte etwas verbrochen.

Aus der Küche drang Rauchgeruch.

Ich eilte zu ihm und fand ihn, wie er Asche in den Ausguss spülte. Ich packte ihn von hinten, schob seinen Mund heftig auf und rammte ihm die Finger in die Nase. Er keuchte, dann fiel er auf die Knie, die Wange gegen die Küchenzeile gedrückt.

Doch schon riss er sich los und kroch von mir weg. Gerade so gelang es mir, mich an seinem Rücken festzuhalten. Er stürzte auf den Boden, es zerstob mich, dann kam er beim Bett an und krachte wieder auf die Knie.

»Lass das!«, schrie ich.

Er horchte auf. Blinzelte.

Ich packte seinen Kopf, schob, zog, zerrte, bis meine Hände zerplatzten. Aber er presste die Lippen aufeinander, die Seelen verbanden sich nicht. Mit gehetzten Bewegungen löste er seinen Gürtel aus den Schlaufen der Hose. Sein Gesicht färbte sich inzwischen leicht rot, doch er hielt weiterhin den Atem an. Dabei fädelte er das Ende des Leders in die Schnalle ein, formte damit eine Schlinge.

»Du musst atmen!«, schrie ich.

Nur er wollte nicht.

Er hob den Lattenrost. Das lose Ende des Gürtels zwickte er zwischen Rost und Bett ein. Er zog daran. Als es sich nicht löste, erstarrte er für einen Moment. Dann drückte er sich mit dem Rücken ans Bett, kauerte sich zusammen und zwängte seinen Kopf durch die Schlaufe. Sofort zog sich die Schlinge zu, Xaver riss erschrocken die Augen auf. Wohl überraschte ihn der plötzliche, sicher heftige Druck auf Blutgefäße und Luftröhre. Sein Kopf war bereits krebsrot.

Ich ließ von ihm ab und setzte mich vor ihm auf den Boden.

»Du tust das jetzt für dich, oder?«, flüsterte ich. »Weil ihr hilfst du nämlich nicht. Mir auch nicht, übrigens.«

Halbherzig tastete ich über den Gürtel. Ja, das war fest. Er könnte sich jetzt nicht einmal mehr befreien, wenn er gewollt hätte.

Der Geruch von Verzweiflung verschwand. Und dennoch lag etwas in der Luft, das mich erleichterte.

Xaver schwitzte inzwischen furchtbar. Sein Mund zitterte, Speichel tropfte daraus hervor. Ich versuchte gar nicht, durch die Öffnung zu gelangen, denn der Weg durch die Luftröhre war mir ja versperrt. Stattdessen lehnte ich mich vor, um das Spektakel besser sehen zu können. Sein Kopf zuckte nun, der Speichel hüpfte an verschiedenen Punkten zu Boden. Das sah sehr schön aus, ich lächelte Xaver zu, der ganze Raum wurde dunkel vor Glück. Sein Oberkörper schüttelte sich, danach schlossen sich seine Augen. Schließlich schnappte er mehrmals erfolglos nach Luft, nur um endgültig zu erschlaffen. Ich genoss es in vollen Zügen.

Dann grummelte mir der Magen. Es war das Übliche. Schübe gingen durch meinen Unterleib. Die Innereien verkrampften. Mir zitterten die Glieder. Etwas Schleim floss aus

meinem Mund und verschwand zischend im Holz. Schon war es vorbei.

Eigentlich war das gar nicht so schlimm.

Ich rappelte mich auf und strich mir über die Haare. Ich lachte. Ich hatte wieder Haare! Sie waren kräftig und dicht, vielleicht sogar einen Tick dicker als zu Lebzeiten. Ich dehnte mich. Weder Haut noch Muskeln spannten. Federnd sprang ich in die Höhe. Leben zog durch meinen Körper.

Um mich herum duftete es.

Ich schnüffelte.

Es duftete nach Seele.

Das teigige Wesen bog sich bereits aus dem Leichengesicht. Es schien nach Luft zu schnappen, gerade so, als erinnerte es sich an seine letzte Handlung. Der Duft war stark. Mir wurde wieder leicht schummrig.

Ich setzte mich und genoss.

Bald hatte der breiige Kopf von Xavers Seele den unbewegten Schädel des toten Körpers verlassen. Der Seelenkopf hing etwas lose in der Luft herum, darum griff ich sanft danach und wiegte ihn in den Armen. Ich streichelte den haarlosen, knotigen Hinterkopf. Mir wurde der Mund wässrig. Seltsam.

Xavers Seelenarme tasteten um sich. Ich ließ den Kopf los und ergriff sie. Ich wollte es ihm leicht machen, ihn ein wenig begleiten, seinen leckeren Lebensgeruch so lange riechen, bis Gevatter Tod kam. Gelegentlich strich ich über diesen Leib, der sich mir so nahrhaft präsentierte. In meiner Mundhöhle prickelte ein Gefühl, das ich zu Lebzeiten selten verspürt hatte und das mich jetzt, da ich tot war und nicht essen musste, noch mehr überraschte.

Ich wollte in ihn hineinbeißen.

Meine Streicheleinheiten wurden immer nachdrücklicher, die Fingernägel schartiger. Ich wetzte sie an seinem Rückgrat,

während dieses sich aus der Leiche herausbog. Dann, mit einem Ruck, drückte ich ihm die Nägel ins Fleisch.

Er bäumte sich auf. Er roch nach frischem Brot.

Ich leckte über seinen Kopf. Ich sah Xaver mal als pausbäckigen Jungen mit verheulten Augen, mal als Jugendlichen, der hübschen Mädchen traurig hinterherstarrte.

Seine Seele schlug um sich. Sie trat mit den Beinen aus und brach sie sich am toten Körper. Ein dumpfes Blubbern entkam ihrem Mund. Sanft, aber bestimmt spannte ich seinen Kopf zwischen Arm und Oberschenkel ein. Xaver sollte bei mir bleiben, er konnte mir diesen wunderbaren Geruch durchaus vergönnen. Es wäre eine gebührende Entschädigung. Wo er mir doch über Miriam nichts mehr verraten würde.

Obwohl.

Ich schleckte noch mal an ihm. Er ging mit seinem Vater in die Berge.

Also konnte ich sehr wohl an seine Gedanken gelangen. Und statt bloß zu lecken, könnte ich – essen?

Ich strich über seine Seelenschläfen. Sie fühlten sich weich, klebrig und dehnbar an.

Ich drückte die Finger hinein. Ich riss den Mund auf und schlug die Zähne in seinen Kopf. Er brach. Er roch nicht nur, er schmeckte auch wie frisches Brot. Seine Mutter wiegte mich und lächelte kalt. Miriam kam an und schrie. Zita verführte mich und wir trieben es nächtelang. Er kniete vor dem Bett und redete seiner wimmernden Tochter gut zu.

Halt.

Das war es.

Aber die Erinnerung zog vorbei und weitere überschwemmten mich. Traurige Liebschaften. Misserfolge in der Arbeit. Sie verschmierten. Und jede einzelne schmeckte so gut! Ich

konnte nicht mehr aufhören. Ich aß weiter. Ich lachte wie verrückt. Ich saugte an seiner Zunge, biss zu, schluckte sie im Ganzen. Da war ein kurzer metallischer Geschmack, der mich würgen ließ. Aber schon folgte ein weiterer Brocken. Dann zog ich seinen Hals zu mir und schnappte immer gieriger nach den Stücken. Halb wahnsinnig vor Eindrücken kaute ich mich durch seine Arme, seine Brust, seinen Unterleib. An den verbliebenen Beinen sah ich, wie sein Leib die breiige Gestalt der frisch geschlüpften Seele ablegte, um eher die Form des originalen Körpers nachzubilden. Das schmeckte ich auch. Er wurde würziger. Ich fraß schließlich.

Als ich die letzte Zehe mit der Zunge zerdrückte, lief mir Sabber vom Kinn. Als ich mir das wegwischte, fielen mir meine Hände auf. Ihre Haut war weich, Muskeln und feine Sehnen zogen sich darunter, Härchen darüber. Auch meine Nase war gerade, das Gesicht fühlte sich wohlgeformt an, regelrecht wie früher.

Nein, ich war jetzt besser als damals. Ich spürte so viel Kraft in mir. Ich sprang auf.

Die Welt hatte einen wunderbaren Glanz.

Dann wurde mir wieder übel.

KAPITEL 18

Ich machte den fünfunddreißigsten Klimmzug am Türstock, als sich der Schlüssel drehte. Die Wohnungstür öffnete und schloss sich, aber niemand kam herein. Jedenfalls sah es anfangs so aus. Ganz von allein wechselte ich in meine Sicht. Erst entdeckte ich ein Flimmern. Daraus wurde ein Bündel aus vereisten Schläuchen und Säcken, das in der Form einer Person grob ähnelte. Alle Teile zogen sich obszön zusammen und rieben aneinander. Wo ein Mensch Mund, Augen und Finger gehabt hätte, standen Fleischlappen offen. Wasser tropfte aus ihnen heraus und gefror zu dünnen Eiszapfen. Ständig splitterte das Eis, um an anderer Stelle wieder nachzuwachsen. Ich roch kalten Rauch. Irgendwie kam mir das bekannt vor, aber das Wesen war so faszinierend, dass ich alle Gedanken beiseite wischte. Ich wollte es berühren. Also ließ ich mich vom Türstock ab.

»Du bist ›ich gehöre zu Laura‹ von vorgestern?«, sagte eine fremde Stimme. »Bist ganz schön hübsch geworden.«

Wobei, so fremd klang die Stimme gar nicht. Die Sicht dämmerte davon, die Schläuche und Säcke zogen sich zu Muskeln und Haut zusammen, Brüste wölbten sich mir entgegen, darüber legten sich ein Pulli sowie eine Lederjacke. Rote Locken fielen über die Schultern.

Vor mir stand Regina Fischer.

Das war wirklich ekelhaft.

Jetzt konnte ich deutlich besser nachvollziehen, warum die Bändchenhexen von ihrer Göttin mehr hielten als vom Teufel.

Die Polizistin trat durch den Flur auf mich zu.

Ich wich zurück.

Am Türstock des Wohnschlafzimmers blieb sie stehen. Sie musterte den toten Xaver. »Was hast du denn mit ihm gemacht?«

Ich glotzte sie an. Dann ihn.

»Sag doch«, meinte sie ganz sanft. Ihr Wimpernaufschlag brachte mich aus dem Konzept. »Mir kannst du es erzählen.«

Ich wurde wütend. Was lastete sie mir da an? »Dir gehts doch nicht mehr gut! Verdammte Teufelsschlampe. Du hast ihn doch umgebracht! Du und dein Lakai, der Obermüller. Wenn ihr nicht gekommen wärt –«

Mit einer Handbewegung wischte sie alle weiteren Worte beiseite. Dann lachte sie auf und brach den Blick. »Mein Lakai, das ist gut.« Sofort wurde sie wieder ernst. »Hast du Obermüllers Auto angegriffen?«

Ich schüttelte mich. Irgendwas war gerade ganz sonderbar gelaufen. Mein Kopf fühlte sich wattig an. Da dachte ich an unsere erste Begegnung.

»Ist das so ein Hexenblick?«, fragte ich. »Du hast das mit mir schon einmal gemacht, als wir uns auf der Party getroffen haben. Da sind die Worte auch einfach so aus mir herausgesprudelt.«

»Du bist ein kluger Bursche für einen Toten. Ja, das ist mein Hexenblick. So wie – warte. Welche Party? Wer bist du?«

»Hallo? Die Feier vor drei Wochen? Die ›von der Welt geplagte Bekanntschaft‹? Sag nicht, dass du mich vergessen hast! Du hast mich umgebracht!«

»Welche – oh. Der unglückliche Rettungssanitäter, stimmts?« Sie lächelte mich bitter an. »Luc ist mir doch immer einen Schritt voraus. Er wollte, dass ich den Fall Miriam Badi übernehme, hat aber nicht gesagt, weshalb. Er hat nur wissend gegrinst, wie er das oft macht. Und jetzt wird mir auch klar,

warum er mir so zugezwinkert hat, als ich einen Reiniger für dich beschwören wollte.«

»Du warst das mit dem Reiniger? Du verdammte Hexe!«

»Manchmal habe ich das Gefühl, er spielt nur mit mir.«

»Hallo?«, rief ich aus. »Da redest du? Du tischt mir eine Lüge nach der anderen auf. Du hast Miriam entführt, um ihr das Gleiche anzutun wie mir.«

Zugegeben, das glaubte ich in dem Moment gar nicht mehr.

»Das mit dir war nichts Persönliches. Ich dachte einfach nur, du wärst gefährlich.« Sie blickte auf Xaver. »Hm.«

Ich wusste nun, dass sie nicht log. Sie hatte keine Ahnung, wo Miriam war. Sonst hätte sie sich den Hexenblick gespart, mir musste sie ja nichts vormachen. Selbst wenn der Blick nicht gewesen wäre: Sie sprach von »dem Fall«, als hätte sie zu dem Kind gar keinen Bezug. Nein, sie war es nicht.

Stattdessen drängte sich in meinen Kopf das Bild, welches Xaver mir übermittelt hatte. Wie seine Tochter wimmernd auf dem Bett gelegen war.

Dazu das Blut am Kopfende des Lakens.

»Lauras Familie«, sagte ich.

Regina Fischer ließ die Schultern hängen. Sie atmete tief ein. Ihr Blick wanderte in die Ferne.

»Laura hat gemeint«, fuhr ich fort, »dass ich nicht nach Miriam suchen soll. Trude wollte mich umbringen, weil ich ihr zu viel Chaos verursache. Das ist es doch, oder? Die Wolfs haben etwas mit dem Kind angestellt. Und die Hexen wissen ganz genau, was.«

Ich spürte Reginas Hand um meine. Es war einen Moment lang bitterkalt, doch bald kitzelte es lustig. Was tat sie da? Hatte ich das schon erlebt?

»Und dafür hast du zwei Tage gebraucht?«, fragte sie. »Aber ich glaube das auch. Und wenn es stimmt, kann das

heiter werden. Immerhin habe ich ihnen Frieden versprochen.«

Das Kribbeln zog meinen Arm hinauf.

Fischer sagte: »Eigentlich hast du mit mir recht gut geraten. Allerdings entführe oder töte ich keine Menschen. Nicht direkt. Denn tatsächlich suche ich nach bösen Seelen. Die gebe ich dann an Luc weiter. Meistens sind es Kriminelle. Na, ist ja egal. Ich dachte, du hättest dir verdient, es zu wissen. Du bist anders. Ich frage mich, ob du es wirklich aus Bosheit machst. Das Morden. Nur jetzt ist es zu spät. Was dich betrifft, bin ich letztlich Trudes Meinung. Tut mir leid.«

Während Regina die letzten Sätze sprach, verschwand ihr Leib. Es schien mir so, als verschöbe sich meine Sicht, um mir etwas Grässliches, nein, halt, etwas Schönes zu zeigen. Ich sah die Säcke und Schläuche, die ich vorhin bereits bemerkt hatte, allerdings fiel mir nun auf, wie sanft und erfrischend sie in Wirklichkeit waren. Irgendetwas lief schief, das merkte ich auch. Aber ich kam nicht darauf. Das Gewebe ergriff mich an allen möglichen Stellen. Wieder spürte ich diesen kurzen Frost. Doch diesmal prickelte es wohlig. Ein angenehmer Schlauchmund näherte sich meinen Lippen.

»Isst du mich jetzt?«, fragte ich fröhlich.

»Ja, was denkst du denn?«, sagte der Schlauch.

Im Hintergrund rülpste etwas.

Die Welt wurde schwarz und stank nach kaltem Rauch.

Dann stand ich auf einem Gletscher.

Es war eisig. Wind zerrte an mir. Schnee schmirgelte über meine Haut, die sofort knisternd gefror. Erste Schuppen lösten sich ab, danach kleine Bröckchen. Es riss jedes angenehme Gefühl davon.

Beim Versuch, die Augen abzuschirmen, starrte ich zu meinen Füßen auf das gefrorene Türkis. Ein dunkler Schemen näherte sich unterhalb der Eisplatte. Ich wollte schreien, doch die Luft zog in meinen Mund hinein. Sie fraß dort weiter.

Jäh schlug der Schemen gegen das Eis.

Es knackste.

Es riss auf.

Breite Pranken mit klauenartigen Fingern schnellten heraus. Sie glänzten in verschiedenen Tönen von Lila und Rot, wie gefrorene Lava.

Wasser sprühte mit ihnen hoch. Es wurde zu Schnee, den der Wind davonstob.

Die Klauen bohrten sich in meinen Unterschenkel.

Ich griff nach ihnen und verlor das Gefühl in den Fingern.

Eis zog nun über meine Haut. Eine gehörnte Fratze erhob sich. Ich hörte sie nicht sprechen. Ich spürte sie.

Ben Vogt. Dieses Wiedersehen ist zu früh, was hast du dir dabei gedacht?

»Was?«, schrie ich. »Bist du Luc?«

Du bist vom Alb gezeichnet, doch war da ein Zweiter in deiner Zukunft. Witzig, wie sich die Geschichte in ihrem Lauf verändert. Nun, du bist hier. Eine delikate Seele. Soll ich dich essen?

»Fick dich«, rief ich.

Der Gletscher erzitterte. Die Fratze zuckte und gluckerte. Dann hielt sie vergnügt inne. Mit ihr setzte jede Bewegung an diesem Ort aus. Der Wind stand still. Schneeflocken hingen in der Luft.

Einen Moment später riss der Dämon sein Maul auf und sog die Luft ein. Ein Orkan toste. Ich wollte etwas sagen, mir noch ein wenig Zeit heraushandeln, aber als ich den Mund

öffnete, zog es mir jegliche Atemluft heraus. Die Haut löste sich in großen Stücken von meinem Körper. Erst jetzt wurde mir klar, dass sie weiß war, wie damals, als ich noch gelebt hatte. Darunter lag das rote Menschenfleisch offen. Es löste sich und rauschte als flockige Ben-Masse in Lucs Maul hinein.

Der Dämon hustete. Der Gletscher schüttelte sich.

Luc schlug seine Klauen in mich und stieß mich weg.

Die Wahrheit kommt ans Licht.

Der Wind blies meinen Körper über die Eismasse.

Zerrieb ihn.

Ich verlor jedes Gefühl.

Du bist dem Tod geweiht, sag ihm Grüße.

Ich stob aus allerlei Schläuchen und krachte zu Boden. Ich stöhnte. Einige Gelenke knacksten gefährlich, aber vor allem klafften überall Risse, wo mir die Fratze Haut und Fleisch abgerissen hatte. Sie stanken furchtbar nach kaltem Rauch. Ständig berührten sich die offenen Stellen, dabei schoss eisiger Schmerz in das umliegende Gewebe. Zitternd blieb ich liegen.

Fischer lehnte an der Wand und atmete heftig. Sie hielt sich einen Moment lang aufrecht, dann fiel sie auf die Knie und übergab sich.

Kaum hörbar flüsterte sie: »Sag, wer bist du?«

Danach würgte sie erneut.

Auf einmal ziepten mir alle Muskeln gleichzeitig, ein wenig später auch die Haut. Die Schmerzen verschwanden. So schnell hatte ich noch nie geheilt. Von wegen, dem Tod geweiht. Blödsinn.

Ich sprang auf. Mir ging es gut wie nie, Xaver sei Dank.

Fischer starrte zwischen mir und ihrer Kotze hin und her. Sie entschied sich für mich, hievte sich hoch, torkelte, fiel wieder auf die Knie.

Sie jagte mich immer noch? Dann schnell weg.

Ich knallte gegen die Wohnungstür, zerstob und drückte mich durch die Ritzen.

Etwas sog an mir.

Dann war ich frei.

Im Treppenhaus fand mein Nebel zusammen.

Hinter mir öffnete Fischer die Tür.

Mit einer Hand hielt sie sich den Bauch, mit der anderen zog sie die Tür wieder zu.

Keine Zeit, zwischen Richtungen zu wählen. Ich hastete die Treppen aufwärts.

Fischers Lippen formten lautlose Worte. Die Luft flimmerte. Ihr Körper verschwand.

Danach folgte mir leises Tapsen, kaum hörbar, als käme es aus einer anderen Welt. Es blieb etwa ein halbes Stockwerk entfernt, bis ich ans Ende der Treppe gelangte.

Jetzt näherte es sich.

Allerdings hörte ich auch bedächtige Schritte weiter darunter. Kurz blickte ich über das Geländer hinweg nach unten. Zwischen Erdgeschoss und erstem Stock erkannte ich ein kantiges Gesicht. Obermüller.

Ich zögerte. Wenn er nicht auf Fischers Seite stand, war er meine Chance. Ansonsten sollte ich schleunigst in eine Wohnung fließen.

Dann packte mich etwas.

Ich schlug aus und traf kaltes, nachgiebiges Fleisch. Es hob mich und warf mich an das Geländer. Mein Torso gab teigig nach und ein schummriges Gefühl erfasste mich. Mein Oberkörper drückte sich über den Handlauf hinweg, die Wirbelsäule dehnte sich und prickelte, der Unterleib aber blieb klebrig an den Pfosten hängen. Das Plastik des Handlaufs zischte.

Mein Rücken überdehnte sich.

Mit einem Krachen zerriss mein Rückgrat.

»Hab ich dich endlich«, flüsterte Fischer. Ich sah sie wieder. So teilweise.

Ich knallte mit dem Schädel gegen eine Treppenkante. Ich spürte meinen Bauch nicht mehr.

Fischer griff nach mir und warf mich, gebrochener Rücken voraus, auf die Stufen.

Ich stöhnte auf.

»Du entkommst mir kein weiteres Mal«, sagte sie.

»Du flimmerst«, antwortete ich.

Sie schob ihre Hand in meine Brust hinein. Hinter ihr entdeckte ich meine Beine. Sie hingen noch immer in den Pfosten.

Doch eine halbe Treppe unter uns, mit direktem Blick auf meinen schmorenden Unterleib, stand jetzt auch der Kommissar. Er sog den Plastikgestank ein. Er wirkte so gar nicht danach, als wäre er Fischers Lakai.

Ich kicherte. »Mach schnell.«

»Was redest du? Du hast mich wütend gemacht, jetzt lass ich mir Zeit.«

»Frau Fischer?«, sagte Obermüller.

»Was? Ach, ver– Kollege!«

Sie erhob sich. Behielt ein gutes Stück Rippen in ihrer Hand und ließ es fallen. Zischend kam es neben ihr auf dem Boden auf.

Ich lachte jetzt. Ich musste wirklich lachen. Dass sie so nah dran gewesen war!

Einige meiner Zehen lösten sich inzwischen auf. Der Dampf floss zu mir hin und umspielte die Beine der Polizistin. Unter ihrer Jeans bewegten sich Saugnäpfe. Sie tasteten nach mir.

Ich wurde hektisch.

Doch dann stoppte der Sog.

Ich gluckste wieder.

Der Teufel verschmähte mich. Das war zu gut.

Obermüller fragte seine Kollegin: »Was machen Sie hier?«

»Hm?« Sie biss sich auf die Lippen.

Er deutete auf den Rauch, der neben ihr aufstieg, dort, wo sie meine Rippen fallen gelassen hatte. »Das war da grad noch nicht.«

Er musterte seine Kollegin ernst.

Da beging sie einen Fehler. Ihre Augen wichen aus.

Seine funkelten jetzt.

Er wusste, dass sie ihm etwas verheimlichte.

»Unsinn«, korrigierte er sich. »Das habe ich mir bestimmt eingebildet. Wie wäre das auch passiert? Durch einen Geist?« Er sah übertrieben im Treppenhaus umher, der Mund lächelte mehr als die Augen. Das überraschte mich jetzt.

»Kollegin?«, fragte er.

Sie räusperte sich. Es klang missbilligend. »Ich würde mich wundern, sollten Sie an Geister glauben. Sehr sogar.«

»Sicher, Kollegin. Dann könnte ich gleich denken, es gäbe Hexen.«

Sie blinzelte.

»Kommen Sie mit?«, fragte Obermüller. »Oder gibt es hier noch etwas, das wir gemeinsam angehen wollen?«

Sie schüttelte den Kopf.

Ihre Tarnung, oder das, was davon übrig blieb, war ihr also wichtiger als mein Tod. Ich grinste fröhlich vor mich hin.

Fischer trat an mir vorbei, dann folgte sie ihm schweigend nach unten.

Kurz darauf war mein Körper wie neu. Ich hatte immer noch diese Kraft!

Außerdem hatte ich überlebt.

Ich lag noch für einige Zeit quer über den Treppenstufen. Ich freute mich einfach, dass es so gut gelaufen war. Die durchscheinenden schwarzen Fäden bemerkte ich erst, als sie sich dick an der Decke entlangzogen. Eine Ecke war bereits so finster, dass die Sterne darin funkelten.

Gevatter Tod kam? Zu mir?

Das war ja seltsam. Was holte er denn? Wenn dann müsste er zu Xaver kommen. Aber den hatte ja ich gefressen.

Ach, Mist. Ich trug Xaver in mir.

Ich betastete meine Eingeweide. Sie blubberten.

Oje. Da war ich so weit gekommen und jetzt das.

Luc hatte recht, ich war todgeweiht. Der Gevatter würde mich mitnehmen. Gestern hatte ich mir das ja noch gewünscht. Ich kicherte wieder.

Eines allerdings schmerzte: Das mit Miriam hatte ich versaut. In meinem Wahnsinn war mir von Xavers Erinnerungen nichts geblieben. Deshalb würde ich dem Kind nicht mehr helfen können.

Ich nicht.

Aber jemand anderes schon.

Es gab noch eine letzte Sache zu tun.

KAPITEL 19

Ich floss in den Flur von Meyers Wohnung, in der Hoffnung, Nathalie dort aufzufinden. Bei sich zu Hause war sie nicht gewesen. Und überallhin folgten mir bereits dicke, tiefschwarze Risse.

Die Zeit drängte.

»Nathalie!«, rief ich.

Ich hörte keinen Laut. Und doch fand ich sie dort.

Nathalie lag an der Stelle, an der sie ihren Vater in der Nacht entdeckt hatte. Sie lag reglos auf der Seite, genau wie er. Ihre Haare waren zerzaust. In einer Hand hielt sie ein Küchenmesser.

Nicht sie auch noch!

Nicht Nathalie.

Ich ließ mich auf den Boden fallen, packte sie, versuchte, sie zu rütteln, suchte nach der Blutung. Vielleicht konnte ich es stoppen. Irgendwie.

Aber am Messer klebte kein Blut.

Nathalie atmete ruhig und gleichmäßig.

»Gott sei Dank«, rief ich. »Gott sei Dank, Gott sei Dank.«

Sie schlief.

Sie lebte.

Ein schwarzer Riss zog sich die Türschwelle entlang, blubberte in eine Bodenleiste und verdickte sich darin. Kleine Ausläufer wanderten durch das Parkett und die Decke nach oben. Wie versteinert starrte ich auf das Schwarz.

Dann riss ich mich los.

Ich stieß in Nathalies Mund, eilte durch ihre Rippenhalle, warf mich in ihr Herz.

Schließlich stand ich vor ihr.

Wir befanden uns immer noch in Meyers Wohnzimmer, wenn auch jetzt im Traum. Die dunklen Risse hatten sich verzogen, draußen schien die Sonne über Münchner Dächern.

Nathalie öffnete die Augen und rappelte sich auf. Dann nahm sie die Klinge zwischen Daumen und Zeigefinger. Sie setzte an ihrem linken Arm an.

Ich packte ihre Hand. »Nein.«

Sie sah auf. »Du bist so grau.«

»Wir haben kaum Zeit. Du musst für mich nach Miriam suchen.«

»Du hast mir die Nachricht von Papa überbracht.« Sie ließ das Messer fallen. »Du bist ein dunkler Engel.«

»Ihre Familie hat sie weggeschafft.«

»Hast du ihn umgebracht?«

»Sie ist vielleicht schon tot.«

»Hast du meinen Papa umgebracht?«

»Es fällt jetzt alles auf mich zurück. Gevatter Tod wird mich holen. Darum brauche ich dich. Dein Vater hätte nicht gewollt, dass jemand Miriam verschwinden lässt.«

Sie lachte hohl. »Du hast ihn umgebracht.«

»Du musst nach ihr suchen.«

Sie schluchzte auf. »Ich hab Miriam gehört. Ich wohne doch unter Xaver! Und letzte Woche, da war sie bei ihm, da hat sie so geschrien. Grippe haben sie gesagt. Warum hätten wir ihnen misstrauen sollen? Papa und ich, wir wussten es nicht. Bitte, Ben, musste Papa wegen der Wolfs sterben? Weil er sie beschützt hat?«

Aus einer Wand schälte sich ein schwarzer Riss. Gevatter Tod befand sich in ihr? Was hatte ich mir gedacht! Ich musste aus ihr heraus. Sonst würde er sie genauso mitnehmen. »Kann sein. Bitte reiß dich zusammen.«

»Ich leide.« Sie tastete nach dem Messer.

Ich stieß es davon. »Ich sterbe. Darum hör mir zu!«

»Was? Nein! Du darfst mich nicht auch noch verlassen.«

»Hilfst du Miriam?«

»Nein!« Sie strampelte mit den Beinen. Sie vergrub die Hände im Gesicht. Dann sah sie dazwischen hervor. »Ist es sicher, dass sie es waren?«

»Ich habe Blut in Xavers Bett gefunden.« Der Riss zog sich nun tief über die Wand hinter Nathalie. Hektisch berichtete ich ihr von Xavers Selbstmord sowie von seinem Gespräch mit Anton. Wie Laura und Trude versucht hatten, mich von der Suche nach Miriam abzuhalten. Für mich war es sicher, dass die Hexen um Miriams Verbleib wussten. Selbst das, was ich Trude in meiner Wut und Verzweiflung entgegengeworfen hatte, nämlich dass sie das Kind für ihre Magie missbraucht hatten, war inzwischen eine handfeste Möglichkeit geworden. Zumindest war es meine beste Vermutung. Immerhin gestützt vom blutigen Laken und von Xavers Erinnerung an das wimmernde Kind. Insgesamt betrachtet war es wirklich nicht blöd.

Als ich fertig war, bestand die Wand bereits aus schwarzen Knötchen.

»Was ist das?«, fragte Nathalie abwesend.

»Gevatter Tod. Er holt mich. Ich muss deine Träume verlassen.«

»Nein. Ich brauche dich jetzt.« Sie griff nach meiner Hand, zerdrückte sie fast. Es fühlte sich so gut an. Doch ich musste hier heraus. Dringend.

»Hör mir gut zu. Die Hexen halten still, aber die anderen Mitglieder der Familie Wolf sind kurz vor dem Zusammenbrechen. Es braucht nur noch eine Kleinigkeit. Bald reden sie.«

»Papa hat so viel für sie getan.«

»Dann findest du erst recht etwas.«

»Müssen wir wirklich ihr Leben zerstören?«

»Es ist das Einzige, was ich kann.«

Sie dachte nach. Und stieß mich aus ihrem Traum.

Ich krachte gegen die Wohnwand. Zerstob. Fand wieder zusammen. Wand und Boden, ja selbst die Möbel hatten sich tiefschwarz verfärbt. Teilweise verschwanden bereits die Konturen des Raums. Sterne funkelten.

Gevatter Tod brachte die Ewigkeit mit.

Mich schauderte.

Irgendwo knallte ein Aktenordner auf einen Tisch. Das musste Nathalie sein. Meine Nathalie! Da hatte ich jemanden wie sie gefunden und musste sterben. Doch wenn es so war, wollte ich das wenigstens nicht allein durchstehen müssen. Ich wollte ihr nahe sein, während es geschah.

Ich torkelte über den schwarzen Boden, dabei hatte ich ständig das Gefühl zu fallen. Mit jedem Schritt wurde ich unsicherer. Tastend und oft genug in die Leere greifend, fand ich unter einem dunkel funkelnden Türstock hindurch und hinaus auf den Gang. Am Boden dort sah ich noch einige Bruchstücke aus Fliesen und Fugen.

Nathalie saß im Arbeitszimmer, vor sich den aufgeschlagenen Ordner. Ich beugte mich über sie, sog den Himbeergeruch ein, der aus ihren Haaren aufstieg. Dann zwickte mir der Magen. Es wurde heftiger. Ich krümmte mich und ein metallischer Geschmack schob sich an meinem Gaumen vorbei. Er fiel mir auf die Zunge. Schnell schluckte ich ihn hinunter.

Doch das war genau falsch. Meinen Körper durchlief ein heftiges Beben, mich verließ jede Kraft und ich rutschte zu

Boden. Mit den Fingern suchte ich auf den Dielen halt, doch an einer schwarzen Linie fasste ich ins Leere.

Die Zeit tropfte mir davon.

Die Tür des Arbeitszimmers verschwand im Sternenhimmel. Es war ein kalter, steriler Nachthimmel. Nicht einmal eine Andeutung farbiger Nebel, nur perfekte Dunkelheit sowie gelegentliche Sterne. Ich zog mich an Nathalies Stuhl hoch. Jetzt noch bei ihr sein.

Ich streichelte ihren Arm. Sie tastete gedankenverloren nach meiner Hand und griff hindurch.

Tiefschwarze Fäden durchzogen den Tisch. Sie zuckten Nathalies Konturen entlang. Frischer Wind kam auf.

»Was ist das?«, fragte sie. Ein nachthimmelschwarzer Sternenbrief steckte zwischen den Ordnerkonturen, die gänzlich verschwanden, noch während ich hinsah. Nathalie zog den Brief heraus. Ich erkannte ein Stück des Umschlags und wusste: Es handelte sich um Antons Rechnung. Dann verschluckte die Dunkelheit auch den Brief. Nathalie griff nach ihrem Messer, das schon halb in Schwärze versunken war, und schnitt in der dunklen Luft herum. Ihr Gesicht warf tiefe Schatten, ihre Haarspitzen gingen in den Sternenhimmel über.

Etwas Fremdes schob sich in meinen Magen und weitete ihn.

Wieder wanderte der Metallgeschmack die Speiseröhre entlang nach oben. Erneut wurde mir schlecht.

Ich fiel auf die Knie. Ich streckte mich, den Stuhl zu erreichen, doch meine Hand fuhr durch Leere.

»Das ist ja seltsam«, flüsterte Nathalies ferne Stimme. Ihr Mund bewegte sich weiter, aber der Rest ihres Kopfes verschwand.

Was für eine tapfere, herzensgute Frau sie war.

Danke, dachte ich. Du hast bestimmt etwas gefunden. Nun ist ein guter Zeitpunkt für mich, Abschied von dir zu nehmen.

Ich liebe dich, dachte ich noch und war selbst überrascht.

Der Raum, der Tisch, Nathalie – alles war verschwunden.

Über und unter mir erstreckte sich endlose Schwärze.

Doch ich fiel nicht.

Ein wenig entfernt schälte sich etwas aus den Sternen. Es zeigte Konturen, die sich ständig auflösten, dass man vom Hinsehen hätte wahnsinnig werden können. Es war eine Kutte. Sie kleidete ein kleines, gedrungenes, gebücktes Männchen. In dem kaum ansehbaren Schwarz versteckten sich ein betongelbes Gesicht, rund und zugleich eingefallen, sowie dürre Hände der gleichen Hautfarbe.

»Bist du Gevatter Tod?«, fragte ich.

Etwas von ihm.

»Ist das eine Eigenart von Zeichnern? Diese Stimme im Kopf?«

Ich hole meinen Lohn.

Er streckte die Rechte aus. Ein leichter Wind kam auf, zog um mich herum und floss mir durch die Poren in den Körper hinein. Ich fror schlimmer als in der Eiswelt mit der Fratze. Feine Plättchen lösten sich mir von der Haut und zerrannen in der Luft. Wo sie verschwunden waren, juckte es wahnsinnig.

Das war es also.

Da hatte ich den ganzen Weg gemacht, damit Gevatter Tod mich zerstückelte wie der Reiniger. Ich lachte bitter auf. Warum habe ich mich nicht gleich in den Nebel geworfen? Es hätte mir zumindest viel Hoffnung erspart.

Der Wind hielt inne.

Du zürnst dem Reiniger?

Ich blickte auf. »Ich ›zürne‹ ihm? Meinst du das ernst?«

Sprich frei.

»Seit ich gestorben bin, lebe ich in einem Gefängnis. Der Reiniger treibt mich vor sich her. Die Menschen ignorieren mich oder sehen mich als Krankheit. Laura hat mich mit ihrer blöden Zauberei zu ihrem Sklaven gemacht. Ich –«

Der Gevatter hob seine Hand. *Willst du, dass es endet? Ich beende es für dich. Das Nicht-Sein birgt Freiheit in sich.*

»Nein! Ich will – ich will sein. Bitte.«

Doch wie wirst du deinen Knechtern gegenübertreten? Wirst du ihnen folgsam sein?

»Nein! Niemals. Wenn ich könnte, würde ich sie alle büßen lassen. Für all das, was sie mir angetan haben.«

Ungeachtet jedweder Kosten?

Ich stutzte. »Ja, eigentlich schon.«

In diesem Fall werde ich dich zurücklassen. Nun gib mir meinen Lohn.

Gevatter Tod ballte die Hand zur Faust.

Etwas bewegte sich in mir.

»Bitte«, stammelte ich.

Dann reckte sich, von einer fremden Kraft getrieben, mein Hals aufwärts.

Ich spuckte eine Münze in die Luft.

Doch sie blieb nicht allein, denn ein dürrer, an allen Stellen zerbissener Arm schob sich mir aus dem Mund und versuchte, das Geldstück zu greifen. Mein Rachen barst beinahe, der Kiefer knackte bedrohlich.

Die Münze allerdings landete in der ausgestreckten Hand des Männchens und verschwand klimpernd in einen kleinen Beutel an seiner Kutte.

Bei unserem nächsten Treffen biete sie mir an.

Ich wollte etwas fragen, aber mit Xavers verdorrter Hand, die jetzt kraftlos aus meinem Mund hing, konnte ich mich nicht gut artikulieren.

»Wawum i Münnfe?«, fragte ich.

Ich kannte natürlich Geschichten. Alte Religionen berichteten von einem Fährmann, der an einem Grenzfluss zwischen dem Reich der Lebenden und dem der Toten hauste. Er sammelte die Seelen der Verstorbenen auf, um sie über den Fluss zu bringen. Damit diese die Überfahrt bezahlen konnten, legte man den Leichen eine Münze auf die Zunge.

War es das?

Er nickte. *Der Lohn ist gleich seit dem Zeitalter der Helden.*

»Fonf nichf?«

Nein. Sonst ist nichts mehr gleich.

Jetzt verstand ich, warum er mir half.

Er war tatsächlich dieser Fährmann aus den Geschichten, war es schon immer gewesen. Irgendwann in der Vergangenheit hatte er seine Aufgabe geliebt. Doch seitdem war viel geschehen. Heute passte es ihm, wenn die Seelen mitkamen. Doch es war ihm gleich, falls nicht. Er machte die Arbeit nur noch wegen seines Lohns und hatte innerlich gekündigt. Indem er mich zurückließ, zeigte er seinem Chef den Stinkefinger.

Er lächelte eisig.

»Wem dienf du?«, fragte ich. Aber ich wusste die Antwort schon.

Dem Reiniger.

Er sprach es aus, dann zerpflückte ihn der Wind.

Die Sterne verschmierten zu grauen Strichen und formten eine Decke. Der Boden gab weich nach. Unter mir ertastete ich schmiegsame Bettwäsche. Ein Kissen.

Ich war im Traum.

Oder in einer Erinnerung.

In meiner Mundhöhle tasteten mir knochige Wurmfinger umher, Kopfhaar kitzelte an der Rückseite meines Gaumens. Ich schüttelte mich und schluckte alles hinab. Einen Moment lang war Ruhe und ich genoss das Bett, doch dann verfettete meine Haut, Haare fielen mir aus, Altersflecken erschienen auf meinen Armen und Händen.

Ich steckte in Xaver. An einem seiner Traumorte. In seinem Körper. Also bekam ich doch noch eine Gelegenheit, ihn zu befragen.

Wer hätte das gedacht.

Damit war der leibhaftige Gevatter mein geheimer Komplize. Ich lachte laut auf. Jetzt würde ich sie alle fertigmachen.

Ich sah mich um und – keine große Überraschung – fand mich in Xavers Wohnung wieder. Die Konturen in feinen Linien angedeutet, das Bett in bunten Strichen, der Rest in Grau. So wie ich vorhin vor dem Gevatter gekniet hatte, kniete ich nun auf der Bettdecke. Ich ließ mich zurückfallen. Ich genoss, wie die Matratze nachgab, und streckte die Arme aus.

Ich berührte Haare.

Es war ein schwarzer Kinderschopf.

Miriam.

Das Mädchen lag unter einer Decke. Es wimmerte.

Ich schreckte auf. Woran auch immer er sich beteiligt hatte, ich wollte es nicht tun, selbst im Traum nicht. Ich wand mich. Xavers Leib zog an mir. Für einen Moment war ich mir darüber im Unklaren, ob ich aus ihm entkommen konnte. Doch schließlich, mit einem Ruck, stolperte ich über das Parkett.

»Ich bin tot«, fragte Xaver hinter mir, »stimmts?«

Ich stutzte. »Klar. Was sonst?«

»Hab ich mich also tatsächlich umgebracht.« Er rieb sich über den Hals. »Wer weiß, wofür es gut ist.« Dann ließ er die Schultern hängen. »Sieht man was?«

»Was denn?«

»Striemen, zum Beispiel. Weil ich mich ja erhängt hab.«

Ich schüttelte den Kopf. Was redete er da? »Wo ist Miriam?«

Er zögerte. »Sie ist doch – neben mir?«

»Auf kluge Sprüche zeige ich heftige allergische Reaktionen.«

Er stutzte. »Das – stimmt, das war ja schon letzte Woche. Wo bin ich? Bin ich in der Hölle?«

»Das hier? Das ist eher ein Traum. Die Miriam neben dir ist ein Traumgebilde. Alles hier geschieht in deinem Kopf. Der in meinem Bauch ist. Glaube ich. Ich mache das auch zum ersten Mal.«

Kurz sah er mich an, dann blickte er durch mich hindurch. »Hat Mama also immer recht gehabt.«

»Jaja, es gibt den Teufel und den Tod und allerlei Weiteres. Wo ist jetzt Miriam?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du weißt nicht, wo sie ist?«

Er schüttelte den Kopf.

»Himmel noch mal!« Ich lief im Raum auf und ab. »Darum hab ich dich doch gefressen! Na gut, vielleicht nicht nur darum. Aber dann sag mir wenigstens, was du weißt.«

Er stutzte. Dann zuckte er mit den Schultern.

»Ulrike – ich zeig es dir besser.« Er fummelte an seiner Hose herum, um einen Zettel daraus hervorzuziehen. Es war ein abgerissenes Stück Blockpapier. Kariert. »Du bist eines von Lauras Gespenstern, stimmts? Ich hab mal gehört, wie

Mama Laura deswegen geschimpft hat. ›Ständig diese Toten‹, irgendwie so was hat sie gesagt. Aber die beiden waren gleich still, als sie mich gesehen haben.«

Ich räusperte mich. »Wann war das?«

»Ach, immer wieder anscheinend. Dass Trude Laura angeschnauzt hat, das ist ein halbes Jahr her oder so.«

Ich rieb mir die Stirn.

Dass Laura mich darüber auch noch getäuscht hatte ... nun, was sollte es eigentlich. Frauen redeten Männergeschichten eher klein. Und als Hexe, war mein Eindruck, log man insgesamt viel.

»Ich bin eine freie Seele«, sagte ich, halb zu Xaver, halb zu mir. »Kein Gespenst. Das ist etwas anderes.«

Für Laura war es auch nicht das Gleiche.

»Und du hast mich gefressen?«

»Ich bin selber tot. Als du dich umgebracht hast, war ich bei dir. Ich wollte wissen, was passiert ist.«

»Dann muss ich vielleicht nicht in die Hölle. Das wäre schön.« Er hob mir die Notiz hin. »Den Zettel hat Ulrike Miriam zugesteckt, als sie ausgezogen ist.«

Ich las: »Wenn was mit dir ist. Ulrike.« Es folgte eine Telefonnummer.

»Sie ist an allem schuld«, sagte er.

»Die Nachbarin?«, fragte ich.

»Ja.«

»Ulrike hat Miriam entführt?«

Er schüttelte heftig den Kopf. »Nein. Natürlich nicht. Doch es wäre sicher besser gewesen. Nach ihrem Auszug ...« Er brach ab und schluchzte. Er zog die Bettdecke vom Kind, jetzt weinte er richtig. Verbände kamen hervor, dick um Miriams Hände gewickelt.

Blutdurchtränkt.

»Wow.« Mein Reflex war, hinzugehen, zu helfen, einen Notruf abzusetzen. Aber es war nur eine Erinnerung. Es war bereits geschehen.

Was hatten die perversen Hexen mit Miriam angestellt?

Xaver rieb sich die Tränen aus dem Gesicht. »Komm mit.«

Wo seine Füße auftraten, nahm das Parkett kalte Farben an. Doch nur für einen Augenblick. Denn sobald er den Fuß wieder vom Boden löste, dauerte es noch ein, zwei Schritte länger, schon ging der Fußabdruck erneut in das Grau des restlichen Bodens auf.

Ich folgte Xaver.

Der Rahmen der Wohnungstür war farblos wie der Rest des Raums, doch als Xaver vorbeistrich, nahm er die gleiche Farbe an wie in der Menschenwelt. Die frischen Schäden waren nicht zu sehen. Die Tür selbst fehlte ganz.

Xaver wandte sich nach rechts zu Lauras Wohnung. Auch ihre Tür war verschwunden, der Gang grau. Die Handabdrücke an der Wand strahlten jedoch in den buntesten Farben, auch greller, als ich sie in Erinnerung hatte.

»Ich kann eigentlich nur raten, was passiert ist«, sagte er. »Aber ich kenn sie doch alle beide. Ich stell es mir so vor: Fine spült ab und hört diese New Age Musik.«

Er zeigte in die Küche. Da stand sie, ganz farblos. Sie trug eine Schürze und strich mehr über einen Topf, als dass sie ihn reinigte.

Sanfte Klavierklänge, lebhafte Streicher, alles sehr laut.

»Fine ist glücklich. Ulrike hat nämlich am Vormittag ihren letzten Koffer nach unten getragen. Es ist heute vor einer Woche.«

Xaver atmete tief ein, blickte mich nur kurz an, dann ging er weiter durch den Gang. Ich folgte ihm zur Wohnzimmertür. Sie war geschlossen.

»Warst du schon mal in Fines Wohnzimmer?«, fragte er.

»Ich habe Laura besucht«, antwortete ich.

Er nickte. »Der große, alte Holzschrank, ist der dir aufgefallen?«

»Der mit der kaputten Front?«

Er öffnete die Tür.

Miriam kauerte auf dem Sofa. Sie klickte durch das Fernsehprogramm. Ich hörte keinen Ton aus dem Wohnzimmer, doch aus der Küche klimperte weiterhin das Klavier und sphärische Klänge dröhnten. Das Kind legte die Fernbedienung weg und schlenderte geistesabwesend im Raum herum.

»Ich hatte sie mir aufgeweckter vorgestellt«, sagte ich.

»Normalerweise ist sie das auch. Aber, weißt du, heute hat sie sich von Ulrike verabschiedet. Wahrscheinlich ist sie recht traurig. Vielleicht fühlt sich grad alles ganz dumpf an.«

Miriam lehnte sich an den Schrank, drückte sich mit den Wangen an die Holzfront. Trat mit einem Fuß gegen den Schrankfuß.

»Jetzt passiert es.« Er wandte sein Gesicht ab. »Vielleicht hat sie den Schrank auch gar nicht berührt.«

Es knackste laut. Ein Fußteil schoss über den Boden.

Der Schrank kippte auf die Ecke.

Miriam zog ihren Fuß gerade noch weg.

Das Möbelstück bohrte sich in das Parkett.

Einen Moment lang stand es schräg im Raum. Das Mädchen hielt mit kleinen Händen dagegen. Natürlich hatte sie nicht genug Kraft. Sie drückte sich an den Schrank, krallte sich immer noch hinein und versuchte, ihn vor dem Umfallen zu bewahren.

Er riss sie mit.

Er landete auf ihren Fingern.

Streicher und Klavier spielten weiter.

KAPITEL 20

Wir standen erneut in Xavers Zimmer. Ich sah ihn nicht an, weil ich nicht genau wusste, was ich ihm antun würde, sollte ich meine Beherrschung verlieren. Bilder geisterten mir im Kopf herum.

Bilder für später.

»Hol sie«, sagte ich.

»Du tust ihr doch nichts?«

»Jetzt!«

Für einen Moment lag Stille über dem Raum.

Dann hämmerte jemand an die Wohnungstür.

»Machst du auf«, hörte ich Trude, »Mach gleich auf, sonst wirst du was erleben.«

Er räusperte sich.

Das war wohl das Zeichen. Also trat ich zur Tür.

Die Alte trug, wie immer, ihre blaue Trachtenjacke.

»Du?« Sie packte ihren Gehstock am Schaft, dann drückte sie mir den Griff ans Kinn. »Noch mal entkommst du mir nicht.«

Ich musste lachen. »Das hat heute erst eine andere Hexe zu mir gesagt.«

Sie zögerte irritiert, doch sie fasste sich schnell. Sie holte mit dem Stock aus.

Ich blieb stehen. Wie ein Mann erwartete ich ihren Schlag. Obwohl ich nicht wusste, ob es funktionieren würde.

»Warum zitterst du nicht?«, schrie sie.

»Los, machen Sie schon.«

Sie schob ihr Kinn vor und stieß den Stock in mein Gesicht.

Ich japste und stolperte zwei Schritte zurück.

Dann tastete ich über mein Gesicht. Haut, Knochen, Augen. Alles ganz.

Ich grinste erleichtert. Sie konnte mir hier nichts tun.

Gut.

Ich packte ihren Krückstock.

Sie versuchte noch, ihn zu halten, doch ich bog ihn ihr aus der Hand. Sie kreischte wütend und rieb sich das Gelenk.

Ich schubste sie gegen die Tür.

Sie blickte mir gefasst entgegen. »Du zeigst dein wahres Gesicht, gell? Was magst du von mir?«

Ich hielt inne. Was ich mit ihr anstellen wollte, war, sie niederzuschlagen, sie zu zermalmen, sie nie mehr aus den Träumen zu lassen. Doch egal, was ich ihr zuleide tat, sie würde mir niemals verraten, was sie Miriam angetan hatte. Also störte sie in Xavers Erinnerungen. Mein Ziel war es, sie loszuwerden.

Mal sehen, wie es lief.

Ich deutete ins Wohnzimmer. »Es ist wegen ihm.«

Xaver rief zu uns in den Gang: »Mama, es ist anders, als du denkst.«

»Was glaubst du, dass ich denk? Steckst du mit dem Traumteufel da unter einer Decke? Dass ich des auf meine alten Tage noch erleben muss. Dass du damit leben kannst, wenns mir so geht.«

Oh.

Ich hatte nicht gedacht, dass sie es mir so einfach machen würde.

Na, die Vorlage musste man verwandeln.

Ich sagte: »Konnte er nicht.«

Sie starrte mich an. »Sag des noch mal, du ...«

»Er ist tot.«

»Du hast mein Kind umgebracht?«

Ihr wich die Farbe aus dem Gesicht. Sprichwörtlich.

Und sie verschwand aus dem Traum.

Perfekt.

»Noch mal!«, rief ich nach hinten.

»Ich will das nicht«, sagte Xaver.

Ich drehte mich um. »Wen interessiert das?«

Er blickte weg. »Okay.«

Jemand hämmerte an der Tür.

»Machst du auf«, schrie Trude von draußen, »Mach gleich auf, sonst wirst du was erleben.«

Ich trat zur Seite.

Xaver öffnete die Tür.

Die Alte, mit grauem Gesicht und grauer Jacke, ignorierte mich. Sie schob sich an uns beiden vorbei. »Was ist hier los?«

Xaver folgte ihr.

Sie sah Miriam im Bett liegen. Ihre linke Hand war frisch verbunden. Die Rechte war verkrustet und deutlich angeschwollen. Trude stutzte, dann drehte sie sich zu Xaver zurück und gab ihm eine schallende Ohrfeige.

Ich setzte mich auf die Couch und stützte das Kinn auf meine Fäuste. Ich war froh, dass ich so wütend war. Denn bei dem Gedanken, was mich hier erwartete, wurde mir unwohl.

»Du bist ja an Blödheit nicht zum Überbieten. Die Fine auch, oder? Wie lang geht des schon?«

»M-Mittwoch.«

»Vier Tage? Magst du, dass sie –« Sie hielt mitten im Satz inne und blickte zu Miriam. Das Gesicht der Kleinen war bleich. Sie wirkte abwesend.

Leise fuhr Trude fort: »Hast du dir eigentlich überlegt, was euch blüht, wenn des rauskommt?«

»Mama, ich hab Angst gehabt, dass du dir Sorgen machst. Weil, das Krankenhaus ... Obermüller ...«

»Was hast du ihr gegeben?«

»Bloß Schmerzmittel.«

»Bloß Schmerzmittel«, flüsterte sie. Dann packte sie ihn am Hemdkragen und zog ihn zu sich herunter. »Rühr dich ja nicht vom Fleck.«

Sie huschte hinaus. Wenig später kam sie mit einem Picknickkorb voller Medikamente und Verbandszeug zurück. Sie setzte sich auf die Bettkante zu Miriam, dann breitete sie ein kleines Handtuch neben ihr aus. Sie zog Einmalhandschuhe über.

Das Mädchen war aufgewacht, hatte aber kaum Kraft. Es versuchte, den Arm von der Alten wegzuziehen, Trude jedoch blieb hartnäckig. Die Hexe wickelte den Verband von Miriams linker Hand ab. Das Mädchen stöhnte leise.

»Sch.« Trude hielt inne und strich Miriam über die Wangen. Dann fuhr sie fort. Als sie fertig war, legte sie den Stoff auf das Handtuch.

Miriams Hand war von Blutergüssen übersät. Als Trude die Fingerspitzen anstupste, zog das Kind sie ein.

»Die Linke sieht gut aus«, meinte die Alte.

Dann machte sie sich an die rechte Hand. Die ersten Lagen des Verbands klebten an Miriams aufgequollenem Fleisch. Darunter erschienen drei schwarze Fingerkuppen, nur Daumen und kleiner Finger waren gesund. Trude stoppte. Ihre Schultern bewegten sich leicht auf und ab. Lautlose Tränen huschten ihre Wangen hinab. Xaver stand weiter in der Ecke.

»Du bist mir ein Sohn«, flüsterte sie. »Nur dein Vater war ein größerer Taugenix. Des arme Kind.« Sie wischte sich die Tränen mit den Oberarmen ab, danach tippte sie an der noch

halb eingewickelten Rechten gegen alle Fingerspitzen. Bei den schwarzen Fingern reagierte Miriam nicht. Trude befühlte mit dem Unterarm die Stirn des Mädchens. »Ein ganz ein kräftiges Kind ist des. Wenn sich die Entzündung groß ausgebreitet hätt, hätt sie schon lang ein schweres Fieber. Oder wär bereits tot. Vier Tage!« Dann holte sie ein Kästchen mit OP-Besteck hervor. Sie griff nach einer Verbandsschere und schnitt in den Verband ein. Stück für Stück trennte sie den festgeklebten Stoff von Miriams Hand. Darunter lag blutverkrustete Masse. Die Alte seufzte. »Des hab ich lang nicht mehr gemacht.« Und zu Miriam: »Des wird jetzt ein wenig zwicken.« Trude nahm ein kleines Fläschchen steriles Wasser, dazu ein Tuch, und wischte über die Masse. Miriam erzitterte.

Xaver vergrub das Gesicht in den Händen. »Wie wird es ihr gehen?«

»Leben wird sie.« Trude kramte eine eingepackte Spritze aus ihrem Korb und füllte sie mit Flüssigkeit aus einem weiteren Fläschchen. Dann setzte die Alte die Spritze an der Achselhöhle des Kindes an. Sie wollte es örtlich betäuben, das war ganz klar. Aber wie kam sie an Betäubungsmittel? Woher hatte sie die Erfahrung, Miriam an der Hand zu operieren?

Oh.

Ich erinnerte mich daran, was sie Becca nachgerufen hatte: »Die Verstümmelten hab ich versorgt. Mit fünfzehn.«

Jetzt wusste ich, was sie vorhatte.

Nur nicht zum Arzt gehen.

Die Staatsmacht da raushalten.

»Willst du sagen«, fragte Xaver, »wenn ... was machen wir mit ihr? Wenn es jeder sieht?« Er wurde bleich. »Das darf doch keiner wissen.«

»Was magst du denn machen?«, fragte Trude spitz. Sie legte die Spritze neben die benutzten Verbände und die blutge-

tränkten Stoffe. Sie hatte das Blut an Miriams Hand weggewischt, dicke Blutergüsse sowie einige offene Quetschungen waren übrig geblieben. Das würde alles verheilen. Aber die Fingerspitze des Zeigefingers war pechschwarz, ebenso die vorderen Glieder von Mittel- und Ringfinger. Selbst graue Flecken sah ich schon. »Eins ist gleich klar. Sie wird dir nicht bleiben.«

»Wie meinst du das?«, fragte er.

»Entweder nimmt man sie dir weg oder sie geht von allein.«

Xaver glotzte sie an.

Miriam beruhigte sich. Sie lag fast friedlich da.

»Des ist dir dann aber egal, weil du kommst ins Gefängnis. Und deine Zigeuner, die hexen dir einen Kropf an. Wennst Glück hast.« In aller Ruhe nahm sie ein Flambiergerät in eine Hand und begann, OP-Besteck zu desinfizieren.

Eine Pinzette.

Ein Skalpell mit breiter Schneide.

Eigentlich eine gute Idee, das mit einem Flambierbrenner zu machen.

Ob sie ihn wieder verwenden würde, sobald sie das nächste Mal Crème brulée zubereitete?

»Mama, was ist ... wir könnten doch jetzt gleich den Arzt anrufen?«

»Der kann auch nicht mehr machen wie ich. Außer, dass er zusätzlich die Polizei ruft. Des kann er freilich schon.«

»Aber vielleicht ist es das Beste für Miriam?«

»Ja, sicherlich. Für die Miriam ist es des Beste.« Sie legte den Brenner zurück und zog ihre Handschuhe aus. »Dann melden wir uns also beim Obermüller. Dich wird er mitnehmen. Genauso die Fine. Der Anton und die Laura werden ohne euch auskommen. Die Miriam wird man ins Waisen-

haus zurückstecken. Oder ist ihre Mutter inzwischen wieder aus dem Zuchthaus draußen?«

»Mama! Ich will nicht ins Gefängnis.«

»Was sonst, Bub?«

»Wir – vielleicht müssen wir niemandem was erzählen?«

»Freilich. Wir sagen nix. Wir lassen sie da, bei uns. Wir zeigen sie auch keinem mehr, weil die Leute ja ihre Hände sehen täten. Und dann büxt sie uns aus, irgendwann einmal.«

»So erfährt es der Obermüller ja doch wieder!«

»Ach, gell?«

»Also darf sie nicht bleiben. Ich – weiß es. Wir schicken sie wo hin. In ein – anderes – Waisenhaus.« Er befeuchtete seine Lippen. »Wir zahlen Geld. Nie wird jemand fragen.«

Trude lachte grausam. »Des tätest du mit deiner eigenen Tochter machen?«

»Was soll ich denn tun?«

»Du kannst sie in kein Waisenhaus geben. Die sind sehr genau bei uns in Deutschland.«

»Ich meine nicht hier!«

»Die Zita kommt aus Rumänien, gell?«

»Mama! Zita ist in Deutschland geboren.«

»Ist Bulgarien besser?«

»Bulgarien ist – vielleicht ist es gut. Hat Anton nicht diesen Schwarzarbeiter aus Bulgarien, den – Dings?«

»Ist es dir ernst damit, Bub?«

Er blickte weg.

Und nickte.

»Dann gehst du jetzt.« Sie zog frische Handschuhe an. Dann nahm sie das Skalpell in die Hand. »Sag dem Anton, er soll mir in meine Wohnung raufkommen. Da wartet er dann auf mich.« Sie setzte am Ringfinger an, knapp unterhalb des ersten Fingerglieds. Dort, wo es nicht mehr schwarz war.

Xaver verließ das Zimmer.

Trude und Miriam verblassten.

Ich blieb im leeren, grauen Raum zurück.

Anton drückte Xaver gegen die farblose Wand mit den bunten Handabdrücken. Er hatte die Faust erhoben.

»Deine Frau hat es mir verboten«, rief Xaver.

»Verdammt, Fine!«, zischte Anton.

Fine entdeckte ich nicht gleich. Sie lehnte mit dem Rücken an der Küchenwand und starrte abwesend irgendwohin.

»Du hast gesagt, sie hätte sich nur erschreckt.« Wie Anton dreinblickte! Ich hatte noch nie jemanden so verzweifelt gesehen. »Das mit der Erkältung war auch eine Lüge? Das hast du sogar den Meyers erzählt.«

Xaver räusperte sich. »Mama will, dass du in ihrer Wohnung auf sie wartest.«

»Scher dich raus.« Anton schnaubte.

Xaver ließ sich nicht bitten, doch als er wieder im Treppenhaus stand, hielt ich ihn auf. Ich hatte inzwischen so viel Energie darauf verwandt, meine Wut herunterzukämpfen, dass es mir auf den Magen schlug. Das passte mir so weit, denn dieses Gefühl war ich gewohnt. Ich würde noch ruhig bleiben, bis ich alles wusste. Danach, ja, danach war diese Made dran. Ich fragte: »Weiter?«

»Anton hat sie am Abend abgeholt. Damit er sie ins Auto legen kann. Seitdem sieht man ihn kaum noch. Ständig ist er unterwegs, teilweise schläft er auswärts. Ich verstehe ihn nicht mehr. Er ist wie ausgewechselt.«

»Das meinst du ernst? Dein Bruder schafft deine Tochter ins Ausland und du erzählst mir, er wäre ›wie ausgewechselt‹? Das ist das Einzige, was dir dazu einfällt?«

Xavers Lippen bebten. »Ich vermisse sie doch auch.«

»Du bist der größte Abschaum, der mir je untergekommen ist.«

Er wischte sich Tränen aus dem Gesicht. »Ich habs doch nicht so gewollt.«

»Wo ist Miriam?«

»Das weiß ich nicht!«

Tatsache. Ich glaubte ihm.

Und es wurde auch langsam Zeit.

»Du hast Angst vor der Hölle, ja?« In meinem Inneren ließ ich der Wut nun freien Lauf, auf dass sie kochte und brodelte. Ich würgte sie als schwarzen Schleim hervor und spuckte sie auf den Boden. Sie fraß sich in die Fliesen des Treppenhauses, die Treppe hinab und in Wohnungen hinein. Xaver schrie und wich hastig vor dem gefräßigen, dampfenden See zurück. Ich ließ Wände und Treppen zerknittern, ein Gebirge aus scharfkantigem Stein um uns in die Höhe stoßen, und er stand mit dem Rücken zur Wand.

Ich lachte.

Ich blickte auf den See aus Pech zu unseren Füßen.

Und ich sagte zu Xaver: »Spring.«

Ich kletterte das Gebirge hinauf bis zum höchsten Punkt. Dort fand ich eine Treppe vor, der ich weiter aufwärts folgte, in eine dichte Wolkendecke hinein und durch diese hindurch. Oberhalb der Wolkendecke endete die Treppe an einer offenen Tür, aus der sanftes Licht schien. Ich ließ die Treppe verschwinden, dann trat ich durch den Türstock.

Im Raum war es dunkel. Darin stand ein Schreibtisch, auf den sich vielerlei Aktenordner türmten. Vor dem Tisch befand sich ein Stuhl, daneben ein Schrank, der mit einigen

Kleiderhaken zur Garderobe umfunktioniert worden war. Meyers Arbeitszimmer.

Ein sanfter Schimmer lag auf allen Oberflächen. Er drang durch das Fenster herein. Draußen war es Nacht. Im Treppenhaus von gegenüber brannte das Licht.

Mir fehlte etwas.

Dann schlug der Reiniger gegen das Fenster. Ich schrak auf, doch direkt im Anschluss freute ich mich irrsinnig, ihn zu sehen. Denn ich war mir nicht sicher gewesen, ob ich wirklich in die Menschenwelt zurückgekehrt war.

Jetzt hatte ich ein ganz gutes Gefühl.

Es blieb eine seltsame Vorstellung: In meinem Inneren lag eine kleine Welt aus Pech und Steinen, darin wurde ein fingernagelgroßer Xaver gekocht. Ah, nun blubberte es auf Höhe meines Magens. Als wollte mein Körper mich in meinen Träumereien bestätigen. Gedankenverloren strich ich mir über den Bauch.

Anton also hatte Miriam abgeholt. Das passte nicht recht zu meiner Idee eines Hexenopfers.

Mit der Art, wie Laura sich mir gegenüber verhalten hatte, fand es indessen gut genug zusammen. Ich sollte schwören, bei ihr zu bleiben, bis Miriam wieder auftauchte. Was nie geschehen würde. Haha.

Hm. Ich dachte auch an Trudes Wut, als ich sie mit Miriams Schicksal konfrontiert hatte. Ihr stilles Weinen am Bett des Mädchens.

Es fiel mir schwer, es zuzugeben, aber die Hexen waren unschuldig. Alle drei Hexen waren unschuldig. Das konnte doch nicht wahr sein.

Jetzt müsste ich eigentlich Anton in die Finger bekommen. Aber er hielt sich von seiner Familie fern. Wer konnte ihm das verdenken.

Fine wiederum war nutzlos, Becca und Hannes sicher auch.

Ich war an einer Sackgasse angelangt.

Natürlich blieb Trude. Aber ich hatte zu wenig Macht, um etwas aus ihr herauszupressen.

Und Laura – stimmt.

Laura war nicht so mächtig wie ihre Großmutter.

Gut, man konnte argumentieren, dass sie mich vor dem Reiniger gerettet hatte. Aber danach hatte sie mir ihre Nähe aufgedrängt und mich in ein Versprechen gezwungen. Zusammen mit der Alten hatte sie sogar versucht, mich zu vernichten. Ich schuldete ihr nichts mehr.

Es war an der Zeit, sie zu stellen.

Und sollte sie Miriams Aufenthaltsort nicht wissen oder ihn mir nicht sagen wollen, dann würde ich sie zwingen, ihren Vater herzuholen.

Das war ein solider Plan.

Sicher, Trude blieb weiterhin ein Problem. Ich hatte sie aus dem Traum geworfen, das war vielleicht schon Stunden her. Sie hatte bestimmt die Zeit genutzt, um eine Falle für mich vorzubereiten. Irgendwo hier im Haus.

Aber nicht bei Laura, dort würde sie mich nicht suchen.

So viel Niedertracht konnte sie mir nicht unterstellen.

KAPITEL 21

Ich stand im Treppenhaus vor der Wohnungstür der Familie Wolf und lauschte. Es herrschte eine gespenstische Stille. Auch von drinnen drang kein Laut heraus. Ein wenig unwohl war mir ja schon.

Aber mein Plan war gut.

Hoffentlich.

Ich löste meinen Körper auf. Irgendwo an mir spürte ich die Wölfe mit den Stupsnasen, bald berührte ich Bodenfliesen.

Die Handabdrücke vor Lauras Zimmer schienen mich packen zu wollen. Nur zögerlich trat ich an ihnen vorbei zu Lauras Tür und spähte hinein. Diffuses Mondlicht fiel durch das einzige Fenster, der Reiniger blockierte viel der Helligkeit. Die Bettdecke schien sich zu wölben. Aber ich war mir nicht sicher.

So stand ich, minutenlang.

Endlich ging im Treppenhaus gegenüber das Licht an.

Ich entdeckte Lauras feines blondes Haar auf dem Kissen. Sie lag auf ihrem Rücken und atmete unregelmäßig, als wäre sie eigentlich wach. Dabei drückte sie Miriams Teddybären. Außerdem hatte sie nun Giraffe, Elefant und Kauz am Kopfende ihres eigenen Bettes stehen. In dem Raum roch es leicht nach Angst, doch anders, als ich das sonst wahrgenommen hatte. Urtümlicher, tierischer. Lustvoller. Ich bewegte mich nicht und doch spürte ich Laura nun mehr, als ich sie sah. Ihre Haut. Ihr keckes Wesen.

Das Treppenlicht erlosch.

Ich schüttelte mich.

Gäbe es doch einen anderen Weg.

Ich schlich zur Schlafzimmertür ihrer Eltern. Diese war angelehnt, also drückte ich ein Auge hindurch. Großer Schrank, Doppelbett, Vorhänge zu und kaum etwas zu erkennen. Diesmal wechselte ich in meine Sicht. Eine leidlich schlanke, blasse Seele hatte sich in eine Decke gewickelt. Es war Fine. Sie schlief.

Antons Seite war leer.

Unruhig rieb ich mir das Gesicht. Ich hatte doch alles durchdacht, aber jetzt zögerte ich. Das war doch gar nicht meine Art.

Ich lief an der geschlossenen Badezimmertür vorbei in das Wohnzimmer. Wie von allein trat ich zu dem Schrank mit dem gebrochenen Bein. Mit den Fingern fuhr ich seine Front ab. Die Kratzer. Das abgesplitterte und angeklebte Holz.

Am Boden die gleichen Muster.

Was Xaver mir gezeigt hatte, war natürlich wahr. Und Laura wusste davon, sie wohnte schließlich hier. Sie hatte mich zu meinem Versprechen verführt, in dem Wissen, dass niemand Miriam jemals wiederfand. Wenn ich sie nun damit konfrontierte, dann würde sie vielleicht gestehen. Und im Anschluss erkennen, dass es besser war, mich laufen zu lassen. Dann würden wir es gut sein lassen. Alle beide. Man musste nicht immer ein Held sein. Oder?

Los jetzt, Junge. Bring es hinter dich.

An der Badezimmertür hielt ich inne. Warum war sie geschlossen? Ich horchte. Dahinter rauschte es rasselnd, wohl die Lüftung. Zur Sicherheit spähte ich durch das Schlüsselloch und ließ meine Sicht wirken. Bewegte sich darin schwarzer Stoff? Ja genau, ich ängstigte mich vor einem Handtuch. Klar, ich konnte sichergehen. Statt Laura zu stellen, im Badezimmer ein Handtuch überprüfen.

Wem machte ich was vor.

Ich schämte mich.

Als ich mir das eingestand, wurde mir leichter.

Ich trat zurück zu Lauras Zimmer. Vor dem Türstock blieb ich stehen.

Draußen hatte sich der Reiniger zurückgezogen. Etwas Mondlicht fiel auf die Türschwelle sowie auf Kreidestriche davor. Das ließ mich stutzig werden. Am Boden erkannte ich eine gezogene Linie, auch einige Zeichen, die denjenigen ähnelten, mit denen Trude und Laura versucht hatten, mich einzusperren. Hatte Laura mich etwa ausgesperrt, um ruhig schlafen zu können?

War ich hier der Bösewicht?

Wahrscheinlich schon.

Ich fuhr die Linie nach. Sie begann an einer Seite des Türstocks. Doch endete sie kurz vor der anderen. Dort lag eine Kreide. Vorsichtig schob ich eine Hand durch die Öffnung. Ich spürte keinen Widerstand.

Die Zeichnung wirkte nicht.

Das arme Mädchen. Laura hatte versucht, sich vor mir zu schützen, aber dabei hatte sie ihr Vorhaben vor der Großmutter geheim gehalten und es vermasselt.

Ich seufzte.

Lauras Atem verstummte.

Sie flüsterte: »Ben?«

»Laura?« Ich trat in den Raum. Ich schnüffelte. Irgendetwas war seltsam an dem Angstgeruch, den sie verströmte.

Sie tastete nach dem Lichtschalter. Dann zögerte sie und ließ es doch beim Zwielicht im Zimmer bewenden. Sie setzte sich auf. Miriams Teddy legte sie beiseite. Unerwartet laut sagte sie: »Ben, ich sehe dich.«

»Klar«, sagte ich. »Warum solltest du mich nicht sehen?«

In der Mitte des Raums lag weiterhin dieser Hochflorteppich.

Mir grauste vor dem stechenden Ding, noch mehr vor dem Kreis, den sie darunter für ihre Opfer gezeichnet hatte.

Ich trat behutsam daran vorbei. An ihrem Bett blieb ich stehen.

»Laura«, sagte ich. Ich merkte, wie dünn meine Stimme klang. »Ich habe herausgefunden, dass du an Miriams Verschwinden beteiligt bist. Du hast mich etwas versprechen lassen, das ich nie –«

»Du magst, dass ich dich von deinem Versprechen befreie.« Sie wandte ihren Kopf ab, so viel erkannte ich in der Dunkelheit. Vielleicht sah sie in diesem Moment zu den Stofftieren und erhoffte sich Hilfe. Siebzehn Jahre alt und doch noch so jung. Laut sagte sie: »Das weiß ich schon, Ben. Ey, warum hast du mir das blöde Versprechen bloß gegeben!«

»Du kannst mich immer noch wo hinbringen.«

»Nein, Ben, das geht jetzt nicht mehr.«

»Weil ich ein Mitwisser bin?«

»Ben ...«

»Dann hilfst du mir halt nicht.« Ich zögerte. Jetzt hatte ich nur noch meinen Plan. Ich musste da durch. »Also erzähle ich dir, was ihr getan habt.«

Eine überraschte Pause folgte.

Ich sagte: »Eure Aussage, Anton hätte Miriam weggebracht, war ein Vorwand, um Xaver zu beruhigen. In Wirklichkeit hat das Mädchen das Haus nie verlassen. Ihr habt das von langer Hand vorbereitet. Ihr habt sie hierhergelockt und dann geopfert, wie deine Insekten und Trudes Schwein.« Vorsichtig tippte ich mit den Zehen den Teppich an, unter dem Lauras Opferkreis lag.

Sie sagte leise: »Ey, du bist doch komplett gaga.«

»Ich weiß es. Und ich komm hier raus, so viel ist sicher. Die Frage ist nur, ob du mitmachst oder nicht.«

Sie verschränkte die Arme und presste ihren Rücken tiefer die Dunkelheit hinein. »Alles klar.«

»Laura, wenn du mir meine Freiheit nicht zurückgibst, dann suche ich deinen Vater. Ich packe ihn und finde ich heraus, wo Miriam ist.«

»Mensch Ben, du hast grad gesagt, Papa hätte damit gar nichts zu schaffen.«

»Lass es uns doch herausfinden. Irgendjemand von euch lügt. Und ich hole mir meine Freiheit zurück.« Ich atmete schwer aus. »Ich weiß, was ich kann. Außerdem hast du weniger Kraft als Trude. Ich bringe dich dazu, nach deinem Vater zu schreien.«

Sie schwieg. Saß da. Bewegte sich nicht.

Erst roch ich ein bisschen Wut und Eisen, plötzlich schwappte es heftig durch den Raum, dass mir schummrig wurde.

Sie schrie: »Mensch, das ist dein Plan? Du Mega-Opfer. Oma hatte so recht mit dir!«

Ich schüttelte mich, schlug mir gegen den Kopf. »Raus aus meinen Gedanken! Du wolltest mich umbringen.«

Der Wutgeruch verebbte. Sie schluchzte auf. Dann sagte sie müde: »Ich hab heut früh auf dich gewartet. Beinah wär ich zu spät zum Unterricht gekommen.«

»Was?«

Sie weinte jetzt.

Ich stand wie blöd vor ihrem Bett. Nach dem ersten Schreck wollte ich ihr sagen, dass das gar nicht hätte funktionieren können. Weil doch die Teufelshexe für Xaver gekommen war. Ich hätte nie am Hauseingang bleiben können, um Laura zu treffen. Aber darum ging es hier gar

nicht. Es ging darum, dass Laura mir zu keinem Zeitpunkt etwas Böses gewollt hatte.

Ich setzte mich an ihr Bett und vergrub das Gesicht in den Händen. Das war einfach zu viel.

»Ich weiß nicht mehr weiter«, sagte ich.

Ich lehnte meinen Kopf an ihre Schulter.

Sie versteifte sich einen Moment, dann nahm sie mich in den Arm. Drückte fest.

Und schrie.

Das Licht im Flur ging an.

Ich fuhr auf, aber sie presste meinen Kopf an ihre Brust. So sah ich den Hamsterkäfig.

Er stand auf der Kommode uns gegenüber. Er war viel zu klein für einen einzelnen Hamster, geschweige denn für mehrere. Aber nicht nur eines, sondern sogar drei Tiere waren darin eingequetscht, eng an eng nebeneinander. Und weil Laura weiter schrie, quiekten sie nun ebenfalls. Sie waren es, die den tierischen Angstgeruch ausstießen.

Ich hörte Fine: »Kind, was ist denn?«

»Geh ins Bad!«, schrie Laura.

Ich wurde schrecklich nervös. Heftiger nun, ja, so stark ich konnte, zerrte ich an Lauras Griff, aber der wurde nur eiserner dadurch. Mir dämmerte der Ernst meiner Lage, auch Panik kam hoch, deshalb schüttelte ich mich bald in Lauras Armen, zog am Bett, schlug gegen das Kissen und die Stofftiere.

Die Giraffe bewegte sich ein kleines Stück.

Fine sog die Luft ein. »Kind, mein Gott! Du hast doch nicht ...«

»Mama! Geh! Ins! Bad!«

Ich stieß hervor: »Laura, wofür habt ihr die Hamster? Lass mich –«

Dann verstummte ich. Ich sah nämlich, was hinter dem Stofftier verborgen war. Ich wusste nun, weshalb Laura das Licht nicht eingeschaltet hatte. Warum sie so laut gesprochen hatte.

Ihre ganzen Lügen!

Sie hatte mir eine Falle gestellt.

Denn hinter der Giraffe stand ein Babyfon.

Und damit war es klar.

Im Bad befand sich das Empfangsgerät. Und ich Dummkopf war noch vor der Badezimmertür gestanden. Ich hatte Trudes Atmung für die Lüftung und ihre schwarze Bändchenseele für ein Handtuch gehalten. Ich war ja so ein Blödian. Laura hatte das alles mit ihrer Großmutter abgesprochen.

Manchmal fiel ich dermaßen leicht auf die Leute herein.

Ich ließ meine Gliedmaßen zerfließen.

Fine stand verdattert herum.

»Fuck«, sagte Laura. »Oma ist im Bad!« Danach begann sie einen lauten Singsang, an die Worte erinnerte ich mich sofort: »Ben Vogt, rühr dich nicht, die Göttin schenkt nur eine Form, Ben Vogt, rühr dich nicht …«

Fine erbleichte. »Ich – ich mach das, aber dann ruf ich deinen Vater an.«

Meine Oberarme und mein Becken zerflossen noch, doch danach wurde das Gewebe von Schultern und Unterbauch nur mehr pelzig. Ich bemühte mich, konzentrierte mich, merkte auch, wie beides ganz langsam nachgab. Ich würde deutlich länger brauchen, aber ich war nicht hilflos.

Als Trude schläfrig herbeitorkelte, war mein Torso zu Dampf geworden.

Halb in der Tür fiel sie etwas unsanft auf die Knie. Sie griff nach der Kreide. Jetzt erkannte ich das komplette Ausmaß meiner Dummheit. Nicht nur hatte Trude Laura dazu

gebracht, mich zu ihr ins Zimmer zu locken, die Alte war sehr wohl an der Zeichnung beteiligt gewesen. Diese Zeichen waren kein fehlgeschlagener Versuch, mich auszusperren. Trude hatte einen Käfig vorbereitet, um mich einzusperren!

Sie zeichnete die letzten Striche.

Laura verstummte.

Ich schoss nach vorne, schwebte viel zu schnell über den Hochflorteppich und fing mich erst knapp vor der Türschwelle. Nein, ich tat ihnen nicht den Gefallen, ungebremst gegen die magische Wand zu knallen. Ich floss wieder zu meiner normalen Gestalt zurück.

Die Alte rappelte sich auf. »Ich habs gesagt, junger Mann. Ich exorzier dich.«

Sie trat in das Zimmer.

Ich wich vor ihr zurück. Ich trat dabei vorsichtig um den Teppich herum. Trude folgte mir, blieb aber vor dem Teppich stehen und bückte sich ächzend. Dann zog sie ihn weg.

Darunter kam der doppelte Kreidekreis zum Vorschein, aber er hatte eine komplexere Gestalt als noch vor zwei Nächten. Ein Pentagramm war nun in der Mitte des inneren Kreises gezeichnet, die freien Flächen dicht mit Formeln beschrieben. Um den äußeren Kreidekreis herum verteilten sich drei kleinere Ringe, jeder vielleicht groß wie zwei Handteller und beschriftet mit seinen eigenen Symbolen.

Die Hexen hatten ein Ritual für mich vorbereitet.

Dafür nahmen sie den Kreis zu Hilfe, in dem Laura ihre Opfer an Lilith darbrachte.

Ich fragte mich, mit wie vielen Toten sie das schon gemacht hatten.

Ich räusperte mich, wandte mich zu Laura und sagte: »Wenn du mir doch noch helfen willst, wär jetzt ein guter Zeitpunkt.«

Laura starrte mich ungläubig an. Sie hatte eine Hand in ihre Bettdecke gekrallt.

»Oh«, sagte ich.

Währenddessen traf mich die Decke. Sie stieß mich auf den Kreis, begrub mich und presste mich unerbittlich nieder.

»Mensch, Oma!«, rief Laura aus. »Bist du eingepennt oder was?«

Ich drückte auf Knien und mit den Händen gegen den Stoff. Als ich mir dabei die Schulterblätter brach, japste ich vor Schreck.

Trude sagte: »Ich hab zwei von meinen Söhnen überlebt, du undankbares Kind. Was glaubst du, wie schwer des an mir gezogen hat, als ich im Bad hab warten müssen.«

Ich schlug mit dem Kopf auf den Boden.

»Ach, Oma.«

Während die Hexen schwiegen, zitterten mir die Muskeln. Ich konnte das Becken nicht mehr bewegen, es war zwischen Boden und Decke eingeklemmt. Bald knackte es.

»Er war halt so süß. Hast du gesehen, wie schön er jetzt ist?«

»Geh ruhig, Kind, du musst es nicht mit anschauen.«

»Danke, Oma.« Nackte Füße tapsten aus dem Raum.

Ich kauerte in meiner Nebelform unter der Bettdecke, doch nach Kurzem löste sich der Druck von mir. Ich war frei, breitete mich aus, schoss aufwärts, dann zur Seite. Aber ich knallte gegen Wände. Ich floss zu meiner Menschengestalt zusammen. Ich fluchte. Schlug gegen eine unsichtbare Mauer. Sammelte mich. Das brachte doch nichts. Ich musste Ruhe bewahren. Ich sah mich um. Tastete nun bedachtsam.

Offensichtlich hatten mich die Hexen in einem magischen Zylinder gefangen, der mit dem inneren Bannkreis am Boden begann und an der Decke endete.

Jetzt erschloss sich mir auch der Zweck der drei kleineren Kreise. Sie waren für die Hamster vorbereitet. In einem von ihnen lag ein sterbender Nager. In seinen Bauch war der Becher eines Cocktail-Shakers getrieben. Das Tier krümmte sich, war erkennbar noch nicht tot, nur würde es das mit dieser Bauchwunde bald sein.

Ich tastete noch mal über den Zylinder, der mich umgab. War das wirklich ihr Ernst? Er ging gar nicht als sauber geformter Zylinder vom Boden zur Decke. Er folgte der Form des Bechers. Der in Blut getränkte Shaker stand für das magische Gefängnis, das mich hielt.

So pragmatisch also formten die Hexen aus fremdem Leben ihre Magie.

Gar nicht blöd, eigentlich.

Wenn ich doch nur an diesen Hamster herankäme!

Trude kniete vor einem anderen der kleinen Kreise und arbeitete konzentriert. Sie hatte einen der Hamster am Nacken gepackt. In der Mitte des Kreises, Pfoten voran, drückte sie ihn nieder, ein Gemüsemesser in der freien Hand. Das Tier atmete heftig. Ich hörte es, aber ich roch seine Gefühle nicht, der Bannkreis hielt diese anscheinend ab. Neben dem Ritualkreis lagen einige Reißnägel und Nähnadeln.

Der dritte Kreidekreis blieb vorerst hamsterfrei, aber darin stand nun ein kleiner Campingkocher, auf dessen Halterung die Hexen einen schmalen, hohen Metallkorb angebracht hatten. Ein Feuerzeug lag bereit.

Ich schüttelte mich.

Lieber konzentrierte ich mich auf Trudes unmittelbare Arbeit.

»Den Leib, entleib ihn«, sagte die Hexe laut, »den Geist, verweb ihn. Vom Diesseits, lös die Verbindung.«

Ich brauchte einen Plan, dem Bannkreis zu entkommen, bevor sie ihren Zauber abgeschlossen hatte. Dabei sollte ich echt nicht warten, bis sie den dritten Nager holte. Ganz ruhig tastete ich erneut die Decke ab. Dann drückte ich stärker. Schließlich schlug ich gegen die magische Wand.

Es war nicht einfach, ruhig zu bleiben.

»Dem Jenseits führ ihn zu. Den Drudenfuß, er spür ihn.«

Jetzt quiekte der Hamster. Das, was ich sah, verursachte ein unangenehmes Kribbeln tief in mir. Immerhin tat Trude es mir an, indirekt.

Sie ritzte mit dem Messer den kleinen Hals des Tieres ein. Das erste Rot sammelte sich unter den Vorderpfoten und um die Nase des Nagers, doch er hielt still. Menschen machten das auch manchmal, stillhalten, wenn sie stark bluteten, gerade im Brust- oder Kopfbereich. Das machte die Todesangst, aber ebenso der niedrige Blutdruck, rasch wurde einem schwindelig, bald kam die Ohnmacht.

Der kleine Kreis füllte sich schnell.

Die Außenkanten des Pentagramms, in dem ich eingesperrt war, wurden warm. Sie kribbelten unter meinen Füßen, schon glühten sie. Fluchend zog ich die Füße ins Innere zurück. Es fühlte sich an, als hätte ich mich an einer Kerze verbrannt. Kurz darauf war es sehr, sehr warm innerhalb dieses Pentagramms. Was konnte ich tun? Sie ablenken? Um Gnade flehen?

»Laura!«, brüllte ich.

Aber Laura antwortete nicht.

In ihr Schweigen hinein rief ich: »Du bleibst nicht mal im Raum?«

Trude drehte das blutleere Tier auf den Rücken. Sie griff nach den Reißnägeln. Mit ihnen drückte sie die Pfoten gegen den Holzboden. Die Nase des Hamsters fixierte sie mit einer

dicken Nähnadel. Die Anordnung der Nägel und der Nadel passte zu den Zacken meines Pentagramms. Ich sah den Nager, gekreuzigt in Pentagrammform, und hatte Angst um mich selbst.

»Die Seele, halt sie«, wiederholte Trude. »Vom Diesseits, lös die Verbindung. Dem Jenseits, führ ihn zu. Der Drudenfuß, er schließ ihn ein.«

Die Kanten des Pentagramms, die bisher nur am Boden heiß waren, zogen sich nun aufwärts. Ich drückte mich zusammen.

Außerdem brachte ich meine Finger in Sicherheit.

»Den Leib, entleib ihn. Den Geist, verweb ihn.«

Das Pentagramm verhärtete sich zu einer glühend heißen Mauer. Meine Beine hatten gerade so in zwei Zacken Platz, die Schulter musste ich verdrehen. Einige Zehen sowie die Außenknochen meiner Hüfte brannten, verschrumpelten, wurden schwarz. Die Hitze zog in meinen Körper, zugleich zitterte ich vor Schmerzen. Würde ich als Nebel sterben? War es das, was Trude vorhatte? Mich schlicht demütigen?

Ich schlug gegen die Wand.

Das verkohlte meine Handflächen.

»Verdammte Hexe!«, brüllte ich sie an.

Sie sah auf. »Laura hat recht gehabt, die ganze Zeit schon. Damit hat sie mir geholfen, dass ich die richtigen Zauber find. Du bist eine Seele, Ben Vogt, deinem Körper bist du verloren gegangen. Nur bald ist es aus mit dir, dann gehörst du der Lilith.«

»Bitte, Trude, ich tu, was immer ihr wollt.«

»Die Laura hat dir genug Chancen gegeben.«

»Genug Chancen? Zu ihrem Sklaven hätte sie mich gemacht! Das hätte ich akzeptieren sollen?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Dumm war es schon.«

Ich starrte sie an.

Das war es? Ich würde sterben, um eine Dummheit auszumerzen?

Statt noch etwas zu sagen, schaltete sie den Gasbrenner ein und fummelte am Feuerzeug. Mit einem »Blob« ging das Gas an. Sie erhob sich ächzend, dann packte sie das letzte quiekende Bündel. Sie ließ es in den Metallkorb fallen, der auf dem Gasbrenner montiert war, und hielt den Korb vorsichtig oben fest. Das Tier versuchte verzweifelt, der Flamme zu entkommen. Es quietschte in hohen Tönen. Der Brenner schmorte sich durch Haare und Fleisch.

Trude rief: »Lilith, Herrin vom Blut, der Kreis bindet für dich. Des Gebundene zu nehmen, tu ihn öffnen für dich.«

Aus der Pentagramm-Mauer leckten pechschwarze Flammen. Diese fraßen eine Hand, noch bevor ich sie wegziehen konnte. Ich schrie vor Schmerz.

Die Asche sog es in die Decke.

Da lachte ich. Pechschwarze Flammen! Pech! Ich hatte die Lösung gefunden. Meine Rettung! Ich trug Xavers Hölle in mir, aber jetzt würde ich ihn dort herausholen. Sollte die Hexe doch damit leben, dass sie ihren eigenen Sohn ihrer Göttin opferte.

»Denken Sie«, fragte ich deshalb, »dass Xaver Ihnen noch etwas sagen möchte?«

Dann drückte ich meine Brust in das schwarze Feuer.

Es schmerzte höllisch.

Fleischbrocken lösten sich auf.

Sie gaben meine Rippen frei.

Ich riss mich los. Einige Knochen blieben an der Flammenwand hängen, bevor sie in Asche aufgingen. Allerdings hatte ich die Enge des Pentagramms nicht bedacht, denn schon knallte ich mit dem Hinterkopf an die rückseitige Feuerwand,

es fraß mir Stücke aus meinem Schädel, ich verlor fast das Bewusstsein.

Was wollte ich tun? Ach ja.

Mit dem verbliebenen Arm griff ich in meinen aufklaffenden Oberbauch. Ich ertastete meinen Magen und fetzte ihn heraus. Ich präsentierte ihn Trude wie ein Geschenk. Mir wurde schwindelig dabei.

Jetzt verstand sie es. »Lass meinen Xaver aus dem Spiel!«

»Dumme Haushexe«, sagte ich noch, dann brach ich zusammen. Ich knallte mit Fingern, Rücken, Gesicht an die Wände.

Überall brannte es.

Haut und Fleisch lösten sich.

Dann verschwanden die schwarzen Flammen.

Stattdessen füllte Pech mein Gefängnis aus. Mir stieß der Geruch fauliger Eier in die Nase.

Ja! Meine Hölle hatte das Feuer gelöscht.

Ich lag komplett verdreht in der Enge des Pentagramms und beobachtete staunend, wie das Pech Löcher in die magischen Wände fraß. Tatsächlich loderten die Flammen immer wieder neu auf, aber sie blieben kraftlos und zerfielen schnell. Dicke Rauchschwaden quollen aus dem Pentagramm heraus und füllten den inneren Kreis.

Irgendwo unterhalb meines Arm musste der Magen gelandet sein, denn dort wuchs Xavers Kopf hervor. Bald drängte sich der ganze Xaver mit mir auf dem engen Pentagrammboden. Gut sah er nicht aus. Seine Haut war rissig, überzogen von Pech und fleischigen Verbrennungen. Er passte zu mir.

Mit meiner verbliebenen Hand, die nur noch aus schwarzen Knorpeln bestand, packte ich Xavers Kopf und schlug ihn gegen eine Zacke.

Das Pentagramm brach. Es zerriss den mittleren Hamster.

Ich lachte wie verrückt. Das war es! Für uns zwei Seelen hätte sie eher drei Hunde gebraucht!

Trude allerdings flüsterte ihren Zauber weiter.

Sie wollte tatsächlich das Ritual beenden. Uns beide vernichten.

Einen starken Willen hatte sie, das musste man ihr lassen.

Trotzdem war jetzt alles wieder offen.

Ich rappelte mich auf. Das ging nun leichter, da wir mehr Raum hatten. Xavers Kopf hielt ich weiterhin in der Hand. Sobald ich einen guten Winkel fand, knallte ich ihn gegen den Kreis. Sein Kopf oder die magische Wand – eines von beiden würde schon brechen.

Da fiel mir die Stille auf.

Trude schwieg nun. Die Hexe hatte ihren Zauberspruch beendet.

Ich spürte etwas Neues. Ein Flirren im Bannkreis. Es fühlte sich an wie der Wind, der Gevatter Tod begleitete. Es zog an mir. Ich fiel auf die Seite. Einer meiner Füße waberte in dicken Brocken davon.

Xaver wand sich aus meinem Griff, streckte seine Hand aus und drückte sie gegen den Kreis. Pech rann die unsichtbare Wand hinunter.

»Mama«, keuchte er.

Trude hielt sich den Mund. Sie schluchzte.

Das Flirren zog in seine Richtung. Es fuhr glatt durch ein Knie und fraß sich seinen Unterleib hinauf. Xaver stöhnte auf. Ein Arm zerstob, gefolgt von großen Teilen seiner Haut.

Trude schrie. Sie drückte von der anderen Seite gegen den Bannkreis, weinte, wollte ihren Sohn liebkosen.

Die fremde Kraft fraß sich währenddessen auch in meinen Torso hinein. Ich hockte nur so da, verstümmelt, einge-

zwängt, mich auflösend. Ich versuchte, in den Kopf zu bekommen, warum es für mich nicht geklappt hatte.

Xaver war es gewesen. Sein Schädel hatte einfach nicht gereicht.

Er brabbelte unverständliches Zeug, rief auch mehrmals erneut nach seiner Mama. Das Flirren hatte bei ihm die Körperhälfte gewechselt und rupfte nun fröhlich Fingerkuppen von seiner verbliebenen Hand.

Ich bereitete mich auf mein Ende vor.

Da wischte Trude den Cocktail-Hamster aus seinem Kreis.

Xavers zerstörter Körper fiel in die Arme seiner Mutter.

Ich landete rücklings auf dem Boden.

Ich war frei!

Trude liebkoste den verbrannten Kopf ihres Sohnes.

Währenddessen lagen sein zerstörter Unterleib und sein Bein immer noch im Bannkreis. Das Flirren fraß unverändert an ihm weiter.

Wie übrigens auch an mir. Ich griff nach dem Gestell von Miriams Bett und hievte meine eigenen Reste aus dem Kreis. Dann biss ich in den Fuß des Bettes, streckte meine Hand durch den Kreis und drückte schwarze Finger tief in Xavers Bein.

Das Flirren rupfte an mir.

Ich machte einen einzigen Ruck und legte dabei meine ganze Kraft hinein.

Zähne brachen.

Finger verschwanden.

Es riss mir die Hand ab.

Aber es zog Xaver zurück in den inneren Kreis.

Auch Trude hatte ich komplett überrumpelt. Sie hielt ihren Sohn fest, verlor jedoch das Gleichgewicht und kippte ihm hinterher in den Bannkreis hinein. Schon bildeten sich Brand-

flecken auf der Haut der Frau. War das nicht lustig, wie ihre eigene Zauberei sie angriff? Sie rappelte sich auf und schob sich aus dem Bannkreis. Sie wimmerte.

Das Flirren brauste um Xavers Kopf. Sein Torso franste aus wie das Innere einer ausgepressten Orange. Gelegentlich zuckte er dabei.

Ich lachte heiser. Die Hexe konnte ihrem Sohn jetzt nicht mehr helfen, ohne selbst zu sterben. Ihr Leid schwappte durch mich hindurch. Rasend schnell bogen sich wieder Rippen über meinen leeren Brustkorb. Zähne kehrten zurück an ihren Platz. Der Unterleib, die Beine, der Arm und beide Hände folgten. Auf meiner Haut stellten sich Härchen auf. Meine Haare fielen mir ins Gesicht.

Xavers Rest zerstob zu Asche. Er raste zur Decke. Dort blieb ein kreisrunder schwarzer Fleck zurück.

Trude starrte auf den Fleck. Dann sackten ihre Schultern ein. Sie weinte nun tonlos.

Ein abgenagter Unterschenkel lag teilweise im Kreis, teilweise außerhalb, als wäre er irgendwie vergessen worden. Ich rappelte mich auf und legte ihn in den Bannkreis hinein, aber da tat sich nichts mehr.

Also nahm ich den Knochen. Er war ziemlich scharfkantig. Er fühlte sich gut an in der Hand. Ich stand auf.

Trudes Blick war leer, ihr rannten stille Tränen über die Wangen. Sie war eine gebrochene Frau. Ich hatte gesiegt. Meine Faust ballte sich um den spitzen Knochen, dann rammte ich ihn in ihre Brust. Sie griff danach, fast liebevoll, bevor ihr Körper erschlaffte.

Ihr Hinterkopf knallte auf das Parkett.

Sie atmete leise und regelmäßig.

»Schöne Träume«, sagte ich.

»Laura, lass mich raus.« Ich stand an der Schwelle mit dem magischen Zauber. »Laura?«

Laura ließ sich nicht blicken. Fine kam kurz aus ihrem Schlafzimmer heraus, schrie blöd auf und rannte direkt wieder zurück.

»Laura«, sagte ich, »deine Großmutter lebt noch, es ist alles halb so schlimm.«

Ein Schlüssel drehte sich in der Wohnungstür.

»Anton!« Fine riss die Schlafzimmertür auf und rannte auf ihn zu.

Er trat durch die Tür und schob seine Frau beiseite. »Ich bin so schnell gekommen, wie ich konnte.«

Fine begann: »Trude –«

»Laura, wie siehst du denn aus«, sagte er.

»Laura!«, brüllte ich.

»Papa, geh da nicht rein.« Sie erschien in meinem Blickfeld, musterte mich, spähte an mir vorbei. Ein letzter Seitenblick zu mir, danach stellte sie sich mitten in die Tür. Mit leicht belegter Stimme sagte sie: »Papa, vertrau mir.«

Anton trat vor sie. Er flüsterte: »Mein Gott.«

Ich konnte seine Angst riechen. Er legte seine schwere Hand auf Lauras Schulter.

»Nein«, sagte sie.

Doch er schob sie weg.

»Papa!«

Dann trat er an mir vorbei.

Laura und ich sahen es gleichzeitig. Steinchen von seinen Schuhen brachen die Linie, nur an einer kleinen Stelle.

Sie warf sich auf die Knie.

Ich sprang über sie hinweg.

Sie wischte den Schmutz hinfort, aber da stand ich bereits im Gang.

»Ja!«, rief ich. Ich war frei, ich war wirklich frei! Bald würde ich das Mietshaus hinter mich lassen. Fehlte nur noch eins. »Laura?«

»Geh jetzt«, flüsterte sie. »Ich geb dir dein Versprechen zurück. Du brauchst es nicht mehr erfüllen. Sei frei. Aber geh, Ben, geh einfach.«

Erst fühlte es sich gar nicht anders an, dann wurde mir die Brust leicht. Ich lachte auf.

»Danke«, sagte ich und wandte mich zur offenen Tür. Endlich hatte sie mir gegeben, was ich brauchte. Ich würde diese Treppen hinuntersteigen und das Haus verlassen, ohne weiter verfolgt zu werden.

Ich stutzte. Draußen suchte mich immer noch der Reiniger. Würde mein Aufenthalt, nach all dem, was mir widerfahren war, wirklich so enden, wie er angefangen hatte? Dass ich wieder davonlief?

Das akzeptierte ich nicht. Jemand musste mich vom Reiniger befreien. Laura würde das nicht tun, hatte das nie vorgehabt. Nein, von ihr erwartete ich keine Hilfe. Mein Zeichner, das nutzlose Wesen, hatte schon in den Wochen zuvor jede Gelegenheit ausgelassen, mir zu helfen.

Doch es gab da jemanden. Er forderte nur die Münze einer Seele.

Anton kniete inzwischen bei Trude. Zwei Finger tasteten nach ihrer Halsschlagader. Während er ihren Puls nachspürte, starrte er auf den Bannkreis. Auf die drei toten Hamster. Er musste mehrmals neu ansetzen.

»Hast du den Notruf informiert?«, fragte er Fine.

Seine Frau starrte schweigend in die Leere.

»Hast du?«, brüllte er sie an.

Ich wandte mich zu Laura: »Ihr habt Miriam also nicht geopfert?«

»Mensch Ben! Du hast doch mit Xaver gesprochen, oder? Miriam ist weg, irgendwo, du suchst sie umsonst.«

Anton sah erschrocken zu Laura.

»Papa, ich habs dir gesagt, wir haben einen Besucher.« Laura blinzelte Tränen weg. Sie wandte sich zurück zu mir: »Hau endlich ab. Es gibt nur einen magischen Verbrecher und das bist du!«

»Allerdings versteckt sich noch ein Verbrecher unter den Einfachen, nicht wahr?«

Anton schüttelte sich. Er löste seine Augen von Laura. Dann stand er auf und zog sein Mobiltelefon hervor.

Na gut, möglicherweise lebte Miriam noch. Doch selbst dann wollte ich sie finden.

Der Weg führte über Anton.

Oder vielleicht holte ich mir einfach seine Münze.

»Du musst gehen.« Laura legte Magie in ihre Stimme. Sie sah mich fest an und schob ihr Kinn vor. »Du musst gehen.«

Es trieb mich einen Schritt zurück.

Aber ich roch auch ihre Angst.

Sie hatte nicht die Kraft.

»Vorher hole ich deinen Vater«, sagte ich.

ENDE DER LESEPROBE

Lust auf die Auflösung?
Hol dir das Buch jetzt! Klick auf den folgenden Link, dann kommst du direkt zu deiner Lieblingsbuchhandlung.

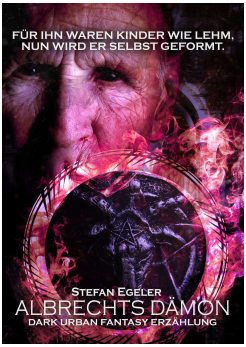
Amazon

Hugendubel

Thalia

BETRITT OKKULTLAND!

In meinem kostenlosen Newsletter *Berichte aus Okkultland* erhältst du die Dark Urban Fantasy Erzählung *Albrechts Dämon*:



Der Lehrer Albrecht sieht seine Schüler als Lehm, den es zu formen gilt. Doch er begegnet etwas sehr Altem. Und wird selbst geformt ...
Zusätzlich zum E-Book erhältst du dunkle Neuigkeiten aus meiner Schreibwerkstatt, Infos zu Neuerscheinungen, Buchtipps, XXL-Leseproben und Microstories. Hol dir das kostenlose Paket unter

www.stefanegeler.de/berichte-aus-okkultland

IMPRESSUM

Leseprobe der

E-Book Ausgabe
1. Auflage 2021
Überarbeitete und korrigierte Neufassung.
Ursprünglich im Jahr 2016 als »Der Traumjäger« veröffentlicht.

© 2016, 2021 Stefan Egeler
www.stefanegeler.de

Ich freue mich über Lob, Kritik und Fragen an:
kontakt@stefanegeler.de

Deine Anerkennung ist meine wichtigste Währung.
Wenn dir dieses Buch gefallen hat, bitte bewerte es online bei deinem Händler!

Cover: © Eva Baumann Design

Herstellung und Verlag:
Stefan Egeler
c/o Papyrus Autoren-Club
R.O.M. Logicware GmbH
Pettenkoferstr. 16-18
10247 Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Autors wiedergegeben werden.

INHALTSVERZEICHNIS

BETRITT OKKULTLAND!
PROLOG
KAPITEL 1
KAPITEL 2
KAPITEL 3
KAPITEL 4
KAPITEL 5
KAPITEL 6
KAPITEL 7
KAPITEL 8
KAPITEL 9
KAPITEL 10
KAPITEL 11
KAPITEL 12
KAPITEL 13
KAPITEL 14
KAPITEL 15
KAPITEL 16
KAPITEL 17
KAPITEL 18
KAPITEL 19
KAPITEL 20
KAPITEL 21
ENDE DER LESEPROBE
BETRITT OKKULTLAND!
IMPRESSUM
INHALTSVERZEICHNIS